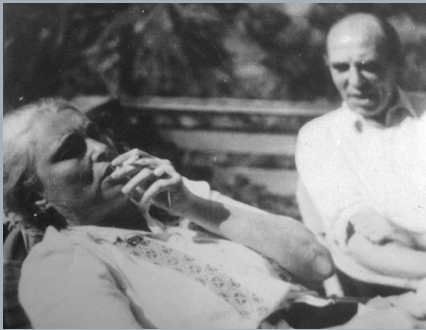


Von Hölderlin bis Jünger

Zur politischen Topographie der Literatur
im deutschen Südwesten

Hrsg. von Thomas Schmidt und Kristina Mateescu



lpb

Landeszentrale für politische Bildung
Baden-Württemberg

Schriften zur politischen Landeskunde
Baden-Württembergs

Band 51

Herausgegeben von der Landeszentrale
für politische Bildung Baden-Württemberg

Thomas Schmidt und Kristina Mateescu (Hrsg.)

Von Hölderlin bis Jünger

Zur politischen Topographie
der Literatur im deutschen Südwesten

Landeszentrale für politische Bildung
Baden-Württemberg

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

1. Auflage 2020

Verlag W. Kohlhammer GmbH
in Verbindung mit der Landeszentrale
für politische Bildung Baden-Württemberg
Alle Rechte vorbehalten

© 2020 Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Umschlagfotos (von links oben nach rechts unten):
Deutsches Literaturarchiv Marbach; Landesmedienzentrum Baden-Württemberg; Ursula Barthelmeß-Weller, Privatarchiv, Berlin; picture alliance/dpa

Gesamtherstellung: W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

Print:

ISBN 978-3-945414-61-3

E-Book-Formate:

epub: 978-3-945414-62-0

mobi: 978-3-945414-63-7

Kein Zweifel – Literatur ist politisch! Schon immer haben Schriftstellerinnen und Schriftsteller mit ihren Ausdrucksmitteln die Stimme erhoben und Menschen zum Nachdenken angeregt. Ob Literatur emanzipatorisch und aufklärerisch wirkt, ob sie Freiheit schafft, ihre Leserinnen und Leser zu guten Menschen macht und ob es „gefährliche“ Bücher gibt, über diese Fragen entscheiden nicht zuletzt die jeweils zeitgenössischen Umstände, aber auch die Rezeptionsgeschichte von Literaturschaffenden und ihren Werken. Längst ist das Literarische als Zugang und Vermittlungsprinzip auch in der politischen Bildung anerkannt und mit großer methodischer Vielfalt praktiziert.

Gerade die besonders dichte literarische Erinnerungslandschaft im deutschen Südwesten zeugt davon, dass Schriftstellerinnen und Schriftsteller Politik und Gesellschaft, Herrschaft und Unterdrückung, Gewalt und Krieg, aber auch Freiheitsbestrebungen und Demokratie thematisiert haben. Sie haben Herrschende und Regierende kritisiert und herausgefordert, aber auch legitimiert und gestützt, je nach historischem Kontext. Viele der Literaten sind dadurch – teils mit Verzögerung – zu Ehren gekommen, andere haben sich nachhaltig diskreditiert, bei nicht wenigen gilt es die differenzierten Schattierungen zwischen Schwarz und Weiß zu bewerten.

Der vorliegende Band der *Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs* thematisiert anhand von annähernd vierzig Beispielen, wo sich in der literarischen Topographie des deutschen Südwestens Politik und Literatur begegnet sind. Unser herzlicher Dank gilt dabei dem Herausgeber Dr. Thomas Schmidt, dem Leiter der „Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg“ (alim) am Deutschen Literaturarchiv Marbach. Ihm ist es gelungen, ausgewiesene Expertinnen und Experten, jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Aktive aus dem Feuilleton und der Literaturpolitik zu versammeln, die in diesem Buch eindrucksvolle Beispiele für das politische Wirken von Literatur liefern. Dass die Auswahl subjektiv, aber begründbar, gleichzeitig natürlich auch lückenhaft ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Den Verfasserinnen und Verfassern

der Texte sei hier ebenso herzlich gedankt. Ihnen ist es gelungen, auf knapp bemessenem Raum und in gut leserlicher Form ihre Forschungsergebnisse zusammenzufassen und damit Texte zu liefern, die erste Anstöße geben und sicherlich zum Weiterlesen animieren.

Ein herzlicher Dank geht auch an Kristina Mateescu, die in wahrer Kärnerarbeit die Texte lektoriert, in der Form vereinheitlicht und bebildert hat. Ebenfalls zum Gelingen des Bandes beigetragen hat Carina Klara Moser aus Tübingen. Dank gebührt ebenso den zahlreichen Archiven, Forschungseinrichtungen und Privatpersonen, die uns die Abbildungen zur Verfügung gestellt haben. Nicht zuletzt danken wir Dr. Peter Kritzingen vom Verlag W. Kohlhammer für die umsichtige Gesamtbetreuung des Projekts.

Stuttgart, im September 2019

Lothar Frick
*Direktor der Landeszentrale
für politische Bildung*

Prof. Dr. Reinhold Weber
*Leiter der „Schriften zur politischen
Landeskunde Baden-Württembergs“*

Zu der dichten und vielfältigen Erinnerungslandschaft in Baden-Württemberg gehören nicht nur die „klassischen“ Gedenk- und Erinnerungsstätten, die an die Verbrechen der Nationalsozialisten, an das von ihnen ausgelöschte jüdische Leben im Südwesten oder an die Demokratiegeschichte erinnern, sondern auch die zahlreichen Orte, an denen Schriftstellerinnen und Schriftsteller Geschichte geschrieben haben. Wie in einem Brennglas bündeln sich hier Biographien, Ereignisse und literarisches Schaffen, die unser Land und seine Menschen nachhaltig geprägt haben.

Dabei liegen Licht und Schatten oft eng beieinander. Viele Literaturschaffende haben sich für Menschenrechte und Demokratie stark gemacht. Sie waren mit ihren Werken und als Person den Herrschenden ein Dorn im Auge. Sie haben dazu beigetragen, den Lauf der Geschichte zum Positiven zu beeinflussen und der „Freiheit eine Gasse zu schlagen“. Viele von ihnen wurden dafür kriminalisiert und verfolgt. Sie zeigen, dass es Aufgabe von Literaten sein kann, sich einzumischen und zu intervenieren. Literaturschaffende können Bürgerinnen und Bürger mit gewichtiger Stimme sein, denen zugehört wird. Andere wiederum haben die Nähe zur Macht gesucht, haben sich den Mächtigen angebeidert und mit ihrer Literatur deren Machtstellung gefestigt.

Mit diesem Band in der Reihe *Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs* präsentiert die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg 38 Beispiele von Literaten, die sich im Positiven wie im Negativen, bisweilen auch in den manchmal unübersichtlichen Grauzonen dazwischen, politisch engagiert haben. Dieses Buch ist damit nicht nur eine kurzweilige „kleine Literaturgeschichte“ des deutschen Südwestens, sondern vielmehr ein Werk, das zur historisch-politischen Bildungsarbeit anregt. Die Themen reichen von der Freiheitsbewegung des Vormärz, der Deutschen Revolution 1848/49, dem Wilhelminischen Zeitalter und dem Ersten Weltkrieg als der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ bis hin zur Weimarer Republik, dem „Dritten Reich“, der Wiederbegründung der Demokratie nach 1945 und zur jüngeren Zeitgeschichte. Das Buch ist damit auch eine Ge-

schichte der Demokratie im deutschen Südwesten – mit allen ihren Erfolgen, aber auch Verwerfungen und Katastrophen. Einige der Bände der Schriftenreihe der Landeszentrale für politische Bildung sind längst zu echten Standardwerken der landeskundlichen Literatur Baden-Württembergs geworden. Das wünsche ich auch diesem anregenden Buch!

Muhterem Aras MdL

Präsidentin des Landtags von Baden-Württemberg

Vorwort	5
Geleitwort	7
<i>Thomas Schmidt</i> „Dubios“ und „garstig“? Einleitende Bemerkungen zum Verhältnis von Literatur und Politik	13
<i>Wolfgang Ranke</i> Schubart in Ketten: Von Ulm zum Hohenasperg	31
<i>Ulrich Gaier</i> Hölderlin und der Rastatter Kongress	39
<i>Martin Frank</i> Die Ermordung August von Kotzebues durch den Studenten Karl Sand in Mannheim	51
<i>Helmuth Mojem</i> Wilhelm Hauffs Tübinger „Burschenleben“	63
<i>Achim Aurnhammer</i> Georg Büchners Rede über die vierhundert Pforzheimer	73
<i>Helmuth Mojem</i> Ludwig Uhland aus Tübingen im Dienst der Freiheit	85
<i>Helmuth Mojem</i> Der zahme Freiligrath im Stuttgarter Cotta-Verlag	95

Stefan Knödler

Wie Friedrich Theodor Vischers Antrittsrede in Tübingen beinahe zu seinem Rauswurf führte 105

Thomas Schmidt

Der Besuch der Turner bei Justinus Kerner in Weinsberg 115

Irene Ferchl

Warum Hermann Kurz Eduard Mörike in Stuttgart die Freundschaft aufkündigte 129

Jens Kloster

Annette von Droste-Hülshoff auf gepackten Koffern während der Märzrevolution 1848 in Meersburg 141

Annika Differding

Georg Herwegh, Emma Herwegh und die Schlacht bei Dossenbach ... 151

Hansgeorg Schmidt-Bergmann

Joseph Victor von Scheffel und die Badische Revolution in der Residenzstadt Karlsruhe 163

Werner Witt

Wie Heinrich Hansjakob die Revolution nach Engen holte 173

Ulrich Stolte

Wie die Trauerfeier für Albert Dulk in Stuttgart und Esslingen zu einem sozialdemokratischen Großereignis wurde 183

Jan Eike Dunkhase

Königliche Ehren für Schiller in Marbach 193

Hubert Spiegel

Wie Anton Tschechows Tod in Badenweiler Ost und West einander näher brachte 201

Walter E. Schäfer (†)

Wie Moscherosch in Willstätt in Stellung gebracht wurde 211

<i>Kurt Oesterle</i>	
Wie Urach für Johannes R. Becher zum gelobten Land wurde	219
<i>Tilman Venzl</i>	
Carl Zuckmayer und Joseph Goebbels. Ein Jahr in Heidelberg und die Folgen	229
<i>Klaus Hockenjos</i>	
Auf Lenins Rat: Maxim Gorki im Schwarzwald	241
<i>Jürgen Glocker</i>	
Vladimir Nabokov im Südschwarzwald, oder: Die Bäume des Exils	251
<i>Bettina Schulte</i>	
Wie René Schickele von Badenweiler nach Frankreich blickte	261
<i>Andrea Albrecht</i>	
Emil Strauß' badische Bauernkolonien	271
<i>Kristina Mateescu</i>	
Reinhold Schneider und das „Wunder von Freiburg“	281
<i>Christine Sautermeister</i>	
Louis-Ferdinand Céline und die Vichy-Regierung in Sigmaringen	291
<i>Laura Marie Pohlmann</i>	
Wie Alfred Döblin in Baden-Baden dem eigenen Buchtitel zum Opfer fiel	303
<i>Lutz Winckler</i>	
Transit – Anna Seghers bei Curt Weller am Bodensee	313
<i>Julia Maas</i>	
Wie Johann Peter Hebel 1946 in Lörrach die Grenze öffnete	331
<i>Maximilian Eiden</i>	
Wie der schlesische Dichter Eichendorff nach Wangen kam	343

Siegmund Kopitzki

Warum die Stadt Konstanz die Wilhelm-von-Scholz-Straße umbenannte 355

Lore Kurtz

Wie Theodor Heuss und Thomas Mann in Stuttgart Friedrich Schiller feierten 367

Manfred Bosch

Von Waldkirch nach Waldkirch, oder: Die Weltreise des Max Barth ... 377

Caroline Jessen und Susanna Brogi

Berlin – New York – Marbach. Wie Kurt Pinthus' Bibliothek gerettet wurde 387

Anne Overlack

Jacob Picard erhält in Überlingen den Bodensee-Literaturpreis 401

Barbara Wiedemann

Paul Celan im Tübingen der Achtundsechziger 411

Volker Habermaier

Rolf Hochhuth, ein „furchtbarer Jurist“, und Brombach 421

Franz Schwarzbauer

Wie Ernst Jünger in Wilflingen Staatsgäste empfing, oder: Über die erstaunliche Karriere eines Nonkonformisten 431

Bildnachweise 443

Die Autorinnen und Autoren 445

„Dubios“ und „garstig“? Einleitende Bemerkungen zum Verhältnis von Literatur und Politik

Für die schöne Literatur lassen sich drei generelle Wirkungsfelder skizzieren: Sie richtet sich auf den einzelnen Menschen und bildet sein Inneres; sie bezieht sich auf sich selbst – *l'art pour l'art* –; oder sie zielt auf etwas ihr Äußerliches, auf die Gesellschaft. In diesem dritten Wirkungsfeld begegnen sich Literatur und Politik. Im Feuilleton, in der Literaturwissenschaft, vor allem aber auch von Schriftstellerinnen und Schriftstellern selbst ist diese Begegnung insbesondere im deutschsprachigen Raum sehr kontrovers diskutiert worden. Man bezeichnete sie als dubios.¹ Von einer „deutsche[n] Spezialität“² oder gar einem „deutsche[n] Verhängnis“³ war die Rede. Die Fronten waren mitunter verhärtet: Literatur, die sich politischen Zielen verschrieb, wurde – etwa als „Tendenzdichtung“ – nicht selten die ästhetische Qualität abgesprochen; man bezeichnete sie, selbst wenn sie handwerklichen Ansprüchen genügte, als minderwertig und vor allem unpoetisch. Dagegen wurde jener Dichtung, die ihre Absichtslosigkeit und ihre Zeitlosigkeit herausstellte, die sich fern von den Aktualitäten des Alltags ansiedelte und sich als Schutzraum des Schönen verstand, in dem allein Wahrheit denkbar und Freiheit möglich sei, Unverbindlichkeit, Folgenlosigkeit oder gar ethische Verantwortungslosigkeit vorgeworfen.

I.

Es war der Schwabe Friedrich Schiller, der diese Kontroverse in ihren Anfängen entscheidend mitbestimmte. Als junger Dichter war er nach dem großen Erfolg seines Dramas *Die Räuber*, das mit Kritik an Herrscherwillkür nicht sparte, vor dem despotischen Herzog Carl Eugen aus Württemberg ge-

1 Vgl. Jürgen Wertheimer (Hrsg.): *Von Poesie und Politik. Zur Geschichte einer dubiosen Beziehung*. Tübingen 1994.

2 Günther Rüther: *Einleitung*, in: ders.: *Literatur und Politik. Ein deutsches Verhängnis?*, Bonn 2013, S. 9.

3 Vgl. ebd. den Untertitel des Bandes.

flohen. Ein gutes Jahrzehnt später schränkte Schiller den gesellschaftspolitischen Bezug der Dichtung angesichts der gewaltsamen Folgen der Französischen Revolution radikal ein. In der Ankündigung der Zeitschrift *Die Horen*, die zu den Gründungsdokumenten der deutschen Klassik zählt, heißt es, dass „der Kampf politischer Meinungen und Interessen [...] nur allzuoft Musen und Grazien“ verscheuche. Daher seien in seiner Zeitschrift „alle Beziehungen auf den *jetzigen* Weltlauf und auf die *nächsten* Erwartungen der Menschheit“ verboten. Allein das „rein“ Menschliche, das „über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist“, sei in den *Horen* und der Kunst erlaubt; die „politisch geteilte Welt“ sei nur „unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen“.⁴

Mit dieser Grenzziehung war Schiller nicht allein. Zeitgleich mit ihm stießen die Weimarer Klassiker Johann Wolfgang Goethe und Johann Gottfried Herder ins gleiche Horn. Herder dekretierte, dass die Poesie „unter den Händen der Politik eine kurzsichtige, leidenschaftliche Verläumderin“⁵ werde. Und Goethe trieb „die politische Stimmung aller Menschen“ zuweilen dazu, um sich einen Kreis zu ziehen, „in welche[m] ausser Lieb und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann“.⁶

Der Literatur war im ausgehenden 18. Jahrhundert viel aufgeladen in einem Land, das wegen seiner staatlichen Zersplitterung an der beginnenden Konkurrenz der Nationen nicht gleichberechtigt teilnehmen konnte und in dem die Herrschenden dem erstarkenden Bürgertum keine eigenen Interessenvertretungen und nur wenig öffentliche Einflussnahme auf die Gestalt der Gesellschaft erlaubten. Die Nachrichten aus Frankreich, wo sich mit der Errichtung der Republik ein Terrorregime etabliert hatte, versprachen einer politischen Durchsetzung der im aufklärerischen Diskurs etablierten bürgerlichen Werte Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit nur wenig Erfolg.

In dieser historischen Situation ermächtigte sich die Literatur dazu, selbst den Menschen und die Gesellschaft zu bilden. Sie übernahm eine Ersatzfunktion für die rudimentäre politische Öffentlichkeit, und sie sorgte auch dafür, dass sich die Deutschen im nationalen Vergleich mit Engländern und Franzosen nicht im Hintertreffen fühlten. Dazu hat sie sich „neu erfunden“.

4 Friedrich Schiller: Ankündigung. *Die Horen*, eine Monatsschrift [1794], in: Schillers Werke. Nationalausgabe, Bd. 22: Vermischte Schriften, hrsg. von Hermann Meyer, Weimar 1958, S. 106.

5 Johann Gottfried Herder: Briefe zu Beförderung der Humanität. 8. Sammlung, Riga 1796, S. 167 (106. Brief).

6 Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Heinrich Jacobi, 19.8.1793, in: Goethes Werke, hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, Abt. IV, Bd. 10, Weimar 1987, S. 104 ff., hier S. 105.

Es kam zu einer Neuvermessung ihrer sprachlichen und ästhetischen Möglichkeiten und zu deren Verankerung im neuen, bürgerlichen Menschenbild. Die überlieferten Normen für die Produktion und Rezeption literarischer Texte wurden mitunter radikal in Frage gestellt und Verbindlichkeiten gegenüber Religion, Moral und Geschichte gekündigt oder neu definiert. Diese Autonomisierung der Literatur, die auf den großen sozialen und kulturellen Umwälzungen des 18. Jahrhunderts beruhte, führte zu eben jener Selbstermächtigung, durch die Literatur und Kunst lange als jene galten, die die hehren Werte des modernen Menschen vor einem trivialen Alltag und einer „schmutzigen“ Politik in ein ewiges Reich der Schönheit retten könnten, um von dort aus die Gesellschaft humaner zu gestalten. Dass Politikferne damit nicht nur zu einem Kriterium für künstlerische Qualität, sondern auch für Bürgerlichkeit wurde, ironisiert bereits Goethe im ersten Teil des *Faust*, in dem ein Leipziger Philister das politische Lied „garstig“⁷ nennt.

Auch wenn es mit den Deutschen Jakobinern um Georg Forster oder Georg Friedrich Rebmann neben der Klassik bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert eine politische Literatur gegeben hat – Lieder, Theaterstücke und eine Publizistik, die trotz ihrer großen Qualität lange keine Anerkennung fand: Es dauerte knapp vier Jahrzehnte, ehe die Idee, den Menschen durch eine reine Literatur zur Humanität erziehen zu können, in eine ernsthafte Krise geriet.

Unterdessen waren die Napoleonischen Kriege überstanden; die alte Ordnung in Europa war 1815 auf dem Wiener Kongress restituiert und eine Heilige Allianz gegen jene liberalen Ideen geschmiedet worden, die mit der Französischen Revolution Furore gemacht hatten. Ausgelöst durch das Attentat des Studenten und Burschenschaftlers Karl Ludwig Sand auf den Erfolgsschriftsteller und russischen Gesandten August von Kotzebue, traten vier Jahre später im gerade gegründeten Deutschen Bund jene Karlsbader Beschlüsse in Kraft, mit denen die Revolutionsangst an den Höfen besänftigt und die nationalen und freiheitlichen Bestrebungen überwacht und bekämpft werden sollten. Dazu zählte auch ein Zensurgesetz, das die Einflussmöglichkeiten der Literatur auf die gesellschaftliche Meinungsbildung massiv einschränkte. Auf der anderen Seite formierte sich der Anspruch des Bürgertums auf politische Mitsprache gerade angesichts dieser Maßnahmen umso stärker, erhielt mit der französischen Julirevolution von 1830 neuen Auftrieb und entlud sich schließlich in ganz Europa in den revolutionären Ereignissen von 1848.

7 Johann Wolfgang Goethe: *Faust I. Eine Tragödie. Erster Theil*, hrsg. von Ulrich Gaier, Stuttgart 2011, S. 83 (V. 2092).

In diesem Prozess waren es vor allem Ludwig Börne, Heinrich Heine und das Junge Deutschland, die die sogenannte „Kunstperiode“⁸ Schillers und Goethes in Frage stellten, die Folgenlosigkeit einer absichtslosen, „nur“ schönen Literatur kritisierten und Texte forderten, die sich nicht mehr fern vom Tagesgeschehen und den Problemen der Gesellschaft ansiedelten. So warf Börne Goethe vor, er habe nie „ein armes Wörtchen für sein Volk gesprochen, er, der früher auf der Höhe seines Ruhms unantastbar, später im hohen Alter unverletzlich, hätte sagen dürfen, was kein anderer wagen durfte“. Die Nachwelt, „die furchtlose, unbestechliche Richterin, wird Goethe fragen: [...] Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht verteidigt?“⁹ Der Wortführer des Jungen Deutschland, Karl Gutzkow, forderte unverhohlen die politische Instrumentalisierung der Literatur: „Ideenschmuggel“;¹⁰ „Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh“.¹¹ Und Heine verschob den Fokus der Dichtung vom Ästhetisch-Formalen ins Politische, als er fragte, ob „[w]ir Deutschen, die wir in unserer Kunstzeit die kleinste ästhetische Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichst ausgestritten, [...] jetzt, wo unsere politische Periode beginnt, jene wichtigere Frage“, die Frage nach einer Revolution, „unerörtert lassen?“¹² Heine nannte die Forderungen des Vormärz in seinem Gedicht *Die Tendenz* (1844) sogar beim Namen, bezog zu ihren Auswüchsen mit einem hyperbolischen Duktus aber auch ironische Distanz:

Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unsrer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre,
In Marseillerhymnenweise.

Girre nicht mehr wie ein Werther,
Welcher nur für Lotten glüht –

8 Heinrich Heine: *Die romantische Schule*, in: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*, hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 8/1, Hamburg 1979, S. 121–249, hier S. 125.

9 Ludwig Börne: *Aus meinem Tagebuche*, in: *Sämtliche Schriften*, hrsg. von Inge und Peter Rippmann, Bd. 2, Düsseldorf 1964, S. 763–845, hier S. 820 (20.5.1830).

10 Karl Gutzkow: *Briefe eines Narren an eine Narrin*, Hamburg 1832, S. 190.

11 Karl Gutzkow an Georg Büchner, 17.3.1835, in: *Georg Büchner: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zwei Bänden*. Bd. 2, hrsg. von Henri Poschmann unter Mitarbeit von Rosemarie Poschmann, Frankfurt/M. 1999, S. 398.

12 Heinrich Heine: *Französische Zustände*, in: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*, hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 12/1, Hamburg 1980, S. 63–226, hier S. 178.

Was die Glocke hat geschlagen,
Sollst du deinem Volke sagen,
Rede Dolche, rede Schwerter!

Sei nicht mehr die weiche Flöte,
Das idyllische Gemüth –
Sei des Vaterlands Posaune,
Sei Kanone, sei Karthaune,
Blase, schmettre, donnre, tödte!

Blase, schmettre, donnre täglich,
Bis der letzte Dränger flieht –
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.¹³

Dass bereits die erste Strophe mit dem Neologismus „Marseillerhymnenweise“ rhythmisch stockt, zeigt, wie heikel die Übertragung des revolutionären Geistes der Franzosen in die deutsche Dichtung ist. In den folgenden Strophen karikiert Heine die vormärzliche Distanzierung von der literarischen Tradition des 18. Jahrhunderts, um am Schluss *ex negativo* ein vernichtendes Urteil zu fällen: Einer solchen Dichtung gehe alle Substanz verloren; was bleibt, sei leeres Getöse.

Hier zeichnet sich schon ab, dass der Begriff Tendenz, der zunächst neutral das Zusammenklingen einer subjektiven Position mit einer vermeintlich objektiven Richtung von Geschichte und Gesellschaft meinte, ab Mitte des 19. Jahrhunderts als literarisches Wertungskriterium ins Negative gewendet wird. Nach 1848 waren es dann vor allem die Schüler des Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel, die diesem Begriff endgültig seine Neutralität nahmen.¹⁴ Denn Hegels Geschichtsphilosophie platzierte die Poesie als Repräsentationsform des Geistes auf einer bereits überwundenen geschichtlichen Stufe. Von ihr war daher kein Eingreifen in den Gang der Gegenwart oder Zukunft zu erwarten.¹⁵ Eine gesellschaftliche Tendenz in ei-

13 Heinrich Heine: Die Tendenz, in: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 2, Hamburg 1983, S. 119 f.

14 Vgl. Helmut Peitsch: Engagement / Tendenz / Parteilichkeit, in: Ästhetische Grundbegriffe, Bd. 2, hrsg. von Karlheinz Barck, Stuttgart 2010, S. 178–223, hier S. 183.

15 Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik I, in: Werke in 20 Bänden, red. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 13, Frankfurt/M. 1986, S. 25.

nem literarischen Text galt fortan als unpoetisch und von geringem künstlerischem Wert.

So gegensätzlich die Positionen des Vormärz und der Weimarer Klassik waren: Wie diese gingen auch sie von immensen kulturellen und sozialen Einflussmöglichkeiten der Literatur aus; wie diese gründeten auch sie ihre Konzepte auf eine exponierte und exzeptionelle Position des Dichters, wie sie sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ausgeprägt und verfestigt hatte: als universeller Aufklärer und Erzieher des Volkes wie der Fürsten, als Prophet und Genie, als herausragender Repräsentant des Bürgertums oder als Dichterkönig. Durch Zensur und polizeiliche Überwachung in Metternichs Deutschem Bund, die Börne, Heine, Georg Büchner oder auch Georg Herwegh ins Exil trieben, wurde dieser Status noch verstärkt: Glieder einer verzweigten und bestürzenden Kette literarischer Exilierungen, die mit Schillers Flucht aus Württemberg einen ihrer Anfänge hatte und die sich vor allem unter den Bedrohungen des „Dritten Reichs“ und der DDR verlängerte, die aber auch zeigt, wie sehr die Literatur als Faktor öffentlicher Meinungsbildung gefürchtet wurde. Bis in die Gegenwart hinein partizipieren Dichterinnen und Dichter an dieser Sonderstellung der Kulturtechnik Literatur, auch wenn ihr Platz in der symbolischen Ordnung der Gesellschaft im Zeitalter von Digitalisierung und Wandel der Leitmedien bei weitem nicht mehr mit dem im 18. und 19. Jahrhundert vergleichbar ist. Das moralische Gewicht eines Heinrich Böll in den 1970er- und 1980er-Jahren hat dort seinen Ursprung, ebenso die Empörungen über Peter Handkes Engagement für Serbien nach dem Balkankrieg Mitte der 1990er-Jahre oder die öffentliche Aufmerksamkeit, die der Dresdner Streit zwischen Uwe Tellkamp und Durs Grünbein über die deutsche Flüchtlingspolitik im Jahr 2018 mit sich brachte.

So beschäftigt sich auch dieser Band mit der Position des Autors im öffentlichen Raum – etwa am Beispiel des umstrittenen Jahrhundertchriftstellers Ernst Jünger, der sich mit seinem Diktum: „Ich bin weder rechts noch links, vor allen Dingen aber auch nicht in der Mitte“,¹⁶ jedweder politischen Zuordnung im Nachkriegsdeutschland zu entziehen suchte, zugleich aber in der Öffentlichkeit extrem polarisierte. Selbst ein Barockdichter wie Johann Michael Moscherosch entfaltete *ex post* eine politische Wirkung. Als ihm 1907, zweieinhalb Jahrhunderte nach seinem Tod, in seinem Geburtsort Willstätt nahe der Grenze zum Elsass ein Denkmal gesetzt wurde, feierten „Begrüßungs- und Festansprachen“ diesen gebildeten Europäer als „Vorkämpfer deutschen Wesens im Grenzland, den Repräsentanten

16 Ernst Jünger im Gespräch mit Walter Bittermann (Südwestfunk), Baden-Baden 1979.

deutscher Tugenden und Treue“.¹⁷ Muster- und Vorbild des Dichters als Projektionsfigur sozialer und politischer Hoffnungen war allerdings Friedrich Schiller, der von der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, vor allem aber nach der gescheiterten Revolution von 1848 durch eine Vielzahl ihm gewidmeter Denkmäler, Plätze und Bäume am stärksten nationale und freiheitliche Ideen in der Öffentlichkeit zu repräsentieren hatte und dafür 1903 in Marbach sogar ein eigenes Schloss erhielt.¹⁸

II.

Die vormärzlichen Interventionen eines Börne, Gutzkow oder Heine gegen eine reine und zeitlose Dichtung führten zu jener anfangs schon erwähnten Frontstellung zweier Literaturkonzepte, die sich seither variantenreich durch die Debatten zieht¹⁹ und gerade an gesellschaftlichen Wendemarken, im Umfeld von Revolutionen, Protestbewegungen und Kriegen besonders scharf zutage tritt – so auch im Umfeld des Ersten Weltkrieges im Bruderkrieg zwischen Heinrich und Thomas Mann.

Thomas Mann hatte den Kriegsausbruch sofort in mehreren Essays begrüßt und in diesem einen tiefgehenden Gegensatz zwischen Frankreich als Repräsentanten einer zersetzenden, allein äußerlichen, politisch organisierten „Zivilisation“ und Deutschland als Reich einer gefährdeten unpolitischen, innerlichen, geistig-künstlerischen „Kultur“ am Wirken gesehen – eine Differenz, die sich seit dem 18. Jahrhundert etabliert hatte und sich auch durch die radikalisierten Debatten der Weimarer Republik ziehen wird. Heinrich Mann antwortete 1915 in den pazifistischen *Weißten Blättern* René Schickeles mit seinem später berühmten *Zola*-Essay, in dem er die Versöhnung von Geist und Tat, von „Literatur und Politik, die beide zum Gegenstand den Menschen haben“,²⁰ gerade am französischen Beispiel beschwor. Nicht namentlich genannt, aber sehr wohl gemeint, reagierte Thomas Mann auf die Seitenhiebe des Bruders, unterbrach die Arbeit an sei-

17 Walter Ernst Schäfer: Johann Michael Moscherosch in Willstätt, Marbach a. N. 1993, S. 15.

18 Vgl. den Beitrag von Jan Eike Dunkhase in diesem Band.

19 Vgl. u. a. Peter Stein: Einleitung. Die Theorien der Politischen Dichtung in der bürgerlichen Literaturwissenschaft, in: ders. (Hrsg.): *Theorien der Politischen Dichtung*, München 1973, S. 7–53; Walter Hinderer: Versuch über Begriff und Theorie politischer Lyrik, in: ders. (Hrsg.): *Geschichte der politischen Lyrik in Deutschland*, Würzburg 2007, S. 11–45.

20 Heinrich Mann: *Zola*, in: *Essays und Publizistik*. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 2, hrsg. von Manfred Hahn, Bielefeld 2012, S. 148–209, hier S. 159.

nem Roman *Der Zauberberg* und verfasste über drei Jahre den Großessay *Betrachtungen eines Unpolitischen*, mit dem er seine Positionen zugleich rechtfertigte und differenzierte und nebenbei seinen Bruder als anachronistischen „Zivilisationsliteraten“, als „Vertreter des literarisierten und politisierten, kurz, des demokratischen Geistes“²¹ verunglimpfte. Auch wenn Thomas Mann seine antidemokratische Haltung 1922 in seiner Rede *Von deutscher Republik* überdenkt: Die skizzierte Frontlinie war eine von zahlreichen Facetten einer weitgreifenden Politisierung und Polarisierung der Literatur in der Weimarer Republik, die von Bertolt Brecht und Johannes R. Becher, die sich dem Marxismus und Kommunismus zuwandten, bis zum Stichwortgeber der nationalen Rechten Ernst Jünger reichte.

Mit der Machtübernahme der NSDAP im Januar 1933, der alsbald folgenden staatlichen Gleichschaltung der Literatur durch die Gründung der Reichsschrifttumskammer, der Bücherverbrennung von Werken vor allem jüdischer, pazifistischer und marxistischer Autorinnen und Autoren sowie deren Verfolgung und Exilierung begann ein neues Kapitel der Beziehung zwischen Literatur und Politik. Nun wird die Literatur von Staatsseite engagiert und unter Androhung von Restriktionen politisch in Dienst genommen. In großem Maße schränkten Zensur und parteiamtliche Lenkung die vormalige literarische Vielstimmigkeit zugunsten einer antiliberalen, völkischen und NS-ideologischen Dichtung ein. Unter diesen Bedingungen konnte eine „reine“ Ästhetik auch Dissidenz und Nonkonformismus signalisieren. Dieses neue Kapitel, das später in der DDR unter veränderten Bedingungen fortgeschrieben wird, schloss die „Innere Emigration“ als Schreibhaltung unter den Bedingungen einer Diktatur und die Gefahr für Leib und Leben ebenso ein wie massiven Widerspruch aus einem prekären, von Exil und Bedrohung geprägten Außenraum. So fand im Juni 1935 in Paris ein großer „Internationaler Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur“ statt, auf dem 250 Autorinnen und Autoren aus mehr als dreißig Ländern und aus verschiedenen politischen (und unpolitischen) Lagern versuchten, ein breites kulturelles Bündnis gegen die nationalsozialistische Barbarei zu schmieden. Zu den Teilnehmern und Rednern zählten unter anderem André Gide, Louis Aragon, André Breton, Romain Rolland, Tristan Tzara, Boris Pasternak, Ilja Ehrenburg, Aldous Huxley und von deutscher Seite neben Anna Seghers, Heinrich Mann, Brecht und Becher auch Robert Musil, Ernst Toller und Ernst Bloch. Auch wenn keine alle Lager übergreifende Einigkeit über die politischen Möglichkeiten der Literatur erreicht wurde, so wurde das Treffen doch

21 Thomas Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen*, in: *Gesammelte Werke* in 13 Bänden, Bd. 12, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1974, S. 56.

von vielen als wichtiges Zeichen des Widerstands gewertet. Und auch der einst unpolitische Thomas Mann engagierte sich aus seinem amerikanischen Exil: mit seinen 55 aufklärenden und mahnenden Reden *Deutsche Hörer!*, die die BBC ab 1940 bis zum Kriegsende sendete.

Nach den Gräueln des Holocaust und des Zweiten Weltkrieges und angesichts einer sich in zwei Blöcke teilenden Welt stellte aber kein Deutscher, sondern ein Franzose die Frage nach der Verantwortung des Schriftstellers in der und für die Welt in prinzipieller Weise: Jean-Paul Sartre. Mit seinem Essay *Was ist Literatur?* (1947) verbindet sich bis heute der Begriff einer engagierten Literatur. Nach Sartres Konzept besteht eine Verpflichtung des Autors zur politischen Stellungnahme in der Gesellschaft. Und obgleich er damit primär auf die literarische Prosa abzielte, wurde dieser ethische Anspruch an literarische Autorschaft auch universell verstanden.

Durch Deutschland zogen sich bald nach Kriegsende etliche hochsensible literarisch-politische Konfliktzonen: Eine wurde durch Theodor W. Adornos wirkungsmächtiges Verdikt abgesteckt, „nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben“, sei „barbarisch“.²² Angesichts der radikalen Infragestellung der *conditio humana* durch den Völkermord an den Juden sprach sich darin auch ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber jedweder kulturbildenden Kraft der Literatur aus. Eine zweite, moralische Konfliktzone, deren Konturen in diesem Band am Beispiel von Anna Seghers, Alfred Döblin und Thomas Mann gezeichnet werden, etablierte sich zwischen den im „Dritten Reich“ gebliebenen und den exilierten Autoren. Und auch die deutsche Teilung politisierte die Literatur.

Im Westen setzte aber zunächst Gottfried Benn mit der durch und durch apolitischen Sprachartikulation seiner „absoluten Prosa“ und seiner *Statischen Gedichte* die literarischen Maßstäbe. In den 1960er-Jahren, in denen sich die Literatur unter anderem mit dem Dokumentartheater oder dem Eintreten etlicher Mitglieder der Gruppe 47 für einen Regierungswechsel nachdrücklich gesellschaftlichen Fragen zuwandte, wo aber wegen des Versagens bei der „politischen Alphabetisierung Deutschlands“ auch über ihren alsbaldigen „Tod“²³ spekuliert wurde, war es dann wiederum Adorno, der eine radikale

22 Theodor W. Adorno: Kulturkritik und Gesellschaft [1951], in: *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 10.1, Frankfurt/M. 1977, S. 11–30, hier S. 30; vgl. auch Petra Kiedaisch (Hrsg.): *Lyrik nach Auschwitz*. Adorno und die Dichter, Stuttgart 1995.

23 Hans Magnus Enzensberger: *Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend*, in: ders.: *Erinnerung an die Zukunft. Poesie und Poetik*, hrsg. von Dorothea Dornhof, Leipzig 1988, S. 262–273, hier S. 264.

und vielbeachtete Gegenposition zu jedem literarischen Engagement bezog: Kunst habe – damit im Geiste zunächst noch dem klassischen Schiller ganz nah – auf jede Positionsnahme zu den gesellschaftlichen Verhältnissen zu verzichten und sich rücksichtslos gegen die falsche Wirklichkeit der kapitalistischen Gesellschaft und die Assimilationskraft ihres Kulturmarktes abzuschotten. Dadurch würde das autonome Kunstwerk „unwillkürlich zum Angriff“²⁴ auf diese Verhältnisse.

Im Osten hingegen spielte der Gesellschaftsbezug der Literatur von Beginn an eine überdimensionierte Rolle. Die Literatur war dort eine in doppelter Weise engagierte: Sie wurde vom Staat engagiert und bekam die Verpflichtung auferlegt, sich für gesellschaftliche Belange zu engagieren – was freilich auch eminente Beachtung und ebensolche Einflussmöglichkeiten versprach. Regulierend fungierte dabei das auf Lenins Schrift *Parteiorganisation und Parteiliteratur* (1905) zurückgehende Gebot der Parteilichkeit. Dieses Konzept ließ sich – auch wenn es in den Debatten um das normative poetologische Leitkonzept des sozialistischen Realismus nicht oft in den Vordergrund trat – gleichsam als Antithese zum Engagement Sartre'scher Provenienz verstehen. Es stellte Literatur unter das Primat der Politik und reduzierte die Möglichkeiten zur literarischen Parteinahme tendenziell auf eine einzige, ideologisch vorgegebene. In dieser machttechnisch abgesicherten Variante von künstlerischem Engagement – Schwundstufe und Inversion in einem – wurde die Mitverantwortung der Autoren für ihre Epoche, die Sartre vom schreibenden Individuum aus definierte, von außen an diese herangetragen. Das zwang die literarischen Handlungsmöglichkeiten in ein Dreieck mit den Eckpunkten Affirmation, Evasion und Kritik/Subversion, das sich immer dann aufspannt, wenn Institutionen machtgestützt in literarische Belange eingreifen. Politisiert war die Literatur im ostdeutschen Staat auch dadurch, dass sie – wie notdürftig auch immer – die in der DDR unterdrückte Öffentlichkeit ersetzte, dass Bücher also dort der „letzte öffentliche Ort“ waren, „an dem noch Meinungsverschiedenheiten ausgetragen wurden“.²⁵

Diese vertrackte Politisierung der Literatur in der DDR stabilisierte sich von westdeutscher Seite. Auch dort ließ sich literarisches Engagement, etwa unter der Chiffre „kodierte Dissidentenprosa“, mit hohem gesellschaftlichem Prestige belohnen. Auch dort wurde DDR-Literatur, die sich engagier-

24 Theodor W. Adorno: Engagement, in: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 11, Frankfurt/M. 1974, S. 409–430, hier S. 425.

25 Jurek Becker: Die Wiedervereinigung der deutschen Literatur, in: *German Quarterly* 63 (1990), S. 359–366, hier S. 360.

te, engagiert – zugunsten einer Desavouierung des ostdeutschen Systems. Kurzum: Das normative Literaturverständnis des ostdeutschen Staates, das Fehlen einer politischen Öffentlichkeit und die deutsche Teilung heteronomisierten den Literaturbegriff in der DDR in einem Maße, dass sich nahezu jede literarische Äußerung bis zum Mauerfall 1989 in der Spannung zwischen Sich-Engagieren und Engagiert-Werden wiederfand.²⁶

III.

Auch wenn auf die Beziehung zwischen Literatur und Politik und ihre Geschichte hier nur cursorisch und schlaglichtartig eingegangen werden konnte, so haben sich doch jene drei Begriffe herausgeschält, die immer wieder ins Spiel kommen, wenn es das Verhältnis zwischen Literatur und Politik zu bestimmen gilt: Tendenz, Parteilichkeit und Engagement – seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in dieser Reihenfolge etabliert.²⁷ Aus der Perspektive einer reinen, zeitlosen Kunst sind solch tendenziöse, parteiliche oder engagierte Texte kontaminiert, ebenso wie die Literatur, die gesellschaftlich wirken will, der autonomen Dichtung ihre Wirkungslosigkeit und die Erzeugung von allein schönem Schein vorgeworfen hat.

In diesem Band geht es jedoch nicht darum, einzelne Frontstellungen, Allianzen und Verästelungen jener schwierigen Beziehung regional neu zu vermessen, theoretisch und terminologisch zu schärfen oder gar darum, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen. Zum Gegenstand werden hier erklärtermaßen auch nicht allein literarische Texte oder Haltungen, die absichtsvoll ins Aushandeln der Formen menschlichen Zusammenlebens in einem Gemeinwesen und deren Durchsetzung – so eine gängige Definition von Politik – eingreifen wollen. Es geht im Kern auch nicht um Gattungen oder Institutionen, in denen sich die Literatur besonders gut politisch entfalten kann, wie zum Beispiel in der Lyrik, in der Kurzprosa oder auf dem Theater. All diese Zugänge können die Bandbreite politisch-literarischer Konstellationen jedoch nicht ausreichend abdecken.

Stattdessen sollen die einengenden Perspektiven und mitunter selbst schon ideologisch gewordenen Frontlinien umgangen und konkrete Konstel-

26 Vgl. Thomas Schmidt: Über Redeweisen der Literaturwissenschaft, die Zäsur von 1848 und das (un)literarische Engagement der DDR-Literatur, in: Willi Hunte-mann/Małgorzata Klentak-Zabłocka/Fabian Lampart/Thomas Schmidt (Hrsg.): Engagierte Literatur in Wendezeiten, Würzburg 2003, S. 49–73.

27 Vgl. dazu den instruktiven Artikel von Helmut Peitsch: Engagement / Tendenz / Parteilichkeit (wie Anm. 14).

lationen und Kontaktzonen zwischen Literatur und Politik – repräsentative ebenso wie vermeintlich marginale – in einem Raum ausgelotet werden, im deutschen Südwesten, der für solch eine Öffnung besonders gut geeignet zu sein scheint. Das hat drei Gründe: zum ersten war die politische Dimension der Literatur hier lange weitestgehend „[u]nterbelichtet“.²⁸ Die südwestdeutsche Literatur galt spätestens seit Heines Bosheiten über die „schwäbische Schule“ als provinziell und eher an den heimischen „Metzelsuppen“²⁹ als an den großen Weltfragen interessiert. So spottete Heine:

In Schwaben besah ich die Dichterschul',
Gar liebe Geschöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackstühlen saßen sie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.³⁰

Friedrich Hölderlin lebte, als Heine diese Verse schrieb, jenseits der Gesellschaft im heute nach ihm benannten Turm in Tübingen. Die Rezeption seines Werks ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Änderung der Fragestellung auch politische Perspektiven eröffnet. Zwar hatte die NS-Propaganda Gedichte wie *Der Tod fürs Vaterland* oder *Gesang des Deutschen* zu instrumentalisieren versucht, doch der politische Hölderlin, der für eine erhoffte „Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten“³¹ wesentliche Impulse aus Frankreich aufnahm, wurde erst Ende der 1960er-Jahre „geboren“ – mit Pierre Bertaux' Buch *Hölderlin und die Französische Revolution*. Bis dahin faszinierten seine Texte vor allem wegen ihrer poetisch-sprachlichen Radikalität und seine Person wegen ihrer gebrochenen Lebensgeschichte.

Durch eine Verschiebung der Perspektive lässt sich auch ein Text politisch lesen, der mit seiner historisierenden Vermeidung von Zeitkritik und seinem resignativen Rückzug ins Private im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zu einem der größten Erfolge der Buchgeschichte geworden ist: *Der*

28 Hermann Bausinger: Eine schwäbische Literaturgeschichte, Tübingen 2016, S. 252. Ein gutes Gegenbeispiel ist die von Karl Moersch herausgegebene Anthologie mit Primärtexten von Schubart bis Herwegh: „Ein Unterthan, das ist ein Tropf“. Politische Lieder der Schwaben aus zwei Jahrhunderten, Pfullingen 1985.

29 Heinrich Heine: Der Schwabenspiegel, in: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 10, Hamburg 1993, S. 266–278, hier S. 269.

30 Heinrich Heine: Der Tannhäuser. Eine Legende, in: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 2, Hamburg 1983, S. 53–60, hier S. 59.

31 Friedrich Hölderlin an Johann Gottfried Ebel, 10.1.1797, in: Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zeitlicher Folge, hrsg. von D. E. Sattler, Bremer Ausgabe, Bd. 5, München 2004, S. 79.

Trompeter von Säckingen des badischen Schriftstellers Joseph Victor von Scheffel.³² Nach der gescheiterten Revolution von 1848 „floh“ Scheffel – zuvor im Umfeld der Frankfurter Nationalversammlung tätig – vor dem Karlsruher Staatsdienst nach Süden: „Der politische Bankerott von Deutschland zehrt an mir, jeder Tag bringt mir vergangene Hoffnungen und gegenwärtigen Jammer neu vor Augen.“³³ Im fern auf Capri verfassten *Versepos* wird das Trompetensignal – in Revolutionszeiten aktiv ins Öffentliche zielend – als Zeichen der Liebe ins Unpolitisch-Private uminterpretiert. Damit hatte Scheffel den Nerv der Zeit getroffen und eine Haltung gefestigt, die für das deutsche Bildungsbürgertum nicht untypisch war: Alles Heil liegt demnach im nostalgischen Blick in die Geschichte und im privaten Glück, nicht aber in der aktiven Mitgestaltung der Gesellschaft.

Der zweite Grund für eine besondere Eignung des deutschen Südwestens für das Thema dieses Bandes ist die eminente Rolle, die der Literatur hier bei der Bildung kollektiver Identitäten zugewiesen wurde. Gewiss waren die Dichter in Deutschland spätestens seit der misslungenen Revolution von 1848 auch Projektionsfiguren sozialer Hoffnungen. Auf die Landschaft zwischen Heidelberg und Überlingen, Karlsruhe und Ulm traf dies in besonderem Maße zu – auch in Ermangelung anderer Alleinstellungsmerkmale.

Im Badischen war Johann Peter Hebel seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weit mehr als nur der Verfasser der *Alemannischen Gedichte* und des *Schatzkästleins für den rheinischen Hausfreund*: Er repräsentierte die badische Kultur. Und die Württemberger stellten mit Schiller bis zur Reichsgründung nicht nur eine der wichtigsten Identifikationsfiguren für die ganze deutsche Nation: Sie bestimmten ihre eigene Position auch ganz über die schöne Literatur und die Kultur des Geistes – und das mit einem Stolz, der, wie in den schon sprichwörtlich gewordenen Versen von Eduard Paulus, zwischen Selbstironie und Dünkel changiert:

Wir sind das Volk der Dichter,
Ein jeder dichten kann,
Man seh' nur die Gesichter
Von unser einem an.
Der Schelling und der Hegel,
der Schiller und der Hauff,

32 Zu Scheffels Revolutionserfahrung vgl. den Beitrag von Hans-Georg Schmidt-Bergmann in diesem Band.

33 Joseph Victor von Scheffel an Friedrich Eggers, 24.11.1849, in: *Eine Studienfreundschaft. Scheffels Briefe an Friedrich Eggers 1844/1849*, hrsg. von Gerda Ruge, Karlsruhe 1936, S. 77 f.

das ist bei uns die Regel,
das fällt hier gar nicht auf.³⁴

Baden-Württemberg eignet sich zum dritten für einen offenen Blick auf das Verhältnis von Literatur und Politik, weil es hier auch markante geopolitische Konstellationen gab und gibt, die sich literarisch niederschlugen: etwa die gemeinsamen Grenzen mit der Schweiz, dem Musterland des 18. Jahrhunderts und dem Exilland von 1848 bis in die Zeit des Nationalsozialismus, sowie dem Revolutionsland und „Erbfeind“ Frankreich – oder die Differenzen zwischen badischem und württembergischem Landesteil – oder die Internationalität der Kurorte im Schwarzwald.

Die in diesem Band vorgestellten Kontaktzonen und Konstellationen bestärken also nicht die Antithese von reiner und politischer Dichtung. Vielmehr beleuchten sie das Politische in den jeweiligen geschichtlichen Zusammenhängen. In Betracht kommen daher neben jener Dichtung, die eingreifen, ändern, kritisieren oder wenigstens die Augen öffnen und die öffentliche Meinung beeinflussen will, auch Umstände, in denen Texte und/oder ihre Verfasser ganz gegen ihre Absicht in politischen Zusammenhängen Wirkung entfalten, sei es zufällig oder auch durch gezielte Vereinnahmung. Die literarische Rede ist für beides prädestiniert: zum einen wegen ihrer potenziellen thematischen Universalität, durch die sie im Prinzip alle gesellschaftlich interessierenden Fragen aufnehmen kann und sich auch als Reflexionsraum des Politischen anbietet; zum anderen wegen der Nähe literarischer und politischer als öffentlicher Sprechakte.

Die ausgewählten Themen sind im Hinblick auf literarische Epochen, politische und geschichtliche Ereignisse sowie geographische Regionen hinlänglich repräsentativ. Zeitlich setzt der Band dort ein, wo sich aus dem Geist der Aufklärung ein modernes, von einer Öffentlichkeit getragenes und durch eine Verfassung abgesichertes Politikverständnis zu etablieren beginnt. Inhaltlich gruppieren sich die Beiträge um wichtige historische und politische Ereignisse der deutschen und europäischen Geschichte, erhellen aber auch die Räume zwischen ihnen: von der Französischen Revolution und deren Folgen bis zur Erinnerungspolitik in der Bundesrepublik. Sichtbar werden zudem Beziehungen, die das Literaturland Baden-Württemberg international vernetzen, etwa mit der Schweiz, Frankreich oder auch mit Russland. Die Autorinnen und Autoren des Bandes zählen zu jenen Menschen, die sich für die Literatur in Baden-Württemberg engagieren: Kulturamtsleiter, Journalisten des Feuilletons, etablierte Germanisten und Nach-

34 Eduard Paulus: Trümmer aus einer politischen Komödie *Götterdämmerung*, in: ders.: Arabesken, Stuttgart 1897, S. 70.

wuchswissenschaftler der Universitäten des Landes, Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs Marbach und anderer Literatureinrichtungen und -museen des Landes, Lehrer sowie Kenner besonderer Konstellationen.

IV.

All die methodischen und thematischen Überlegungen müssen sich für diesen Band letztendlich auch am Vermittlungsauftrag der Landeszentrale für politische Bildung messen lassen, das heißt daran, ob die Bedeutung der Literatur und ihrer Geschichte für unsere Gesellschaft so gebührend dargestellt und wie sie haltbar weitergegeben werden kann. Der beschriebene offene Ansatz reagiert auf den ersten, die Art der Darstellung auf den zweiten Teil der Fragestellung. So entfalten sich die Beiträge zumeist aus einem historischen Nukleus: Eine außergewöhnliche Begebenheit, ein symbolisches Aufeinandertreffen oder eine irritierende Anekdote bilden jeweils den Ausgangspunkt für eine charakteristische Momentaufnahme. Dieser Einsatz mündet im besten Fall nicht in eine ausgreifende biographistische Abhandlung samt politischem Profil des Dichters oder der Dichterin und schon gar nicht in prinzipielle Schlussfolgerungen zum Thema des Bandes, sondern in eine auf dem Stand der Forschung angesiedelte, zugleich aber auch spannende Darstellung, die die je konkreten Kontaktumstände zwischen Literatur und Politik Stück um Stück freilegt – und so dem Urteil des Lesers mehr Raum gibt als üblich. Hier stand Stephen Greenblatts Verständnis der Anekdote Pate. Für den amerikanischen Wortführer des *New Historicism* kristallisiert sich in solch einer pointierten Überlieferung die Geschichte. In Anekdoten sei die historische Erfahrung mit ihren Konflikten und Widersprüchen verdichtet.³⁵ Viele Beiträge des Bandes zeigen, wie die Orientierung an solch einem Ansatz etablierte Lesarten unterlaufen kann.

Dafür, dass der Band selbst auch erinnerungspolitisches Gewicht erlangt, sorgt seine strikt topographische Ausrichtung. Sämtliche Beiträge argumentieren vom Ort aus und profilieren damit Baden-Württemberg als einzigartige historische Literatur- und Kulturlandschaft weiter. Nirgends in Deutschland, nirgends in Europa gibt es solch eine Dichte von durch Dauerausstellungen, Dichterrhäuser und Denkmäler markierten literarischen Orten.³⁶ Vom Deutschen Literaturarchiv Marbach aus werden diese

35 Vgl. u. a. Catherine Gallagher/Stephen Greenblatt: *Counterhistory and the Anecdote*, in: dies.: *Practicing New Historicism*, Chicago 2000, S. 49–74.

36 Vgl. www.literaturland-bw.de und die Social-Media-Auftritte des Literaturlandes Baden-Württemberg auf Instagram, Facebook (beide: [literaturland.bw](https://www.instagram.com/literaturlandbw)) und Twitter ([literaturlandbw](https://twitter.com/literaturlandbw)).

Orte seit vier Jahrzehnten mitgestaltet, beraten und aus Landesmitteln gefördert. Auch die bibliophile Reihe *Spuren*, die von der Marbacher „Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg“ herausgegeben wird und an deren Konzept dieser Band anschließt, bindet sich konsequent an die Orte im Südwesten und kartiert seit 1988 mit vier Heften pro Jahr das Literaturland Baden-Württemberg.

Das topographische Prinzip setzt auf die einfachste menschliche Orientierungsmöglichkeit: die Orientierung im Raum, die bereits in der Antike erinnerungstechnisch genutzt wurde.³⁷ Wichtige Wissensbestände werden an Orte gebunden: an imaginäre etwa in der Rhetorik, an reale geographische im kollektiven Gedächtnis. Bei Letzterem wird der Zugang zu diesen Wissensbeständen durch unser räumliches Allerweltswissen wesentlich erleichtert – anders, als wenn man gleich an historische, philosophische oder literaturgeschichtliche Spezialkenntnisse anschließen müsste. Die Orientierung auf Ort und Raum im deutschen Südwesten ist also keine Einschränkung auf das vermeintlich Vertraute und Übersichtliche – etwa als Gegenbewegung zur verunsichernden Globalisierung. Zudem folgt sie der bahnbrechenden Forderung des Historikers Karl Schlögel, die realen Landschaften und die echten Schauplätze der Geschichte aufzusuchen, denn *Im Raume lesen wir die Zeit*³⁸ – im konkreten Raum, der auch unser Lebensraum ist, überlagern sich die Spuren geschichtlicher Ereignisse.

Ein zweiter, dritter oder vierter Band zum behandelten Thema wäre ohne Weiteres denkbar, so zahlreich sind die Kontaktzonen zwischen Literatur und Politik in Baden-Württemberg: vom nationalen Gründungsmythos um die Staufer, den Achim von Arnim in seinem Roman *Die Kronenwächter* (1817) über die Stammburg des Adelsgeschlechts bei Göppingen hinaus auch in Waiblingen angesiedelt hat, bis hin zum Besuch Jean-Paul Sartres bei den RAF-Häftlingen in Stuttgart-Stammheim 1974. Letzterer und vielen anderen dieser *Spuren* ist die gleichnamige Marbacher Reihe bereits nachgegangen: etwa Peter Weiss' *Visite im Tübinger Hölderlinturm*, in dessen Stück *Hölderlin* (1970) auch Karl Marx dem Dichter seine Aufwartung macht, oder auch der Ansiedelung Peter Huchels im Breisgau, wo ihm die Stadt Staufen nach seiner endlich erzwungenen Ausreise aus der DDR ab 1972 zu einer „Notherberge“³⁹ wird.

37 Vgl. Frances A. Yates: *Gedächtnis und Erinnern. Mnemonik von Aristoteles bis Shakespeare*, Weinheim 1990, S. 11–53.

38 Karl Schlögel: *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003.

39 Vgl. Wolfgang Heidenreich: „[...] eine Notherberge für meine letzten Jahre [...]“. Peter Huchel in Staufen im Breisgau (*Spuren* 47); vgl. auch Oliver Kobold: Peter

All diese Themen – die im Band versammelten, die bereits behandelten und auch die noch möglichen – zeigen eindrucksvoll, wenn sie in ganz konkreten Konstellationen in den Blick genommen werden, wie eng und vielfältig die Sphären der literarischen und der politischen Kultur miteinander verknüpft sind. Sie zeigen auch, welchen wichtigen Beitrag die Literatur als gesellschaftliches Kommunikationsmedium beim Transfer von Ideen und beim Aushandeln von Problemlösungen für ein menschliches Zusammenleben zu leisten imstande ist. Und nicht zuletzt zeigen sie, dass die Beziehung zwischen Literatur und Politik weit mehr und ganz anders sein kann als „dubios“ oder „garstig“.

Weiss in Tübingen (Spuren 118); Günter Riederer: Sartre in Stammheim (Spuren 100). Gesamtverzeichnis der Reihe unter: www.dla-marbach.de/shop/spuren.

Schubart in Ketten: Von Ulm zum Hohenasperg

Am 22. Januar 1777 wird der seit zwei Jahren in der Freien Reichsstadt Ulm ansässige und inzwischen als Journalist überregional bekannte Dichter und Musiker Christian Friedrich Daniel Schubart vom Amtmann des benachbarten Klosters Blaubeuren zum Mittagessen geladen. Man trifft sich im Ulmer Wirtshaus „Baumstark“, und der Klosteramtmann Scholl bittet den Dichter um einen Gefallen: Sein Schwager sei zu Besuch im Kloster und wolle Schubart gerne kennenlernen. Ob er es nicht einrichten könne, ihn deshalb am folgenden Tag nach Blaubeuren zu begleiten. Schubart, obgleich viel beschäftigt, sagt zu, und man fährt am 23. Januar gemeinsam im Pferdeschlitten zum zwanzig Kilometer entfernten Kloster. Dort aber erwarten ihn statt des angekündigten Schwagers der Major von Varenbühler und weitere Herren, die dem verdutzten Dichter seine Arretierung auf Befehl des Herzogs von Württemberg mitteilen. Zwei Tage später befindet sich Schubart auf der Festung Hohenasperg bei Ludwigsburg, wo er als Häftling die nächsten zehn Jahre verbringen wird. Schubart selbst schildert diese ungewöhnliche Art der Gefangennahme rückblickend in seiner 1779 auf dem Hohenasperg entstandenen Autobiographie als schicksalhaftes Ereignis, das von bösen Vorahnungen begleitet und von „höhere[r] Hand“¹ gelenkt sei.

Die „höhere Hand“, die tatsächlich diese hinterhältige Entführung Schubarts aus der Reichsstadt Ulm auf Württemberger Gebiet zwecks Inhaftierung veranlasst hatte, war die des Herzogs Karl Eugen. Der nämlich hatte einige Tage vorher den Blaubeurener Klosteramtmann per Erlass zu einem entsprechenden Vorgehen (und zum völligen Stillschweigen darüber) angewiesen: Sich „an den Magistrat zu Ulm zu wenden“, sei „zu weitläufig und dürfte vielleicht den vorgesezten Endzweck gänzlich verfehlen machen“, heißt es dort. Stattdessen sei es am zweckmäßigsten, „wenn Schubart unter einem

1 Christian Friedrich Daniel Schubart: Schubart's Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt. Zweiter Theil, hrsg. von Ludwig Schubart, Stuttgart 1793, S. 132 – 145, hier S. 134 (im Folgenden zitiert als „LuG II“).

scheinbaren [...] Vorwände auf *unstreitig* Herzog[lich] Württembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte.“² Zweifellos ein starkes Stück absolutistischer Willkür.

Warum aber war die Inhaftierung Schubarts – „um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen“³ – dem Württemberger Herzog so dringlich, dass zu derart intriganten Geheimmaßnahmen gegriffen werden musste? Schubart selbst hat niemals Genaueres über die Gründe des Herzogs erfahren, von einem ordentlichen Gerichtsverfahren ganz zu schweigen. Als Begründung für seinen Vollzugsagenten Scholl hielt es der Herzog für hinreichend, einerseits an Schubarts Ausweisung aus Württemberg (im Mai 1773) – „theils um seiner schlechten und ärgerlichen Aufführung willen, theils wegen seiner sehr bösen und sogar Gotteslästerlichen Schreibart“ – zu erinnern, andererseits darauf hinzuweisen, dass Schubart „bekanntermaßen in seinem Geleise fort[fahre]“. Dieser habe „es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden.“⁴

In den diffamierenden Anschuldigungen des Herzogs vermischt sich Politisches und Moralisches auf untrennbare Weise. Schubart war in der Tat kein schwäbischer Biedermann, sondern liebte Wein und Weib, den Gesang als Musiker ohnehin. In seiner Zeit als Ludwigsburger Stadtkantor (Oktober 1769 bis Mai 1773) hatte der ehemalige Provinzschullehrer aus Geislingen es zeitweilig genossen, sich im Kreise neuer Künstler- und Offiziersfreunde als Lebemann aufzuführen, hatte sich auf amouröse Abenteuer mit adligen Klavierschülerinnen eingelassen und mit seiner vom Pietismus geprägten Ehefrau überworfen, war im Herbst 1772 sogar wegen sittenwidrigen Konkubinats mit seiner Hausmagd für kurze Zeit arretiert worden. Dem Kirchenmusiker war nicht gestattet, was in den höheren Hofkreisen gang und gäbe war. Dass Schubart exkommuniziert und im Mai 1773 aus Ludwigsburg ausgewiesen worden war, hatte er seinem Vorgesetzten, dem Dekan Georg Sebastian Zilling, zu verdanken, dessen orthodoxe Mahnpredigten zu verspotten Schubart sich nicht enthalten konnte.

Schwerer als die „Unverschämtheit“ satirischer Bloßstellung kirchlicher Repräsentanten wiegt der Vorwurf der Fürstenbeleidigung, der sich auf

2 David Friedrich Strauß (Hrsg.): Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen, Bd. I, 2. Aufl., Bonn 1878, S. 250 f.

3 Ebd., S. 250.

4 Ebd.

Schubarts journalistische Tätigkeit als Herausgeber und Artikelschreiber der *Deutschen Chronik* bezieht. Seit 1774 hatte er – zuerst in Augsburg, ab 1775 in Ulm – diese zweimal wöchentlich erscheinende politisch-literarische Zeitschrift in Eigenregie als Autor und Herausgeber zum auflagenstarken, in ganz Deutschland gelesenen Blatt gemacht. Schubart, bis dato literarisch vornehmlich als Verfasser geistlicher Lieder (*Todesgesänge*, 1767), kleiner Prosasatiren (*Zaubereien*, 1766) und Gelegenheitsgedichten hervorgetreten, hatte sich mit der *Deutschen Chronik* schnell den Ruf eines volkstümlich schreibenden Patrioten erworben, der auch vor kritischen Worten nicht zurückschreckt. Einerseits hatte Schubart sich sogleich den Zorn der katholischen Geistlichkeit durch seine deutliche Kritik jesuitischer Bildungseinrichtungen und seine Polemik gegen abergläubische Rückständigkeit angesichts eines in Schwaben gefeierten Exorzisten und Wunderheilers eingehandelt, andererseits den politisch-kulturellen Nachrichtenteil der Zeitschrift zu vielfältiger moralisierender Kritik an frankophiler Überfremdung aus dem Geiste altdeutschen Biedersinns im Gefolge Klopstocks und der Barden des *Göttinger Hains* genutzt. Darüber hinaus finden sich Polemiken gegen höfische Speichelleckerei und journalistische Obrigkeitshörigkeit in Deutschland, Klagen über den *Sklavengeist* des Jahrhunderts und offen vorgetragene Sympathie mit den amerikanischen Kolonisten im Unabhängigkeitskampf. Auch hatte Schubart starke Ausdrücke für höfische Verschwendungssucht, Parforcejagen und Verelendung des kleinen Mannes gefunden, aber durchweg vermieden, der Zensur Grund zum Eingreifen durch persönliche Namensnennung der Gemeinten zu geben. Da, wo er deutsche Fürstenhäupter namentlich erwähnt, wie zum Beispiel Friedrich II., Joseph II., Karl Theodor von der Pfalz oder den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, da werden sie als vorbildliche Regenten herausgestellt. Von Fürstenbeleidigung in der *Deutschen Chronik* kann also tatsächlich keine Rede sein. Kritisches war vornehmlich in indirekter Form zu lesen, etwa wenn Schubart mit Hilfe der Camouflage in Fabeln und Märchen, in vorgeblich ausländischen Anekdoten und fingierten Leserbriefen auf Despotie, Untertanengeist und kulturelle Missstände hinwies.

Allerdings war Schubart im März 1776 darüber hinausgegangen und hatte ganz offen die üble Praxis des fürstlichen Truppenverkaufs an die in Amerika Krieg führende englische Krone an den Pranger gestellt, hatte dabei Ross und Reiter genannt mitsamt der Geldsummen, die dabei im Spiel waren, und die Meldung unter die polemische Überschrift gestellt: „Hier ist eine Probe der neusten Menschenschätzung!“⁵ War zunächst nur von Hes-

5 Christian Friedrich Daniel Schubart: *Deutsche Chronik* aufs Jahr 1776, Ulm 1776, S. 194 (im Folgenden zitiert als „DC“).

sen, Hannoveranern, Mecklenburgern und Bayern die Rede, so hatte Schubart im folgenden Stück der *Chronik* dann das keineswegs aus der Luft gegriffene Gerücht kolportiert, der Englandsaufenthalt des Württemberger Herzogs diene vermutlich dem gleichen Zweck.⁶ Karl Eugen, der in der Tat am englischen Hof über Truppenverkauf – wenn auch erfolglos – verhandelte, dürfte diese Veröffentlichung seiner Geheimdiplomatie sehr verärgert haben. Denn hier war ein besonders empfindlicher Bereich der herzoglichen Kabinettspolitik betroffen. Unvergessen waren die brutalen Zwangsrekrutierungen im Siebenjährigen Krieg, als Soldaten des evangelischen Württembergs gezwungen waren, an der Seite der ungeliebten katholischen Mächte gegen das protestantische Preußen zu kämpfen – Folge eines Subsidienvertrags, den Karl Eugen 1752 mit Frankreich abgeschlossen hatte, um seine aufwendige Hofhaltung zu finanzieren. Vor diesem Hintergrund erscheint Schubarts Indiskretion über die Verhandlungen des Herzogs mit der englischen Krone in der *Deutschen Chronik* als durchaus politisch brisant. Ob dies aber hinreicht, das ungewöhnlich drastische Vorgehen des Herzogs gegen Schubart zu erklären, ist fraglich. Die Vermutung liegt nahe, dass dabei noch andere, stärker persönliche Motive Karl Eugens eine Rolle spielten.

Seit Beginn der 1770er-Jahre hatten sich Lebensstil und politisch-kultureller Ehrgeiz des Herzogs merklich gewandelt. Mit Gründung der „Militärischen Pflanzschule“ auf der Solitude – 1773 zur Militärakademie ausgebaut, 1775 nach Stuttgart überführt und 1781 dann als Universität (Hohe Karlsschule) kaiserlich anerkannt – verlagerte sich das Engagement Karl Eugens zunehmend von der höfischen Repräsentation als absolutistischer Herrscher auf die Reformpädagogik im aufklärerischen Bildungsinteresse, das sehr bald den rein militärischen Bereich überstieg. Zur Veränderung des herzoglichen Lebensstils hatte überdies dessen Verbindung zur pietistisch frommen Franziska von Leutrum (ab 1774 Reichsgräfin von Hohenheim, 1785 mit dem Herzog verehelicht) beigetragen, die als seine Mätresse in das pädagogische Projekt eingebunden war.⁷ Nun hatte Schubart leichtsinnigerweise seinen Spott über beides – das pädagogische Lieblingsprojekt des Herzogs und dessen fromme Mätresse – nicht unterdrücken können: Als „Sklavenplantage“ hatte Schubart die Karlsschule, als „Donna Schmergalina“ die Mätresse in einem Brief an den Stuttgarter Gymnasialprofessor Balthasar Haug im Jahre 1775 verspottet.⁸ Leichtsinzig war dies insofern, als Haug – ab 1776 seinerseits Lehrer an der Karlsschule – Schubart schon in

6 Vgl. ebd., S. 201 und S. 225 f.

7 Das weibliche Gegenstück zur Karlsschule, die *école des demoiselles*, stand unter dem Protektorat Franziskas von Hohenheim.

dessen Ludwigsburger Zeit ob seines „lasterhaften“ Lebenswandels gehörig die Leviten gelesen hatte – bis hin zur Rechtfertigung von dessen damaliger Inhaftierung als geeigneter Erziehungsmaßnahme zur seiner „Errettung“.⁹ Zwar ist ungewiss, ob und wie Schubarts brieflicher Spott zum Herzog gelangt ist, fest steht indessen, dass Karl Eugen – zusammen mit seiner Mätresse bei Schubarts Inhaftierung auf dem Hohenasperg anwesend – die Strafaktion zu seiner persönlichen Sache gemacht hat: als „pädagogische“ Maßnahme zur Umerziehung des „unverschämten“ Schriftstellers.¹⁰

Wiederum ist es Balthasar Haug, der in einem Artikel über Schubart im *Schwäbischen Magazin* bereits im Frühjahr 1777 die Gefangenschaft als pädagogische Maßnahme des Herzogs rechtfertigt. Es heißt da über den gefangenen Dichter:

[Er] genießt neben einem sehr annehmlchen Tractament nicht nur ganz besondere Pflege für seine Gesundheit, sondern auch zu seiner weitem Fassung und Seelsorge werden alle möglichen Anstalten gemacht. Aus diesem allen zusammen genommen schließt das Publikum, daß höchster Orten bei diesem Vorgang mit eine Hauptabsicht gewesen sey, einen sichern Grund zu seiner wahren Wohlfahrt zu legen.¹¹

Von einem „sehr annehmlchen Tractament“ kann allerdings keine Rede sein. Als Haug diesen Bericht verfasste, saß Schubart in strenger Isolationshaft in einem dunklen Turmverlies auf der Nordostseite der Festung, der heute als Schubartturm bekannt ist und seit dem Mittelalter als Kerker gedient hatte. Hier verbrachte Schubart das erste Jahr seiner Gefangenschaft – mit nahezu traumatischer Wirkung, wie aus seiner Autobiographie hervorgeht. Der Herzog hatte dem Gefangenen diese „Schauergrotte“¹² höchstselbst als Kerker angewiesen – erster Teil seines drastischen Erziehungs-

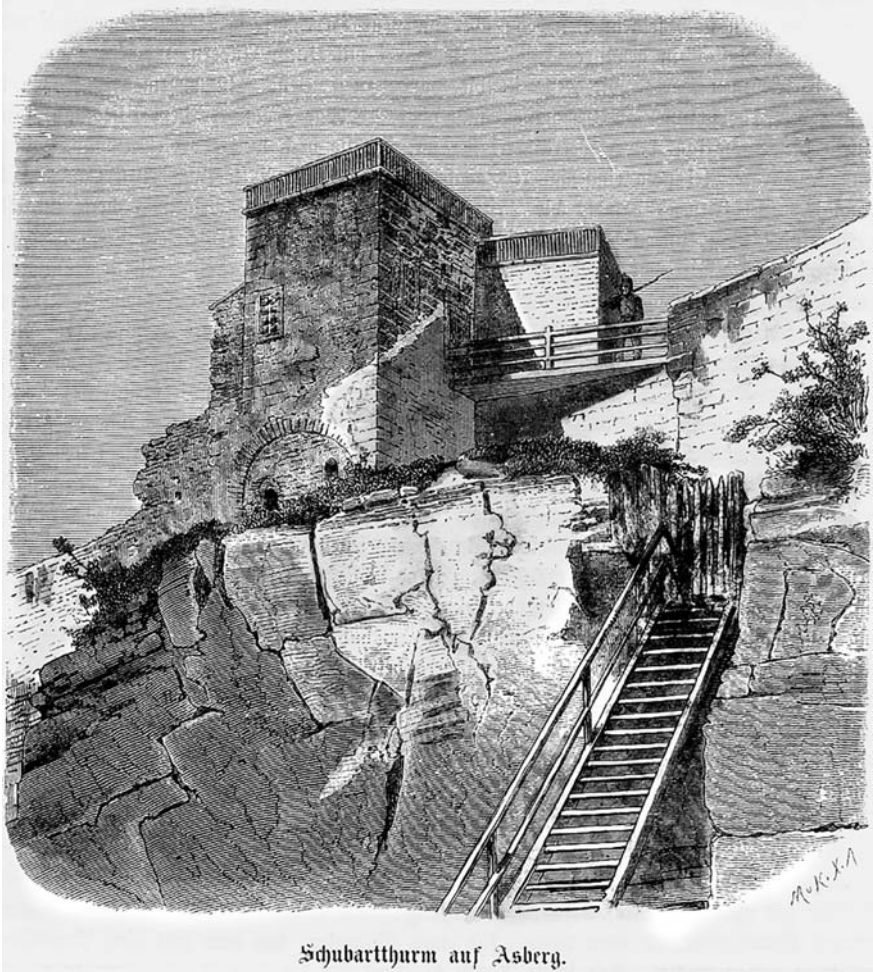
8 Schubart an Haug, 24.3.1775, in: Christian Friedrich Daniel Schubart: Briefwechsel. Kommentierte Gesamtausgabe (3 Bde.), Bd. I, hrsg. von Bernd Breitenbruch, Konstanz 2006 (im Folgenden zitiert als „BR“), S. 252.

9 Vgl. Haugs Briefe an Schubart Mitte Dezember 1771 (BR I, S. 222–224) und Herbst 1772 (BR I, S. 236).

10 Das geht hervor aus einem Audienzbericht Helena Schubarts im Brief an Johann Martin Miller vom 20.1.1778, vgl. Strauß, Schubart's Leben in seinen Briefen (wie Anm. 2), S. 267. Als „pädagogische“ Begleitmaßnahme von Seiten des Herzogs ist – neben der finanziellen Versorgung der Ehefrau Helena Schubart – die Aufnahme des Sohnes Ludwig in die Karlsschule zu verstehen.

11 Balthasar Haug: Christian Friderich Daniel Schubart, in: *Schwäbisches Magazin* von gelehrten Sachen auf das Jahr 4,6 (1777), S. 473–480, hier S. 478.

12 So der Ausdruck Schubarts (LuG II, S. 144) für das Kerkerverließ, das kaum Licht hineinließ und das Atmen mangels Luftzug erschwerte (vgl. LuG II, S. 189 f.).



Schubarthurm auf Asberg.

Holzstich (um 1860), der den Turm in etwa der Gestalt zeigt, wie ihn Schubart gesehen haben muss.

plans, der zunächst auf völlige Kontaktsperre, körperliche und geistige Austrocknung setzte, später dann der Bekehrungsarbeit des Festungskommandanten Philipp Friedrich Rieger überlassen wurde, der Schubart mit geistlicher Lektüre vornehmlich pietistischer Provenienz versorgte. Dass diese verordnete Zwangsbekehrung bei dem körperlich angeschlagenen und geistig isolierten Häftling ansetzte, zeigen zahlreiche Passagen voller Bußrhetorik in Schubarts autobiographischen Aufzeichnungen. Aber solche religiös geprägten Selbstvorwürfe bedeuten nicht, dass Schubart je die Rechtmäßigkeit seiner Gefangenschaft anerkannt hätte, wie vor allem seinen späteren Briefen vom Hohenasperg zu entnehmen ist.¹³

Seinen Groll auf den Herzog Karl Eugen hat Schubart auch indirekt öffentlich gemacht in dem 26 Strophen umfassenden Gedicht *Die Fürstengruft*. Wie der Sohn Ludwig berichtet, hat Schubart sein berühmtestes Gedicht im Zorn auf den Herzog einem Fourier im dritten Jahr seiner Gefangenschaft auf dem Hohenasperg diktiert.¹⁴ Auf welchem Wege es dann unbemerkt aus dem Kerker gelangte, ist nicht bekannt. Aber bereits Ende 1780 wurde es ohne Schubarts Wissen, mit namentlicher Nennung des Autors, im *Frankfurter Musenalmanach auf das Jahr 1781* veröffentlicht. Offenbar hat sich der eigentliche Adressat durchaus angesprochen gefühlt, denn vermutlich ist Schubarts Haftverlängerung über das vierte Jahr hinaus auf den Zorn des Herzogs über dieses sogleich breit rezipierte und mehrfach nachgedruckte Anklagegedicht zurückzuführen.¹⁵

Schubarts Gedicht, das den Blick des Lesers eindringlich auf die vermodernden Gebeine der ehemals Großen und Mächtigen in der „Verwesungsgruft“¹⁶ lenkt und dies mit einer veritablen Fürstenschelte verbindet, gewinnt seine provokative Energie vor allem aus seinem Entstehungskontext. Von den Zeitgenossen ist es als *Gedicht aus dem Kerker*¹⁷ gelesen worden, in dem der Autor Rache an seinem fürstlichen Peiniger nimmt.

Was für die *Fürstengruft* gilt, gilt auch für Schubarts Nachleben generell: Es ist aufs engste mit der Festung Hohenasperg verbunden. Einerseits verfasste er die meisten und bekanntesten seiner Gedichte hier, etliche von ihnen mit deutlichem Situationsindex. Andererseits wurde seine zehnjährige Gefangenschaft zum Schicksal des rebellischen Märtyrers der Fürstenwillkür überhöht, besonders im Vormärz und nach der 1848er Revolution, als der Hohenasperg ob seiner vielen politischen Gefangenen den Spitznamen „Demokratenbuckel“ erhielt.¹⁸ Nicht zuletzt Friedrich Schillers

13 Vgl. besonders Schubarts Brief an den Bruder Konrad vom 5.10.1783 (BR II, S. 118).

14 Vgl. Ludwig Schubart: Schubarts Charakter, Erlangen 1798, S. 39 f.

15 Vgl. dazu Breitenbruchs Kommentar in BR III, S. 140.

16 Christian Friedrich Daniel Schubart: Die Fürstengruft, in: C.F.D. Schubart's, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale, Bd. 4, Stuttgart 1839, S. 78, V. 6.

17 So der Titel einer im Frühjahr 1785 in Zürich publizierten, von Johann Michael Armbruster besorgten Gedichtausgabe Schubarts, die ohne dessen Zutun zustande gekommen war und breite Resonanz fand: Chr. Dan. Friedr. Schubarts Gedichte aus dem Kerker. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

18 Maßgeblich zur genannten Überhöhung haben die Schiller- bzw. Schubartromane von Hermann Kurz (1843), Adolf Weisser (1855) und Emil Brachvogel (1864) beigetragen. Vgl. dazu Bernd Jürgen Warneken: Schubart, der unbürgerliche Bürger, Frankfurt/M. 2009, S. 373–375.

Karlsschulkritik, sein angeblicher Besuch Schubarts auf dem Hohenasperg,¹⁹ seine spektakuläre Flucht aus Württemberg 1782 und sein als Abrechnung mit der intriganten Hofwelt Karl Eugens rezipiertes Drama *Kabale und Liebe* leisteten bei dieser Überhöhung Schützenhilfe. Der auf dem Hohenasperg gefangene Dichter konnte so zum Symbol werden für das Schicksal, dem Schiller entflohen, und seine Fürstenkritik konnte als Vorläufer von Schillers wortmächtiger Rebellion verstanden werden.



Titelkupfer von „Schubarts Gedichten aus dem Kerker“, die Johann Michael Armbruster 1785 ohne Zutun des Autors in Zürich publizierte und die so starke Resonanz fanden, dass sie noch im gleichen Jahr in Wien nachgedruckt wurden.

19 Zur vornehmlich ikonographischen Wirkungsgeschichte von Schillers Besuch Schubarts auf dem Hohenasperg im Anschluss an den Augenzeugenbericht Friedrich Wilhelm von Hovens in dessen Autobiographie (1840) vgl. Klaus Fahrner: Der Bilddiskurs zu Friedrich Schiller, Stuttgart 2000, S. 290–353. Gut begründete Zweifel an der historischen Wahrheit des Berichts von Schillers Besuch bei Wolfram Müller: Ein Besuch der nie stattfand. Schiller, Schubart und die Festung Hohenasperg, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 56 (2012), S. 19–39.

Hölderlin und der Rastatter Kongress

Mein Freund Sinklair reißt nemlich in Angelegenheiten seines Hofes nach Rastadt, und macht mir, unter sehr vorteilhaften Anerbietungen, den Vorschlag, ihm dahin Gesellschaft zu leisten.¹

Isaac Freiherr von Sinclair, den Hölderlin schon vom Studium in Jena kannte, war Diplomat im Dienste des Landgrafen Friedrich V. von Hessen-Homburg. Er sollte den Rastatter Kongress (1797 – 1799) beobachten und darauf achten, dass dessen Ländchen nichts weggenommen würde. Außerdem sollte er Geheimverhandlungen führen, weil solche alle führten oder schon geführt hatten. Der Kongress war einberufen worden, weil Frankreich alle linksrheinischen deutschen Gebiete erobert hatte nach der alten Maxime Ludwigs XIV., wonach der Rhein Frankreichs Grenze im Osten und Norden sein muss. Hessen-Darmstadt hatte dabei nichts verloren. Aber zum Beispiel Württemberg: Dessen einstiger Besitz Mömpelgard war von den Franzosen annektiert worden. Hölderlin hatte in den Mömpelgarder Stiftern, die lieber in Paris als in Tübingen studiert hätten, gute Informanten über die Vorgänge in Frankreich gehabt und war wie andere Stifter von ihnen für die Revolution begeistert worden.² Herzog Friedrich II. von Württemberg ließ um Ersatz für Mömpelgard verhandeln und konnte seinen Landbesitz verdoppeln, weil er schon in Separatverträgen seine linksrheinischen Territorien an Frankreich abgetreten hatte.

Doch Württemberg sprach auf dem Kongress nicht mit einer Stimme. In der Hoffnung, etwas für das Land zu erreichen, kamen unter Führung des „letzten Altwürttembergers“,³ des Landschaftskonsulenten Eberhard Friedrich Georgii, der die alten Rechte des Landtags gegen den Herzog verteidigte,

1 Friedrich Hölderlin an Christian Neuffer, 12.11.1789, in: Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 2, hrsg. von Michael Knaupp, München 1992 [künftig MA], S. 710.

2 Vgl. Friedrich Hölderlin an Christian Neuffer, 19.1.1795, in: MA 3, S. 565.

3 Zitiert nach Karl und Arnold Weller: Württembergische Geschichte im südwestdeutschen Raum, 6. Aufl., Stuttgart/Aalen 1971, S. 188.

Abgeordnete des Landtags nach Rastatt. Sie wurden jedoch von den französischen Gesandten nur als Druckmittel gegen Herzog Friedrichs übermütige Forderungen benutzt und fallengelassen, sobald mit ihm alles geregelt war. Die Gesandtschaft des Landtags fühlte sich düpiert, insbesondere Hölderlins Bekannter:

Mit meinem Landsmann, dem Legationssecretarius Gutscher komm ich häufig zusammen, er erweist mir viel Ehre und es freut mich an ihm einen verständigen und aufmerksamen Geschäftsmann zu finden.⁴

Ja, kurz vor der Abreise nach Homburg spricht er mit ihm „beinahe alle Tage. Er ist ein verständiger Mann.“⁵ Jakob Friedrich Gutscher hat in verschiedenen Landtagsschriften nachgewiesen, dass die württembergische Verfassung von 1514, der sogenannte Tübinger Vertrag, und insbesondere der zwischen Herzog Christoph und dem Landtag 1552 geschlossene Verfassungsvertrag eine konstitutionelle Monarchie geschaffen hatte, die jedenfalls auf dem Kontinent ihresgleichen suchte.

Die vaterländische Verfassung sichert dem Bürger seit mehreren Jahrhunderten Rechte, welche in den meisten auswärtigen Ländern vergeblich gesucht, und in andern erst durch Ströme von Menschenblut und Trauerfälle aller Art zu erringen gesucht werden.⁶

Das schrieb Gutscher 1794, nach den Septembermorden an den Girondisten in Paris, von denen der Jakobiner Danton die meisten hatte guillotiniert lassen. Anders als der politische Club um Robespierre konnten sich die moderaten Girondisten, die im französischen Nationalkonvent gemeinhin das gehobene Bürgertum repräsentierten, durchaus mit der Idee einer konstitutionellen Monarchie anfreunden und waren demgemäß zu Kompromissen bereit. Auf der Seite der radikalen Jakobiner musste dies für Argwohn sorgen.

Es sind übrigens *Fake News*, wenn Pierre Bertaux den Dichter in seinem bahnbrechenden Buch *Hölderlin und die französische Revolution* als Jakobiner ausgibt. Bertaux will nicht zu den „Hölderlin-Verehrern“ gehören, die sich „so hartnäckig – und manchmal so aufrichtig und rührend – darum be-

4 Friedrich Hölderlin an seine Mutter, 28.11.1798, in: MA 2, S. 713. Gutscher war „Registrator im großen Ausschuss der württembergischen Landschaft [...] und veröffentlichte zahlreiche Schriften zur württembergischen Verfassung.“ (MA 3, S. 730).

5 Friedrich Hölderlin an Karl Gok, 28.11.1798, in: MA 2, S. 717.

6 Zitiert nach Ulrich Gaier: Hölderlin Texturen 4: „Wo sind jetzt Dichter?“. Homburg, Stuttgart 1798 – 1800, Tübingen 2002, S. 110.

mühen, Hölderlin von dem Makel reinzuwaschen, er könne ein Jakobiner gewesen sein.“⁷

Hölderlin schrieb Ende Juli 1793 an seinen Bruder:

Daß Marat, der schändliche Tyrann, ermordet ist, wirst Du nun auch wissen. Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angedeihen lassen. Brissot dauert mich im Innersten. Der gute Patriot wird nun warscheinlich ein Opfer seiner niedrigen Feinde.⁸

Nach den Septembermorden schreibt Hölderlin an seinen ebenfalls girondistisch gesinnten Herzensbruder Neuffer:

Schreib mir's doch, wenn Du früher das nähere von dem Schicksaale der Deputirten Guadet, Vergniaud, Brissot p.p. hörst. Ach! das Schicksaal dieser Männer macht mich oft bitter.⁹

Danton, der selber bald auf die Guillotine kam, hat diese Patrioten auf dem Gewissen. „Daß Robespierre den Kopf lassen mußte, scheint mir gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu sein.“¹⁰ Nur „vielleicht“, denn vier Jahre später hat Buonaparte die Menge der Hungeraufständischen in Paris mit Kettenkugeln niederkartätschen lassen. Ähnlich „gerecht“ und „brüderlich“ befreite er in Lyon und in Bordeaux Aufständische von der Last ihres Hungers und ging dann nach Ägypten, wo er sein geschlagenes Heer bald verließ, um Frankreich zu retten. Buonaparte kam 1799 in Rastatt kurz vorbei; er musste im November 1799 das *Directoire* stürzen und sich als Erster Konsul einsetzen. Die Folgen der verlorenen Köpfe Dantons und Robespierres waren entgegen Hölderlins Hoffnungen nicht gut. Er, der Buonaparte zunächst wegen seiner Siege gegen die verhassten Österreicher wohlwollend betrachtet hatte (*Dem Allbekanntem*), schrieb den *Empedokles* zur Warnung Buonapartes, wie auch der Freund Casimir Ulrich Boehlendorff sein Agis-Drama *Die Spartaner in Ägypten*. Beide ließen ihre weit fortgeschrittenen Tragödien liegen, als Buonaparte putschte.¹¹

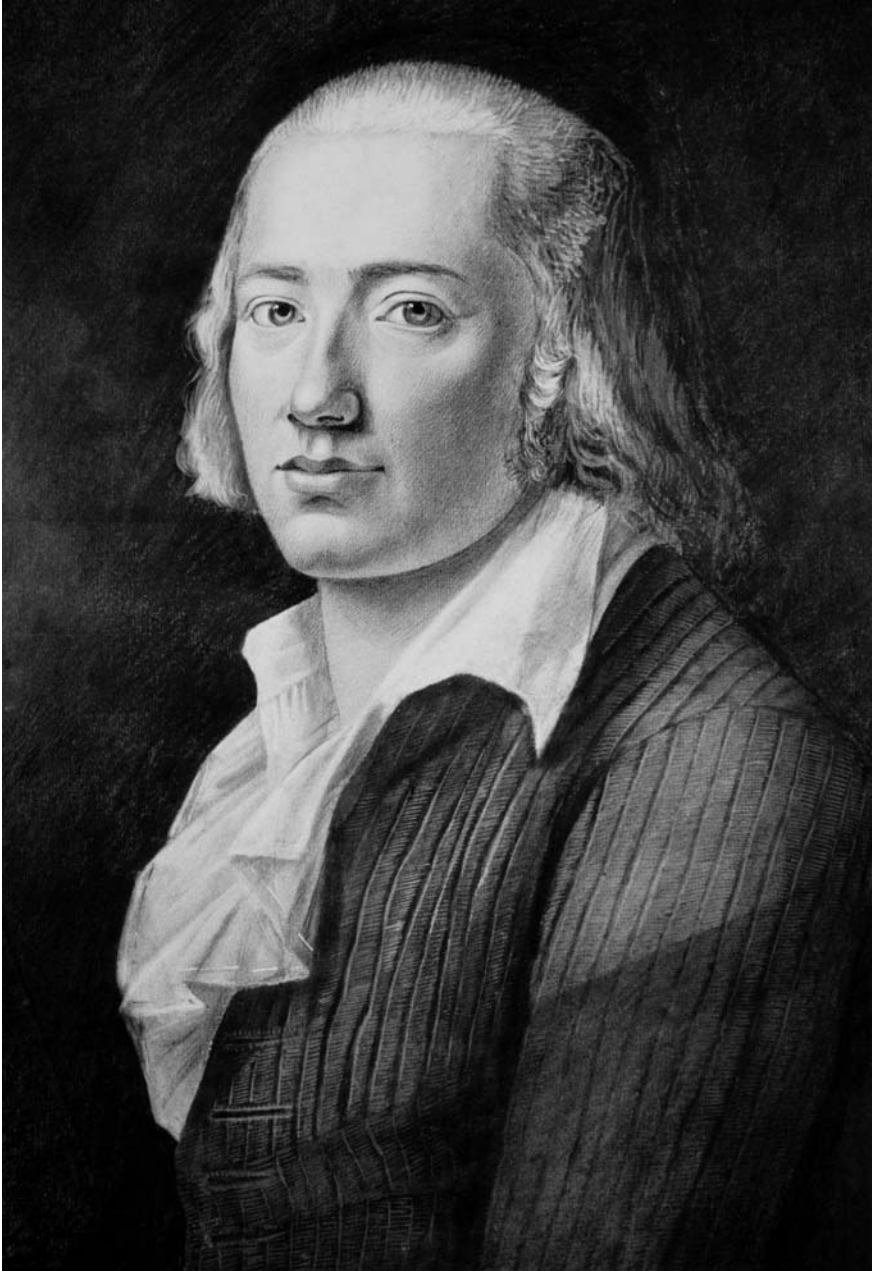
7 Pierre Bertaux: Hölderlin und die französische Revolution, Frankfurt/M. 1969, S. 14.

8 Friedrich Hölderlin an Karl Gok, Ende Juli 1793, in: MA 2, S. 501.

9 Friedrich Hölderlin an Christian Neuffer, Anfang Oktober 1793, in: MA 2, S. 511.

10 Friedrich Hölderlin an Karl Gok, 21.8.1794, in: MA 2, S. 546.

11 Vgl. Ulrich Gaier: Hölderlins Tod des Empedokles – Warnung an Napoleon Bonaparte?, in: Valérie Lawitschka (Hrsg.): Hölderlin. Literatur und Politik, Tübingen 2012, S. 122 – 142.



Franz Karl Hiemer malte das wohl bekannteste Porträt von Hölderlin. Vom Pastell des 22-jährigen Theologiestudenten meinte seine Schwester, es sähe ihm nur wenig ähnlich.

Hölderlin war Girondist – keinesfalls „Deutscher Jakobiner“, wenn auch Bertaux zwischen dem Angehörigen eines Jakobinerclubs und einem von den Idealen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit überzeugten Menschen „nur schwer“ einen Unterschied machen kann und meint, es habe „in der Sache wenig zu sagen“.¹² Hölderlin hätte vermutlich mit der Frage darauf geantwortet, warum die Jakobiner dann die Girondisten umgebracht hätten. Als ich den ehemaligen Geheimdienstchef Bertaux, der Morde berufsbedingt vielleicht weniger ernst nahm, hartnäckig auf den Unterschied zwischen Jakobinern und Girondisten hinwies, sagte er mir in der Weinstube *Forelle* in Tübingen: „Es kommt ja gar nicht darauf an, was stimmt; Hauptsache ist, dass über Hölderlin gesprochen wird.“ Recht hatte er darin, dass über den politischen Hölderlin gesprochen werden soll, denn hier hat Bertaux ein seit Mörikes *Feuerreiter*-Ballade im *Maler Nolten* beharrliches Schweigen der deutschen Literaten und Literaturwissenschaftler erfolgreich beendet.

Über die berichtigte Einschätzung der Franzosen und insbesondere Buonapartes hinaus, die Hölderlin bei den Gesprächen in Rastatt gewann, war der Kongress ertragreich für ihn: „Der eigentliche Gewinn, den mir bis jetzt der hiesige Aufenthalt gegeben hat, sind einige junge Männer voll Geist und reinen Triebes.“¹³ Interessant ist die Stellung Hölderlins unter ihnen. Er war ja kein Jurist oder Diplomat, nur Poet und Beobachter. Wie konnte Hölderlin so bedeutend für sie werden, dass sie ihn in ihre „Familie“ aufnahmen? Einigen war er bekannt durch das *Fragment von Hyperion*, das Schiller 1794 in der vielgelesenen Zeitschrift *Thalia* veröffentlicht hatte. Zum Beispiel hatte der Philosoph Friedrich Muhrbeck während seines Studiums in Greifswald schon 1794 in seinem Freundeskreis das *Fragment* gelesen, das schon in seiner kurzen Vorrede eine Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Poetik bietet, die mit Herder weit über die damaligen Größen Kant, Reinhold und dann Fichte hinausgeht.¹⁴ Wie wichtig das Gespräch mit Hölderlin für die Rastatter Freunde auch politisch war, zeigt sich daran, dass ein guter Teil der „Familie“ mit nach Homburg ging und dort mehrere Monate blieb. Muhrbeck kam von einem Schweiz-Aufenthalt nach Rastatt, um dort Fritz Horn (1772 – 1844), den er schon von den Freien Männern in Jena her kannte, zu treffen. In Rastatt war Horn Mitglied der preußischen Dele-

12 Bertaux, Hölderlin (wie Anm. 7), S. 20.

13 Friedrich Hölderlin an Karl Gok, 28.11.1798, in: MA 2, S. 716 f. Die Aufgezählten werden besprochen in Ulrich Gaier, Hölderlin Texturen (wie Anm. 6), S. 112 – 121.

14 Vgl. Ulrich Gaier: Hölderlins Hyperion: Compendium, Roman, Rede, in: Hölderlin-Jahrbuch 21 (1978/1979), S. 88 – 143, hier S. 96 – 116.

gation und begegnete erstmals Sinclair. Muhrbeck kam mit Horn im Februar 1799 nach Homburg und lud Boehlendorff dorthin ein, der im März nachkam. Dort weilten bereits der Revolutionsfreund Franz Wilhelm Jung, Jakob Zwilling und Sinclair. Hölderlins einstiger Mitbewohner im Tübinger Stift, Georg Friedrich Hegel, kam sicher von Frankfurt, wo ihm der Dichter 1797 eine Hofmeisterstelle besorgt hatte. In dieser Homburger Kernzeit von April bis Juni 1799 war man zusammen, philosophierte, politisierte, las Dichtungen vor.

Dabei hat offenbar Hölderlins *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland* (Erster Band 1797) die Rolle eines philosophischen, poetischen und politischen Anleitungs- und Kultbuchs gespielt. Boehlendorff schickte den Band zusammen mit einem theologisch-anthropologisch-poetischen Systementwurf am 12. Mai 1799 an seinen Studienfreund Rudolf Steck (1772 – 1805) in Bern,¹⁵ zugleich mit der Bitte um Weitergabe an den berühmten Diplomaten und Erzieher Philipp Emanuel von Fellenberg:

Hier hast Du Hölderlins Hyperion. Dort findest Du, was unsere Geister mit einander sprachen – und was sie wohl noch lange sprechen werden – Es ist ein Pfand der Freundschaft, wie ich noch keins gefunden habe, und weil es das liebste ist, was ich seit unserer Trennung in der Welt des Unlebendigen und doch Beseelten aufgefunden habe, so sende ich es Dir – Du sprichst mir bald davon – und ich sage Dir zur größeren Freude, der Verfasser ist so edel als sein Buch.¹⁶

In Homburg heckten die Freunde das Projekt der „künftigen Schweiz“ aus. Die Formulierung stammt von Boehlendorff, der im selben Brief vom 12. Mai 1799 dem von Commissaire Rapinat geschassten und Bauer gewordenen Steck schreibt:

Du mußt, mein Freund, im Arm Deiner Gattin für Dein künftiges Vaterland leben; mit Deinem iezigen mag nun die Zeit ihr tragisches Spiel treiben – es ist kaum abzuwehren vielleicht – und wahrscheinlich kommt ein Moment, wo Du mit aller Krafft der That, des Worts auftreten kannst, Dann sey gerüstet – Auch ich – ich kann mich nicht entbrechen – mein künftiges – endliches Bürgerleben – als Bürger dieser künftigen Schweiz zu träumen.¹⁷

Für die „künftige Schweiz“ gab Hölderlin im mitgeschickten *Hyperion* die genaue Anleitung, und zwar in dem sogenannten *Athenerbrief* am Ende des Bandes. Anlässlich einer Überfahrt von Kalaurea, der Heimatinsel Diotimas,

15 Vgl. Ulrich Gaier: Die „künftige Schweiz“, ihre politische und philosophische Begründung, in: Ulrich Gaier/Valérie Lawitschka (Hrsg.): Hölderlin und die „künftige Schweiz“, Tübingen/Eggingen 2013, S. 161 – 189.

16 Casimir Ulrich Böhlendorff an Rudolf Steck, 12.5.1799, in: MA 3, S. 600.

17 Gaier, Hölderlins Hyperion (wie Anm. 14), S. 161.

kommt man auf die „Treflichkeit des alten Athenervolks, woher sie komme, worinn sie bestehe“¹⁸ zu sprechen. Im Vergleich mit Sparta entwickelte sich Athen langsam und gründlich; Natur und Klima taten alles, um weder Üppigkeit noch Mangel aufkommen zu lassen. „Hiezu kam die wundergroße That des Theseus, die freiwillige Beschränkung seiner eignen königlichen Gewalt.“¹⁹ Aus diesem „Samenkorn“²⁰ entwickelt Hyperion im Anschluss den ganzen Aufbau der athenischen Kultur.

Was war die „wundergroße That“?²¹ Theseus ist eher durch die Abenteuer mit dem Minotaurus und Ariadne bekannt als durch seine Taten als König. Plutarch, dessen Werke sich Hölderlin wohl ab 1796 anschaffte, berichtet in seinem Kapitel *Theseus*, dieser habe den Föderalismus und die Demokratie eingeführt. Noch bei seinem Vater Aigeus seien die Gemeinden Attikas nur in einem lockeren Staatenbund verknüpft und nur im Notfall zur Nachbarschaftshilfe verpflichtet gewesen. Der König Theseus sei zu den einzelnen Gemeinden hingereist, habe mit jeder verhandelt und auf seine königliche Gewalt und Herrschaft verzichtet, wenn sie ihrerseits keine Herrscher wollten, Athen als Hauptort anerkennen und gewählte Repräsentanten zum Parlament in Athen schicken würden, welche dann gemeinsam über das jeweils zu Empfehlende beraten und entscheiden würden. Plutarch schildert damit den Übergang von einem Staatenbund zu einem Bundesstaat. Das ist aber genau der Übergang, den nach Vorstellung von Hölderlin und seinen Freunden²² die Schweiz leisten muss, um zukünftig bestehen zu können und Modell für Europa zu werden. Theseus ist zwar eine mythische Figur, aber noch in der Verfassung des Solon von 593 v. Chr. finden sich As-

18 Friedrich Hölderlin: Hyperion, in: MA 1, S. 483–760, hier S. 681.

19 Ebd., S. 682 f.

20 Friedrich Hölderlin: Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ..., in: MA 2, S. 77–100, hier S. 89.

21 Das Folgende ausführlicher in Ulrich Gaier: Hölderlin: Vordenker der „künftigen Schweiz“, Konstanz 2014, S. 25–27. Dazu auch Michael Franz: „Die wundergroße That des Theseus“. Hölderlins politisches Ideal seit 1796/97, in: Hölderlin-Jahrbuch 39 (2014/15), S. 201–207.

22 Insbesondere Johann Gottfried Ebel, der, angeleitet von der „Gesellschaftskunst“ des Abbé Siéyès, in seinem Werk *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* den notwendigen Übergang vom Staatenbund der Schweizer Kantone zum Bundesstaat zeigt, wie er dann seit 1848 mit wenigen Veränderungen in Kraft ist. Vgl. Sarah Ruppe/Ulrich Gaier: Johann Gottfried Ebels Modell einer „künftigen Schweiz“ in den „Warnbriefen“ und der Reisebeschreibung *Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz* (1798/1802), in: Gaier/Lawitschka, Hölderlin und die „künftige Schweiz“ (wie Anm. 15), S. 135–160.

pekte der Bauernbefreiung und Einschränkung der Adelherrschaft, demokratische Wahlen und das Selbstvertretungsrecht jedes Einzelnen. Hölderlin beschreibt

ein edles Paar, [...] Thales und Solon, die mit einander Griechenland und Aegypten und Asien durchwanderten, um Bekanntschaft zu machen mit den Staatsverfassungen und Philosophen der Welt.²³

Damit erscheint die Verfassung des Solon als Quintessenz der praktischen Vernunft vieler Denker vieler Nationen: Hölderlin bekräftigt mit dem Rekurs auf die „wundergroße That“ die bundesstaatliche Reinform der frühen attischen Demokratie und damit die ideale Staatsverfassung auch für moderne Staaten. Dieses Modell wurde in der Schweiz nach einer Phase der Kämpfe von Unitariern und Föderalisten, reformierten und katholischen Kantonen (Sonderbundskrieg 1847/48) mit der *Confoederatio Helvetica* 1848 verwirklicht.

Diese Gedanken werden nicht nur im *Hyperion* erörtert, sondern durchziehen auch die elegischen und vaterländischen Dichtungen Hölderlins. In der Elegie *Brod und Wein* wird im Gespräch mit dem „Meister“ Wilhelm Heine (1746–1803) die athenische Kulturentwicklung und der Verfall durch die Perserkriege, Alexander und die Osmanen auf den Machtwechsel zwischen Licht und Nacht, „oberem und unterem Chaos“ (neuplatonisch gesprochen) zurückgeführt.²⁴ Die Macht des „unteren Chaos“ beschreibt *Die Muße* (1797):

Aber ins Mondlicht steigen herauf die zerbrochenen Säulen
Und die Tempelthore, die einst der Furchtbare traf, der geheime
Geist der Unruh, der in der Brust der Erd' und der Menschen
Zürnet und gährt, der Unbezwungne, der alte Erobrer
Der die Städte, wie Lämmer, zerreißt, der einst den Olympus
Stürmte, der in den Bergen sich regt, und Flammen herauswirft.
Der die Wälder entwurzelt und durch den Ozean hinfährt
Und die Schiffe zerschlägt und doch in der ewigen Ordnung
Niemand irre dich macht, auf der Tafel deiner Geseze
Keine Sylbe verwischt, der auch Dein Sohn, o Natur, ist
Mit dem Geiste der Ruh' aus einem Schoose geboren.

Der „Geist der Unruh“ erscheint wieder in *Die Völker schwiegen, schlummerten* (1796–1799) mit deutlicher Anspielung auf Buonaparte, der hier als Funktionär dieses vulkanischen Geistes erscheint. Der Sprecher erinnert an „die ungeheure Wahlstatt“, „Wo von dem blauen Rheine bis zur Tyber / Die un-

23 Friedrich Hölderlin an Karl Gok, 1.1.1799, in: MA 2, S. 726.

24 Vgl. Ulrich Gaier/Klaus Furthmüller: Das Eigene, geschichtsphilosophisch und metrisch, in: Hölderlin-Jahrbuch 39 (2014/15), S. 233–253.

aufhaltsame die jahrelange Schlacht / In wilder Ordnung sich umherbewegte“ und mit dem Schlussvers „Pomeranzenwälder in Italien“ klarmacht,²⁵ dass Buonaparte mit seinen italienischen Feldzügen gemeint ist. Hier wird also Politik und Weltgeschehen auf Sein und Nichtsein, „oberes und unteres Chaos“, religiös zurückgeführt.

Anders in den beiden auf Württemberg bezogenen Elegien: zunächst *Das Gasthaus. An Landauer* (1800). Georg Christian Landauer war, vermittelt durch den „Bruder“ Christian Ludwig Neuffer, ein guter Freund, bei dem Hölderlin von Juni 1800 bis Januar 1801 in Stuttgart wohnte und, um dem Zugriff des Konsistoriums zu entgehen, die Kinder unterrichten durfte. Auch in Stuttgart waren viele Demokraten und mussten sich vor dem Geheimdienst des Kurfürsten in Acht nehmen. So Neuffer, der das Kind des Batavischen Gesandten Strick van Linschoten getauft hatte, wo zur Taufgesellschaft keine Adligen zugelassen waren. Eine „Nicht-Citoyenne“ drängte sich trotzdem herein, merkte sich die Anwesenden, darunter auch Neuffer. Den hatte Friedrich schon vorher als „Jakobiner“ bezeichnet, und nun war für ihn jede Aussicht auf ein hohes Kirchenamt verloren. Herzog Friedrich II. tat alles, um „Jakobiner“ zu erwischen, den Tübinger Vertrag auszuhelbeln und den Landtag zu schwächen. Er löste ihn 1799 auf, weil er treu zu Preußen und Österreich hielt und gegen die Franzosen in den Zweiten Koalitionskrieg zog, während der Landtag neutral bleiben wollte. Als die Franzosen stärker wurden und 1801 sogar den Frieden von Lunéville erzwangen, der den Waffenstillstand mit dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation sicherte, war Friedrich schon immer auf ihrer Seite gewesen und ließ sich belohnen. Als die Franzosen trotz ihrer Liebe 1800 das Land besetzten, floh Friedrich, der zwei Meter große Feigling, mit sämtlichen Kassen des Landes und der Kirche nach Weiltingen an der Landesgrenze und schließlich nach Ansbach, Erlangen und Wien. Nach dem Frieden von Lunéville zogen die Heere ab und Friedrich wieder ein. In einem ziemlich windelweichen Ausschreiben vom 18. Mai 1801 versuchte er den Württembergern zu erklären, was er getan hatte, versprach ihnen vieles und machte ihnen Hoffnungen auf bessere Zeiten. Bessere Zeiten, das hieß für Demokraten mehr Freiheit, für Friedrich mehr Glanz und Kontrolle über die Demokraten. Er hatte nun als Kronprinz in seinem satirischen Roman *Schach Baham II* mit „Grebmettru“ (=Württemberg) und mit „Wirt am Berg“ gespielt.²⁶ Hoffend schrieb Hölderlin:

25 Friedrich Hölderlin: Die Völker schwiegen ..., in: MA 1, S. 171.

26 Der Roman wird ediert von Ina Ulrike Paul, FU Berlin (vgl. ihre Website).

Denn nicht Mächtiges ists, zum Leben aber gehört es,
Was wir wollen, und scheint schicklich und freudig zugleich.
Aber kommen doch auch der seegenbringenden Schwalben
Immer einige noch, ehe der Sommer ins Land.
Nemlich droben zu weihn bei guter Rede den Boden,
Wo den Gästen das Haus baut der verständige Wirth;
Daß sie kosten und schau'n das Schönste, die Fülle des Landes,
Daß, wie das Herz es wünscht, offen, dem Geiste gemäß
Mahl und Tanz und Gesang und Stutgards Freude gekrönt sei,
Deßhalb wollen wir heut wünschend den Hügel hinauf.²⁷

Die Elegie blieb liegen, zu viel der Hoffnungen! Noch deutlicher und beziehungsreicher träumt Hölderlin in der Elegie *Stuttgart. An Siegfried Schmidt* (1800). Der Sprecher zeigt dem Freund eine Herbstfeier, wo wie bei Rousseau im *Contrat Social* (IV 1) die freien Bauern im Waadtland und in den Landsgemeinden ihre Angelegenheiten selbst regeln, ohne dass ihnen ein Herrscher „dreinschwatzt“. Direkte Demokratie, Landsgemeinde Württemberg! Aber alles ist Traum, Antizipation, wie die Schlusszeilen resigniert und in tragischer Ironie lehren.²⁸

Viele Gedichte Hölderlins sind politisch, vor allem die vaterländischen Oden wie etwa *An die Deutschen* (1798), *Gesang des Deutschen* (1799), *Der Tod fürs Vaterland* (1799). Politisch sind auch die Friedensgedichte, voran *Friedensfeier* (1801/1803). Hier nutzt Hölderlin die schon beim *Empedokles* von ihm reflektierte Technik des Hintereinanderstellens von historischen Figuren. Der für die Entwicklung des Abendlandes zuständige Halbgott wird empfangen: „dämmernden Auges“ meint der Sprecher, Napoleon den Allbekannten zu sehen, Klarheit entsteht, wenn jener sich Nähernde Freundesgestalt annimmt, sich dann als Sterbliches herausstellt und ein Gott ist. Christus könnte es sein,

Ach! aber dunkler umschattete, mitten im Wort, dich
Furchtbarentscheidend ein tödlich Verhängniß. So ist schnell
Vergänglich alles Himmlische, aber umsonst nicht.²⁹

Der leidende Christus hat sein „Tagwerk“³⁰ vollendet und die vernünftigen kalten Europäer zum Mit-Leiden und Empfinden erzogen, also zu „ganzen Menschen“ mit Kopf und Herz und Dichtungskraft. Der damit mögliche

27 Friedrich Hölderlin: Das Gasthaus. An Landauer, in: MA 1, S. 309.

28 Friedrich Hölderlin: Stuttgart. An Siegfried Schmidt (erste Fassung), in: MA 1, S. 311.

29 Friedrich Hölderlin: Friedensfeier, in: MA 1, S. 361–366, hier S. 363.

30 Ebd., S. 362.

Friede ist auch ein politischer, denn gefeiert wird der Friede von Lunéville; das belegt der nur ungenau erschaute Buonaparte.³¹ Allumfassend ist der Friede in dem genialen Turmgedicht, das Mörke nicht entsorgt hat:

Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden.³²

Frieden gab es lediglich „dort“. Die *Friedensfeier* lebt nur vom zukünftigen Frieden, der mit Lunéville 1801 kommen soll. Rastatt jedenfalls, wo Hölderlin so sehr auf einen Frieden gehofft und mit dem *Hyperion* für diesen erworben hat, war eine einzige Enttäuschung.

31 Ausführlicher in Ulrich Gaier: „Unter den Alpen gesungen“. Hölderlin als Hauslehrer in Hauptwil, Tübingen 2008, S. 216 f.

32 Friedrich Hölderlin: Die Linien des Lebens ..., in: MA 1, S. 922.

Die Ermordung August von Kotzebues durch den Studenten Karl Sand in Mannheim

Am Morgen des 23. März 1819 erreichte der junge Reisende die Tore Mannheims. Auf der Neckarbrücke vor der Quadratestadt wusste er sich seinem Ziel endlich ganz nah; sein Vorhaben – den Lustspiel-dichter und russischen Staatsrat August von Kotzebue zu ermorden – würde nun bald in die Tat umgesetzt. Noch am gleichen Tag beging Karl Sand das erste politische Attentat der Neuzeit.

Bei seiner Abreise aus Jena zwei Wochen zuvor, wo Sand an der dortigen Universität seit Herbst 1817 im Fach Theologie eingeschrieben war, ließ er Freunde und Bekannte im Glauben, er besuche seine Familie im fränkischen Wunsiedel. Auch vergaß er nicht, bei seinem Hauswirt den Mietvertrag für das kommende Semester zu verlängern. Niemand sollte Verdacht schöpfen; doch waren die Vorbereitungen zum Mord längst gediehen.

Bereits als Sand Ende des Jahres 1818 in sein Tagebuch notiert hatte, dass „der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A v. K., nieder“¹ müsse, war von ihm ein kleines Schwert in Auftrag gegeben worden, das nach seiner Zeichnung gefertigt wurde. Eine weitere Waffe – ein Dolch, einem Jagdmesser ähnlich – befand sich schon in seinem Besitz. Auch wie er die Klinge bei der Ausführung der Tat zu führen hat, erprobte Sand. So überraschte er zu jener Zeit einen in seine Stube tretenden Freund, indem er ihn mit einem Holzschwert fechtend angriff: Sand übte den Mord.² Zudem soll er sich in einer Anatomievorlesung nach der genauen Lage des menschlichen Herzens erkundigt haben.³ In seiner Akribie ließ er auch nicht unbedacht, wie er die Waffen unbehelligt auf der Reise mitführen würde können: In

1 Carl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde, Altenburg 1821, S. 174.

2 Vgl. Carl Ernst Jarcke: Carl Ludwig Sand und sein an dem kaiserlich-russischen Staatsrath v. Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit. Neue, aus ungedruckten Quellen vermehrte Bearbeitung, Berlin 1831, S. 166.

3 Vgl. Levin Karl von Hohnhorst: Vollstaendige Uebersicht der gegen Carl Ludwig Sand, wegen Meuchelmordes, veruebt an dem k. russischen Staatsrath v. Kotze-

den Saum seines linken Ärmels nähte er eine Haft, worin er den Dolch verbergen konnte und den Brustlatz seines Rocks versah er mit einer Öffnung, um das kleine Schwert transportieren zu können. Daneben arbeitete Sand fieberhaft an seiner mit *Todesstoß* überschriebenen Bekennerschrift, in der er seine Motivation – ein Zeichen gegen die „Feigheit und Faulheit der Gesinnungen dieser Tage“ zu setzen – darlegte.⁴ Das restaurative Klima, das seit dem Wiener Kongress, der nach der Niederlage Napoleons die territoriale Neuordnung Europas beschlossen hatte, im Deutschen Bund herrschte, würde durch sein Beispiel durchstoßen und ein nationalliberaler Aufstand entfacht werden: „Auf! Mein Volk! Besinne dich, ermanne dich, befreie dich!“⁵ Noch vor der Abreise traf Sand deshalb Vorkehrungen, damit Abschriften in die Hände von Zeitungsredaktionen im Land gelangen sollten.

Als Sand schließlich nach Monaten der Vorbereitung am 9. März 1819 die Reise nach Mannheim antrat, trug er neben den beiden Klingen und einem Exemplar seiner Bekennerschrift auch die Gedichtsammlung *Leyer und Schwert* des von ihm verehrten Theodor Körner und „ein abgerissenes Stück aus dem Neuen Testamente“⁶ bei sich. Zur Orientierung auf seiner Route diente ihm „eine Charte von Schwaben und eine vom Laufe des Neckars“⁷ sowie ein Kompass, der ihm fortan den fatalen Weg nach Südwesten wies. Von Jena wanderte Sand zunächst nach Erfurt, wo er sich zwei Kaufleuten auf ihrem Weg nach Frankfurt anschloss. Gemeinsam bestieg man am 11. März die Postkutsche und erreichte am darauffolgenden Tag Eisenach. Auf Betreiben Sands weilte die zufällige Reisegesellschaft zu Mittag auf der Wartburg.

Zweieinhalb Jahre zuvor hatte Sand den Weg hinauf zur Burg schon einmal beschritten. Als Fahnenbegleiter war er im Oktober 1817 Teilnehmer des Wartburgfests gewesen, zu welchem die Jenaer Urburschenschaft die Studenten der deutschen Universitäten eingeladen hatte. Etwa 500 waren schließlich dem Aufruf gefolgt, um den Jahrestagen des Thesenanschlags Luthers sowie der Völkerschlacht bei Leipzig feierlich zu gedenken und der Forderung nach einem Nationalstaat Ausdruck zu verleihen. Sand, der sich bereits als Student in Erlangen burschenschaftlich organisiert hatte, verfertigte zu diesem Anlass sogar eine Flugschrift, in der er den „Einzelne[n]“ gemahnt, „[j]edwedem Unreinen, Unehrliehen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt“ im „offenen Kampfe“ entgegenzu-

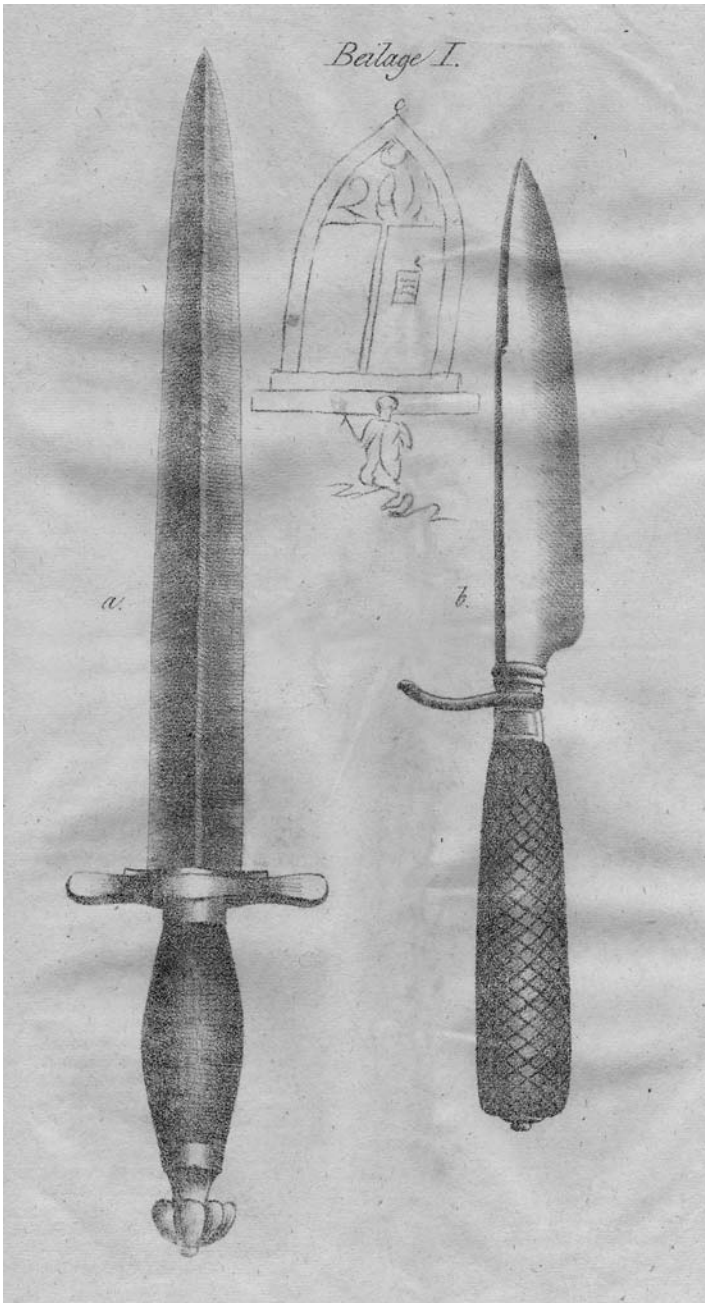
bue, gefuehrten Untersuchung. Aus den Originalakten ausgezogen, geordnet und herausgegeben. I. Abteilung, Stuttgart/Tübingen 1820, S. 213.

4 Ebd., S. 188.

5 Ebd., S. 191.

6 Ebd., S. 49.

7 Ebd.



Den anfänglichen Plan, seine Bekennerschrift mit dem Dolch an die Tür der Mannheimer Jesuitenkirche zu heften, musste Sand aufgeben. In seiner Jenaer Wohnung fand sich nach dem Mord eine Federzeichnung Sands, die dieses Szenario festhält.

treten.⁸ Notiz nahm man von Sand und seinen Gedanken indes nicht, vielmehr sorgte die im Anschluss an den offiziellen Rahmen stattfindende Bücherverbrennung für Aufsehen. Auch Sand blickte gebannt in die glisternde Glut, als symbolisch Makulaturballen verbrannt wurden, um diejenigen zu schmähen, die „das Vaterland geschändet haben, durch ihre Rede und That, und die Freiheit geknechtet und die Wahrheit und Tugend verleugnet haben in Leben und Schriften.“⁹ So erlebte Sand mit, wie bei diesem Autodafé nicht nur der *Code Civil*, sondern auch August von Kotzebues *Geschichte des deutschen Reichs* den Flammen anheimgegeben – der Lustspiel-dichter zum Gegner der burschenschaftlichen, ja seiner Ideale etabliert wurde. Dass das Feuer dieses ersten großen Aufloderns deutschen Nationalgefühls von xenophober und antisemitischer Ausdeutung unterhalten wurde, erfasste Heinrich Heine als einer der wenigen unter den Zeitzeugen hellsichtig:

[A]uf der Wartburg [...] herrschte jener beschränkte Teutomanismus, der viel von Liebe und Glaube greinte, dessen Liebe aber nichts anders war als Haß des Fremden, und dessen Glaube nur in der Unvernunft bestand, und der in seiner Unwissenheit nichts Besseres zu erfinden wußte, als Bücher zu verbrennen!¹⁰

Sand, dem damals der Zorn gegen die reaktionären Akteure ins Gemüt geworfen worden war, schrieb nun im Frühling des Jahres 1819 in das Stammbuch der Burg: „Was sollen euch die alten Schlafmützen schaffen? Vertrauet auf euch selbst und bauet in eigenem Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf!“ Er schloss mit den Versen Körners: „Drück dir den Speer in's treue Herz hinein der Freiheit eine Gasse.“¹¹ Elf Tage später tötete er August von Kotzebue in Mannheim mit mehreren Stößen seiner Klinge.

August von Kotzebue war zu Beginn des 19. Jahrhunderts einer der meistgespielten deutschen Theaterautoren. Die Popularität seiner Dramen, überwiegend Rührstücke, erfasste binnen Kurzem ganz Europa und sogar in Amerika feierten Aufführungen seiner Werke große Erfolge.¹² Auch Johann Wolfgang von Goethe kam als Leiter des Weimarer Hoftheaters nicht

8 Jarcke, Sand (wie Anm. 2), S. 47.

9 Hans Ferdinand Maßmann: Kurze und wahrhaftige Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach am 18ten und 19ten des Siegesmonds 1817, o. O. 1817, S. 22.

10 Zitiert nach Heinrich Heine: Ludwig Börne. Eine Denkschrift, in: Hans Magnus Enzensberger (Hrsg.): Ludwig Börne und Heinrich Heine. Ein deutsches Zerwürf-nis, Frankfurt/M. 1997, S. 119–S. 255, hier S. 199.

11 Jarcke, Sand (wie Anm. 2), S. 229.

umhin, die Stücke des Lustspieldichters auf die Bühne zu bringen, obschon er „in seinem Wesen eine gewisse Nullität“¹³ zu erkennen glaubte. So groß der Zuspruch seitens des Publikums für Schauspiele wie *Indianer in England* oder *Die Sonnenjungfrau* war, so sehr missbilligten Kritik und Kollegen Kotzebues Person. Friedrich Schiller nannte ihn einen „jämmerlichen Menschen“¹⁴ und der „Vorwurf einer verwerflichen Unmoralität“¹⁵ hielt sich beständig, nicht zuletzt aufgrund seiner polemischen Feder in der öffentlichen Auseinandersetzung. Als Kotzebue 1817 im Amt eines russischen Staatsrats¹⁶ begann, für den Zaren aus Weimar über die Verhältnisse im Deutschen Bund Bericht zu erstatten, zog er schließlich auch den Hass der libertären Kreise im Land auf sich: Man bezichtigte ihn ein russischer Spion zu sein, gleichwohl seine politische Einflussnahme dabei weit überschätzt wurde.¹⁷ In dem von ihm sodann gegründeten *Literarischen Wochenblatt* veräumte er es aber nicht, den Konflikt weiter anzuhetzen. Nicht nur bekannte er sich darin eindeutig zur absoluten Monarchie, sondern überzog auch

-
- 12 Vgl. Jörg F. Meyer: Verehrt. Verdammt. Vergessen. August von Kotzebue. Werk und Wirkung, Frankfurt/M. 2005, S. 11.
 - 13 Johann Wolfgang Goethe: Biographische Einzelschriften, in: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Bd. 12, hrsg. von Ernst Beutler, Zürich 1949, S. 644.
 - 14 Friedrich Schiller an Johann Wolfgang Goethe, 5.5.1800, in: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens, Bd. 8,1: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805, hrsg. von Manfred Beetz, München 1990, S. 797.
 - 15 Holger Dauer: Mentaler Reflex und affirmatives Manöver. Anmerkungen zum Erfolgsdramatiker August von Kotzebue, in: Holger Dauer/Benedikt Descourvières/Peter W. Marx (Hrsg.): „Unverdaute Fragezeichen“. Literaturtheorie und textanalytische Praxis, St. Augustin 1998, S. 75–95, hier S. 80.
 - 16 In den 1780er-Jahren hatte Kotzebue unter der ausländerfreundlichen Regentschaft Katharina der Großen schnell Karriere im Russischen Reich gemacht. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats von Estland und in den russischen Adelsstand erhoben. Nachdem er aus dem Staatsdienst ausgeschieden und sich ganz dem Theater verschrieben hatte, ließ ihn 1800 Katharinas Sohn Paul I. bei der Einreise nach Russland verhaften. Aufgrund des bloßen Verdachts Jakobiner zu sein, wurde Kotzebue nach Sibirien verbannt, aber durch ein dem Zaren schmeichelndes Theaterstück alsbald wieder begnadigt und noch im selben Jahr Direktor des deutschen Theaters in Petersburg. Kotzebue kehrte 1801 nach Preußen zurück. Nach der Niederlage Napoleons wurde er zum russischen Staatsrat ernannt. Vgl. Hans Schumann: Einführung, in: August von Kotzebue. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, Zürich 1989, S. 8 ff.
 - 17 Vgl. Günter Steiger: Urburschenschaft und Wartburgfest. Aufbruch nach Deutschland, Leipzig 1991, S. 202–203.

Universitäten, Studenten- und Turnerschaft mit beißendem Spott. Als die Situation zu eskalieren drohte – Fensterscheiben seines Hauses in Weimar gingen zu Bruch –, flüchtete er 1818 zunächst in die Sommerfrische nach Bad Pyrmont und ließ sich danach in Mannheim nieder.¹⁸ Von hier konnte er weiter sein Credo – „[B]ewahre uns Gott in Deutschland vor irgend einer Revolution“¹⁹ – verkünden und musste währenddessen keine dort ansässige Universität, ergo keine marodierenden Studenten fürchten.

In der Nacht des 14. März erreichte Karl Sand Frankfurt. Seit fast einem Jahr sann er darüber nach, „dem Kotzebue, oder sonst einem solchen Landesverräther das Schwert in’s Gekröse zu stoßen“,²⁰ und dennoch schien er jetzt die Durchführung des Attentats bewusst hinauszuzögern. So blieb er bis zum 17. März in Frankfurt und machte anschließend für fünf Tage Halt in Darmstadt, obschon er der Presse entnommen hatte, dass Kotzebue wohl schon in Kürze nach Russland übersiedeln würde.²¹ Zweifel hatten Sand immer wieder beschlichen:

[T]heils musste ich bey mir den natürlichen Abscheu zur Verübung einer solchen That bekämpfen, theils kam mir auch manchmal der Gedanke, daß ich zu etwas Besserm werth und geschickt sey.²²

Am 22. März setzte er seinen Weg von Darmstadt nach Mannheim dann doch fort. Bis zu einem Tannenwäldchen bei Eberstadt wurde er dabei von einem Bekannten aus Tagen des Wartburgfests begleitet. Bevor sich dieser verabschiedete, kam er Sands Bitte nach, ihm die Haare, die er nach Art der Burschenschaftler schulterlang trug, kürzer zu schneiden. Sand erklärte sich damit, dass er den Hänseleien der Kinder müde sei.²³ In Wahrheit freilich wusste Sand um Kotzebues Misstrauen gegenüber der Studentenschaft und vermutete, dass er mit einer solchen Haartracht nicht zum Autor vorgelesen werden würde. Noch am selben Tag erreichte Sand schließlich Lorsch und quartierte sich für die Nacht im Gasthaus *Zum Lamm* ein. Ein letztes Mal auf seiner Reise zog er die Verse Theodor Körners zurate. Im Wissen, dass am nächsten Morgen vor der Schenke die Kutsche nach Mannheim auf ihn wartete, unterstrich er folgende Zeilen:

18 Vgl. Peter Kaeding: August von Kotzebue, Berlin 1985, S. 291–297.

19 August von Kotzebue: Literarisches Wochenblatt 18 (1819).

20 Tagebücher (wie Anm. 1), S. 151.

21 Vgl. August von Kotzebue: Literarisches Wochenblatt 19 (1819).

22 Hohnhorst, Uebersicht (wie Anm. 3), S. 26.

23 Vgl. Karl Esselborn: Karl Ludwig Sand auf seinem Schicksalswege nach Mannheim. Aus den Erinnerungen von Karl Christian Sartorius, in: Mannheimer Geschichtsblätter 8/9 (1930), S. 186–189.

Was soll das ew'ge Zaudern?
Hier hilft nur rasche That,
Die kraftvoll ohne Schaudern
Das Schlangenhaupt zertrat.²⁴

Tags darauf traf Sand in Mannheim ein. Er stärkte sich zum Frühstück mit einem „Schoppen Wein und Brod“²⁵ im Gasthaus *Weinberg* und ließ sich dann von einem Knecht des Wirts die Wohnung Kotzebues im Quadrat A 2, 5 der Stadt zeigen.²⁶ An der Tür, wo er sich als „Heinrichs von Mietau“²⁷ vorstellte, erfuhr er, dass Kotzebue außer Haus und erst wieder am Nachmittag zu erwarten wäre. Ein letzter Aufschub. Also vertrieb sich Sand die Zeit, indem er die Sehenswürdigkeiten der Quadratestadt in Augenschein nahm und kehrte zu Mittag wieder in den *Weinberg* ein. Auf seine Tischnachbarn, zwei Geistliche, machte er einen besonnenen Eindruck. Man unterhielt sich über Luther und die Reformation, und Sand aß mit „gutem Appetit“.²⁸ Später wird sich einer der Anwesenden daran erinnern, „etwas Außerordentliches an seiner Brustbekleidung“²⁹ wahrgenommen zu haben. Dass der junge Student am Tisch tödliche Klingen am Körper trug und die Absicht zum Mord hegte, ahnte indes keiner in der Gaststube. Gegen fünf Uhr nachmittags verabschiedete er sich in Richtung der Wohnung Kotzebues. Nachdem er dort sogleich Einlass erhielt, eilte er die Treppen hinauf, wo ihn der Hausherr im Wohnzimmer empfing. Wenige Worte waren gewechselt, da zog Sand den Dolch aus seinem Rockärmel und sprach: „Ich rühme mich Ihrer gar nicht, hier du Verräther des Vaterlandes.“³⁰ Dann hieb er mit voller Wucht auf Gesicht und Brust seines Opfers ein. Die Wundärzte stellten später fest, dass die Klinge unter anderem Kotzebues Kiefer durchbohrt, Rippe und Lungenarterie durchtrennt und den Herzbeutel getroffen hatte.³¹ Tödlich verwundet sank Kotzebue nieder. Hatte Sand bis dahin noch die Möglichkeit der Flucht in Betracht gezogen, brachte ihn der Anblick von Kotzebues vierjährigem Sohn, dessen er nun im offenen Türrahmen gewahr wurde, jäh aus der Fassung, wie er im Verhör zu Protokoll gab:

24 Hohnhorst, Uebersicht (wie Anm. 3), S. 49.

25 Ebd., S. 59.

26 Vgl. www.mannheim.de/de/tourismus-entdecken/stadtgeschichte/stadtpunkte/buergetum-handel-industrie/wohnhaus-von-august-von-kotzebue (Zugriff am 27.03.2018).

27 Hohnhorst, Uebersicht (wie Anm. 3), S. 60.

28 Ebd., S. 62.

29 Ebd., S. 40.

30 Ebd., S. 64–65.

31 Vgl. ebd., S. 77–79.

„Sein Schreien hat mich in der Stimmung von so vermischten Gefühlen dazu bewegt, ihm gleichsam zum Ersatze, mir einen Stoß mit dem kleinen Schwerdte zu geben“.³²

Die Schneide sich aus dem Rock reißend, versetzte sich Sand einen ersten Stoß in die Brust und wankte blutend die Treppe hinab, hinaus auf die Straße. In der allgemeinen Aufregung, die im Haus losbrach, stellte sich ihm niemand in den Weg. Dem ihm nacheilenden Bediensteten reichte er seine Bekennerschrift, kniete auf der Straße nieder, umfasste das kleine Schwert mit beiden Händen und stieß es sich langsam in die Brust. Unter den Augen der hinzugekommenen Passanten verlor er schließlich das Bewusstsein.

Sand, zwar schwer verwundet, überlebte den Selbstmordversuch. Nachdem er im Krankenhaus wieder einigermaßen zu Kräften gekommen war, verlegte man ihn ins Zuchthaus in Q 6.³³ Über ein volles Jahr zog sich die anschließende Untersuchungshaft hin, während derer dem bettlägerigen Delinquenten große Sympathie seitens der Mannheimer Bevölkerung entgegengebracht wurde. So erreichten ihn in seiner Zelle häufig Blumen und auch die Werke Schillers schaffte man ihm herbei.³⁴ Die eiligst einberufene Untersuchungskommission suchte indes fieberhaft nach möglichen Hintermännern aus dem Umkreis der Universitäten. In den Verhören aber pochte Sand darauf, als Einzeltäter aufgetreten zu sein. Weiterhin ließ er sich auch zu keinem Zeitpunkt davon abbringen, richtig und notwendig gehandelt zu haben.³⁵ Liberale Stimmen im Land pflichteten ihm in dieser Haltung bei. Entsprechend groß war das Entsetzen unter den Herrschenden. Ihnen bot Sands Tat aber auch den willkommenen Anlass, die seit den Befreiungskriegen keimenden nationalliberalen Forderungen endlich mit aller Vehemenz zu ersticken. Bereits zwei Wochen nach dem Attentat nannte Fürst von Metternich, österreichischer Außenminister und zentrale Figur der Restauration, seinen Ansporn, „der Sache die feste Folge zu geben, die möglichste Partie aus ihr zu ziehen“.³⁶ Noch im Herbst 1819 wurden die Karlsbader Beschlüsse durch die Bundesversammlung angenommen: Eine rigorose Pressezensur, die Schließung der Turnplätze im Land, das Verbot von Burschenschaften

32 Ebd., S. 67.

33 Vgl. Stadtgeschichte (wie Anm. 26).

34 Ausführliche Darstellung von Karl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken. Stuttgart 1820, S. 12–13.

35 Vgl. Carl Heydemann: Carl Ludwig Sand. Die Tat als Attentat, Hof 1985, S. 95.

36 Klemens von Metternich an Friedrich von Gentz, 9.4.1819, in: Friedrich von Gentz – Staatsschriften und Briefe. Bd. 2, hrsg. von Hans von Eckardt, München 1921, S. 123.

und die Überwachung der Universitäten waren die Folgen.³⁷ Eigens für diese Demagogenverfolgung wurde eine Zentraluntersuchungskommission in Mainz geschaffen, während rheinab Sand im Gefängnis noch auf sein Urteil wartete. Im Jahr darauf, am 17. Mai 1820, bekam er es schließlich verlesen; des Mordes schuldig befunden, wurde er zum Tode durch das Schwert verurteilt. Gefasst, geradezu feierlich nahm er den Urteilsspruch auf.³⁸

Als man Sand drei Tage später zum Schafott führte, säumte eine immense Menschenmenge andächtig die Wiese um den Richtplatz, der sich in der Nähe des 1889 fertiggestellten Wasserturms befand.³⁹ Ein großes Militäraufgebot sicherte die Szenerie, dann wurde das Urteil vollstreckt. Unmittelbar darauf strömten die Menschen heran, um Tücher in das Blut zu tauchen, „die abgeschnittenen Locken und die Späne vom Gerüst zu erlangen“.⁴⁰ Um die Person Sand, dergestalt als Märtyrer stilisiert, entstand in der Folge ein regelrechter Kult, der aber auch seine Kritiker fand. Der Schriftsteller Jean Paul, wie Sand aus Wunsiedel stammend, hatte etwa für diese Art der Ehrerbietung nur Hohn übrig. Seinen Sohn, den er in Heidelberg radikalen Strömungen ausgeliefert wähnte, ließ er ein Jahr nach Sands Hinrichtung wissen:

Die Spahnreliquie ist gar lächerlich und hat etwas von h[eiligen] Kreuz-Spähen. Eben so gut könnte man Mannheimer Sand, worauf er getreten, verschicken. Warum nicht den Mond zu seiner Reliquie gemacht, weil er ihn oft angesehen?⁴¹

Die Faszination für den Mörder des August von Kotzebue hielt sich trotz solcher Stimmen und dem repressiven Klima beständig. Dabei blieb die Verehrung Sands nicht nur auf den Südwesten beschränkt, sondern erfasste auch Länder weit über die Grenzen des Deutschen Bundes hinweg. So huldigte ihm Alexander Puschkin in einem seiner Gedichte, und Alexandre Dumas, der spätere Erfolgsautor von *Die drei Musketiere*, reiste 1838 für eine historische Darstellung der Ereignisse eigens aus Frankreich an. Bei dieser Gelegenheit besah sich Dumas auch das Gartenhäuschen, das der Henker Sands, „ein Pfälzer Demokrat“,⁴² ihm zum Gedenken aus Teilen des Schafotts errichtet hatte:

37 Vgl. Thomas Nipperdey. *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1983, S. 282.

38 Vgl. Hohnhorst, Uebersicht (wie Anm. 3), S. 180.

39 Vgl. Stadtgeschichte (wie Anm. 26).

40 Nipperdey, *Deutsche Geschichte* (wie Anm. 37), S. 282.

41 Jean Paul Richter an Max Richter, 16.7.1821, in: Jean Paul: *Sämtliche Werke*. Bd. 8. III. Abteilung, hrsg. von Eduard Berend, Berlin 1955, S. 127.

42 Nipperdey, *Deutsche Geschichte* (wie Anm. 37), S. 282.





Bis 1869 lagen Karl Sand (Abb. links) und August Kotzebue (Abb. oben) auf dem lutherischen Friedhof in Q 7 begraben. Dann wurden ihre Gebeine auf den neuen Mannheimer Hauptfriedhof überführt. Dort erinnern, nur wenige Meter voneinander entfernt, Grabmäler an sie.

Das Haus liegt eine halbe Stunde von Heidelberg, links von der Straße nach Karlsruhe und auf halbem Wege nach dem Gebirge. Es ist vielleicht das einzige Denkmal dieser Art, das in der Welt existiert.⁴³

Allerdings sollte dieser Gedenkort nicht von Dauer sein. Als die Karlsbader Beschlüsse im Revolutionsjahr 1848 aufgehoben wurden, hatten Reliquiensammler bereits die letzten Teile des Häuschens abgetragen.

43 Alexandre Dumas: Karl Sand. Historische Skizze, Leipzig 1847, S. 118 f.

Wilhelm Hauffs Tübinger „Burschenleben“

Wilhelm Hauff (1802–1827) gilt gemeinhin als klassischer Märchendichter. Doch weist sein Werk noch wesentlich mehr Facetten auf; zu nennen ist der Romanschriftsteller (*Lichtenstein*), der Novellist (*Jud Süß*, *Das Bild des Kaisers*, *Phantasien im Bremer Ratskeller*), der Satiriker und Parodist (*Mitteilungen aus den Memoiren des Satans*, *Der Mann im Mond*). Das alles gehört, so sonderbar dies bei jemandem klingt, dem nicht einmal die Vollendung des 25. Lebensjahrs vergönnt war, Hauffs reiferer Periode an, den Jahren 1825 bis 1827, die er als Hauslehrer und als Redakteur des *Morgenblatts* größtenteils in Stuttgart verbrachte. Die vier Jahre davor war Hauffs schriftstellerische Produktion allein den studentischen Kontexten verhaftet, die zugleich seine Lebenswelt an der Universität Tübingen bildeten. Die aus jenen Jahren herrührenden Schriften dürften demgemäß kaum noch bekannt sein; in besonderem Maß gilt dies für eine Parodie von Schillers *Wallensteins Lager*, betitelt *Das Burschenleben*.¹

Hauff war während seiner Tübinger Studienzeit ein engagiertes Mitglied der Burschenschaft, die, in der Turnbewegung von Friedrich Ludwig Jahn und in der Freikorpsbewegung der antinapoleonischen Befreiungskriege wurzelnd, während der Restaurationszeit den Wunsch nach freier studentischer Lebensführung ebenso lautstark artikulierte wie jenen nach politischer Freiheit. Letzterer artikulierte sich sowohl in öffentlichen Demonstrationen, etwa dem Wartburgfest (1817) oder dem Hambacher Fest (1832), wie in geheimen Verbindungen und Verschwörungen; im Extremfall sogar in terroristischen Attentaten wie der Ermordung des deutschen Schriftstellers und russischen Diplomaten Kotzebue (1819). Durch die unmittelbar darauf folgenden reaktionären Karlsbader Beschlüsse, mithilfe derer der österreichische Staatskanzler Metternich jeglichen Liberalismus zu ersticken hoffte, wurden die Burschenschaften generell verboten, allerdings konnten sie etwa in Württemberg noch einige Zeit unter anderem Namen weiterbeste-

1 Erstmals vollständig veröffentlicht im Schiller-Jahrbuch 52 (2008), S. 31–72. Künftig mit der Sigle „H“ und bloßer Seitenangabe zitiert.

hen. In diesem historischen Umfeld ist auch Hauffs bemerkenswerte Schiller-Kontrafaktur angesiedelt, die indes bislang kaum wahrgenommen wurde. Die maßgebliche Werkausgabe urteilt:

Es handelt sich hierbei um eine teilweise recht sklavisch am parodierten Textvorwurf klebende Nachahmung der Auftritte 3, 5 und 6 von Schillers *Wallensteins Lager*; ganze Textpassagen kehren bei H[au]ff fast wörtlich wieder.²

Eine solche Einschätzung konnte sich allerdings allein auf ein erstmals 1902 veröffentlichtes Bruchstück stützen.³ Erst die vollständige Publikation des Textes im Jahr 2008 erlaubt eine grundsätzliche Neubewertung.

Das zuerst bekannt gewordene Fragment kam mit dem Nachlass Wilhelm Hauffs in das Schillermuseum nach Marbach. Die sehr viel umfangreichere Ergänzung dazu, oder mit anderen Worten, das Hauptmanuskript, tauchte, obwohl Hauff, anders als viele seiner Dichterkollegen, kein Pfarrerssohn war, dann doch wenigstens auf dem Dachboden eines schwäbischen Pfarrhauses auf, wo es wohl durch die Wirren des Zweiten Weltkriegs hin verschlagen wurde. Nicht in irgendeinem Pfarrhaus, vielmehr im Geburtshaus Christoph Martin Wielands in Oberholzheim, was eine schöne Kapriole der Literaturgeschichte darstellt. Dass die beiden Teile zusammengehören, ist offensichtlich; bei dem Fragment, das sich auf einem separaten Doppelblatt erhalten hat, handelt es sich wohl um die Neufassung einer von Hauff aus dem zusammengehefteten Hauptmanuskript entfernten Passage, die stattdessen darin eingefügt werden sollte – zumindest machen dies die gedrängte Schreibweise am Ende des separaten Blattes (zwei Verse in einer Langzeile) und ein Zusatz auf dem anschließenden Blatt des Hauptmanuskripts oberhalb der eigentlichen Textfortsetzung wahrscheinlich. Wieso die beiden Manuskriptteile getrennt überliefert wurden, ist allerdings nicht festzustellen.

Bei diesem nunmehr vollständig vorliegenden Stück handelt es sich zweifellos – es ist auf das Jahr 1821 datiert – um Wilhelm Hauffs Erstling. Er stand damals wohl im dritten Semester seines seit Herbst 1820 andauernden Theologiestudiums im Tübinger Stift – allerdings wohnte er inzwischen als Stadtstudent bei seiner Mutter, Haaggasse 15 –, denn vereinzelte Anspielungen im Text (etwa auf einen Ausflug nach Hechingen, der realiter im Sommer 1821 stattfand) lassen vermuten, dass die Abfassung des Stücks in der zweiten Hälfte, wahrscheinlich sogar erst gegen Ende dieses Jahres erfolgte. Doch weder davor noch danach findet sich eine Erwähnung der *Wallenstein*-Parodie in

2 Uwe Schweikert: Anmerkungen, in: Wilhelm Hauff: Sämtliche Werke, Bd. III, München 1970, S. 474.

3 Vgl. ebd., S. 320–322.

Hauffs Korrespondenz oder in den Memorabilien der ihm gewidmeten studentischen Stammbuchblätter, die eine Aussage darüber erlaubte, ob das Stück in seinem Freundeskreis je vorgelesen oder gar aufgeführt wurde. Allerdings war Schillers Drama in burschenschaftlichen Kreisen, die sich leicht mit dem prägnant hervortretenden Standesbewusstsein und dem ungebärdigen Freiheitsverlangen der Wallenstein'schen Soldaten identifizieren konnten, äußerst beliebt. So führten Tübinger Studenten am 11. Februar 1826 – also schon nach Hauffs Studienzeit –, just zu einem Zeitpunkt, als sie unter besonders scharfer staatlicher Beaufsichtigung standen, das Stück mit großem Erfolg öffentlich auf, worauf sich Teile der verbotenen Burschenschaft in einer sogenannten „Republik Friedland“ neu konstituierten.⁴ Aus jener Zeit dürfte auch die lateinische Übersetzung von *Wallensteins Lager* stammen, die Gustav Griesinger, ein an der Aufführung maßgeblich Beteiligter, im Jahr 1830 publizierte.⁵ Derselbe Griesinger, der bei späteren Zusammenkünften der ehemaligen Tübinger Studiengenossen stets launige, anspielungsreiche Festgedichte zum Besten gab, griff auch Hauffs Einfall auf – so er ihn denn kannte –, für den Schiller'schen Kapuzinerprediger den Universitätspedell zu setzen, zog also die Parallele Soldaten – Studenten gleichfalls aus, wenn auch in reichlich banaler Weise.⁶ Doch konnte er sich dabei nicht nur auf die bei Hauff vorgegebene, wenn auch kaum ausgestaltete Konstellation beziehen, sondern – abermals seine Kenntnis davon vorausgesetzt – sogar auf eine vollständig durchgeführte *Parodie der Capucinerpredigt in Wallensteins Lager*, die ungefähr gleichzeitig mit Hauffs Stück entstanden sein dürfte und anders als dieses sogar gedruckt wurde; eine wohl in Erlangen verfasste, anonyme *Studentenpredigt*. Wie sehr sich dieser prominente Abschnitt des Schiller'schen Dramas, der ja seinerseits eine Abraham-a-Sancta-Clara-Parodie ist, für satirische Bearbeitungen eignet, belegen zudem gleich drei politische Adaptionen aus dem Jahr 1848.⁷ Indessen ist allen diesen Parodien gemein-

4 Georg Schmidgall: Die alte Tübinger Burschenschaft 1816 bis 1828, in: Paul Wentzcke (Hrsg.): Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. 17, Heidelberg 1940, S. 1–186, hier S. 146.

5 Friedrich v. Schiller's *Wallensteins Lager* ins Lateinische übersetzt mit gegenüberstehendem deutschen Text von Gustav Griesinger, Tübingen 1830.

6 Vgl. etwa Gustav Griesinger: Des Pudels Gruß an seine ehemaligen Musensöhne, in: ders.: *Fuimus Troes*. Eine Festgabe zum 400jährigen Jubiläum der Universität Tübingen im August 1877 von einem ehemaligen Musensohn, der schon das hundert und zehnte Semester hinter sich hat, Tübingen 1877, S. 89–100.

7 Vgl. Wolfgang Hecht: Kapuzinerpredigt und Tell-Monolog als politische Zeitsatire auf Berliner Flugblättern von 1848, in: *Goethe-Jahrbuch* 22 (1960), S. 112–134.

sam, dass sie sich eben lediglich die Kapuzinerpredigt als Muster nehmen. Dagegen ist kein Text bekannt, der, wie dies bei Hauffs *Burschenleben* der Fall ist, eine Kontrafaktur des gesamten Stücks versuchte. Dieser Zug verschafft seiner Parodie einen größeren Geltungsanspruch, eine umfassendere Bedeutsamkeit, die sich über bloßen Studentenjux oder punktuelle Satire erhebt.



Wilhelm Hauff im Jahr 1826, Zeichnung von J. Behringer.

Die Handlung – wenn man von einer solchen überhaupt sprechen will – ist dabei eher belanglos. Schillers Vorgang folgend, entwirft Hauff illustrierende Szenen des studentischen Lebens, die letztlich darauf abzielen, das Selbstverständnis und den Zusammenhalt einer ganzen Gruppierung – der Burschen – gegen Zumutungen von außen darzustellen. Daraus geht schon hervor, dass es sich bei Hauffs Kontrafaktur um keine aggressive Parodie handelt, die die Bedeutung oder Gestaltung der Vorlage in Frage stellen, gar lächerlich machen würde. Im Gegenteil, sie zieht ihre Komik aus der Differenz des Parodientextes zu der als kanonisch erachteten und als allbekannt vorausgesetzten Vorlage, aus der prinzipiellen Umsetzung der soldatischen Szenen ins studentische Milieu, wobei sich Parallelen sowohl wie auch Abweichungen ergeben, die beide zum Lachen reizen können. Dies mag durch eine mehr oder minder alberne Einzelanspielung erfolgen, wenn etwa statt der drei Schiller'schen „sich sauber tragenden scharfen Schützen“⁸ drei Kloster-Novizen auftreten und auf die vorgeschriebene und bei ihren Trägern allgemein verhasste Stiftstracht angespielt wird. Oder wenn es bei Schiller heißt: „pfllegt der Feldherr zu sagen“ (Sch 486), bei Hauff aber: „pfllegt Doctor Bengel zu sagen“ (H 48). Dies kann aber auch in Form einer umfassenderen Gegenüberstellung geschehen, wenn etwa das Hin und Her des Ersten Jägers zwischen den Fronten und die Spezifika seiner Stationen bei den verschiedenen Armeen und Feldherren mit der Studienlaufbahn Wurms und den Eigenarten der von ihm besuchten Universitäten ins Verhältnis gesetzt werden. Eine solche Parallele führt auf die Grund-Analogie zwischen den beiden Stücken: Was bei Schiller die auf ihren charismatischen Feldherren bezogene Soldatengemeinschaft darstellt, die sich durch ihren strikten Gegensatz zu allem Nicht-Militärischen definiert, ist bei Hauff die Gemeinschaft der Burschen, die sich durch ihren strikten Gegensatz zu allen Nicht-Studenten kennzeichnet. Das *tertium comparationis* ist der jeweilige Korpsgeist, das Dazugehörigkeitsgefühl, sowie das überschäumende Bekenntnis zu antibürgerlicher Freiheit.⁹

Zur eher äußerlichen Selbstdarstellung dieser beiden Gruppierungen dienen (bei Schiller wie bei Hauff) einige Milieuszenen, die zur Handlung rein

8 Schillers Werke (Nationalausgabe), Bd. 8, Neue Ausgabe in 3 Bänden, Teil 2: Wallenstein, hrsg. von Norbert Oellers, Weimar 2010, S. 460. Künftig mit der Sigle „Sch“ und bloßer Seitenangabe zitiert.

9 Vgl. dazu Gerhard Kaiser: Wallensteins Lager. Schiller als Dichter und Theoretiker der Komödie, in: Schiller-Jahrbuch 14 (1970), S. 323–346; Peter Michelsen: Korpsgeist und Ehre. Über Friedrich von Schillers Wallensteins Lager, in: Andrea Heinz/Jutta Heinz/Nikolaus Immer (Hrsg.): Ungesellige Geselligkeit. Festschrift für Klaus Manger, Heidelberg 2005. S. 157–164.

gar nichts beitragen, wohl aber Atmosphäre und Kolorit schaffen. Der Bauer mit seinen falschen Würfeln, die Übertölpelung des Kroaten, die Szene mit der Marketenderin – dies alles wäre strenggenommen für den dramatischen Fortgang des Stücks entbehrlich, spielt doch keines der dort vorkommenden Ereignisse später noch irgendeine Rolle. Selbstverständlich haben diese Szenen expositorische Funktion, doch weniger im Hinblick auf den später virulenten Konflikt Wallensteins mit dem Kaiser, vielmehr dienen sie allein der Konturierung jener soldatischen Gemeinschaft, die Wallensteins Machtbasis bildet. Nach der Außenansicht der Armee folgt die Darlegung ihrer inneren Verfassung, tritt ihr Selbstverständnis zutage. Dies definiert sich einerseits im abschätzigen Verhältnis zu Außenstehenden, den Nicht-Soldaten, was ja bereits – in umgekehrter Perspektive, aus der Sicht des Bauern – am Anfang anklingt. Nun geht es aber im freundschaftlichen Wettstreit zwischen dem Wachtmeister und den Jägern darum, was das Eigentliche des Soldatenstandes, den Wesenskern der Armee ausmache.¹⁰ Als erstes wird der Bezug auf den verehrten Anführer, auf Wallenstein genannt, dem jedoch rasch das Kriterium der Freiheit, der gegenbürgerlichen, individuellen Unabhängigkeit an die Seite tritt, was sich schließlich beides zwanglos vereint, da Wallenstein für sich die gleiche Autonomie gegenüber dem Kaiser geltend macht, wie seine Soldaten sie gegenüber den zivilen Verhältnissen beanspruchen. In der Konsequenz dieses Selbstverständnisses liegt freilich der Konflikt mit dem Kaiser beschlossen, um den es nachfolgend gehen wird – abzulesen an der Anspielung des Wachtmeisters: „Ist nach dem Kaiser der nächste Mann, / Und wer weiß, was er noch erreicht und ermisst, / *pfiffig*, Denn noch nicht aller Tage Abend ist.“ (Sch 476) –, und in diesem Zusammenhang ist auch die Dämonisierung Wallensteins zu sehen, die hier allmählich ihren Ausgang nimmt und die ihn als Gegenspieler, als Antagonisten markiert:¹¹ „Ein Reich von Soldaten wollt’ er gründen, / Die Welt anstecken und entzünden, / Sich alles vermessen und unterwinden –“ (Sch 471). Als Korrektiv hierzu dient die Kapuzinerpredigt mit ihrer Verteufelung von Armee und Feldherr, bis im umfangreichen 11. Auftritt dann der eigentliche Konflikt des Stücks verhandelt wird.

Der Aufbau von Hauffs Text folgt naturgemäß der Schiller’schen Vorlage, wobei leichte Kürzungen vorkommen. Die Anfangsszenen sind genauso äußerlich beschreibend wie bei Schiller (Pferdeverleiher, Kartenspiel, Wirtin-

10 Vgl. dazu das Wallensteinkapitel in: Walter Hinderer: Von der Idee des Menschen. Über Friedrich Schiller, Würzburg 1998, S. 253–332, insbes. S. 283 und 287 (zuerst 1980).

11 Kaiser, Wallensteins Lager (wie Anm. 9), S. 324 f.

nenszene); das in *Wallensteins Lager* angedeutete Autonomiestreben des Titelhelden gegenüber dem Kaiser findet bei Hauff seine Entsprechung in den studentischen Bestrebungen nach Emanzipation oder vielmehr in ihrem Kampf gegen deren Unterdrückung, der 1819 einsetzenden sogenannten Demagogenverfolgung. In voller Analogie zu Schillers Soldaten entwickeln die Hauff'schen Studenten ihr genuines Selbstverständnis, das sich gleichfalls als ein allem Philistertum feindlicher Korpsgeist ausweist. Der Bezug auf den charismatischen Oberbefehlshaber entfällt, da ja das Burschenwesen streng demokratisch organisiert ist und eine Führungsfigur somit entbehrlich erscheint. (Man erinnere sich an die im Anschluss an die *Wallenstein*-Aufführung von 1826 von den Studenten gegründete „Republik Friedland“.) Diesem Umstand sind wohl auch die Kürzungen Hauffs geschuldet, wo immer es bei Schiller um die Dämonisierung Wallensteins geht. Dass er dabei auch dem rhetorische Glanzstück der Kapuzinerpredigt, die eine komische Gegenansicht der Soldatengemeinschaft bietet, ausgewichen ist und ihr nur einen kurzen Auftritt des Universitätspedells entgegengesetzt hat, leuchtet dramaturgisch nicht ein und bleibt bedauerlich.

Statt des Wallenstein-Bezugs findet sich bei Hauffs Burschengemeinschaft ein eher vager Rekurs auf den „ächten Burschengeist“, die „alte Sitte“, den „ächten Sinn“, welche Floskeln aber alsbald, wieder in Parallele zu Schiller, durch die Feier der antibürgerlichen Freiheit, der individuellen Autonomie überdeckt werden. Und dazu tritt schließlich noch ein inbrünstiger und hoffnungsfroher Patriotismus liberaler Prägung:

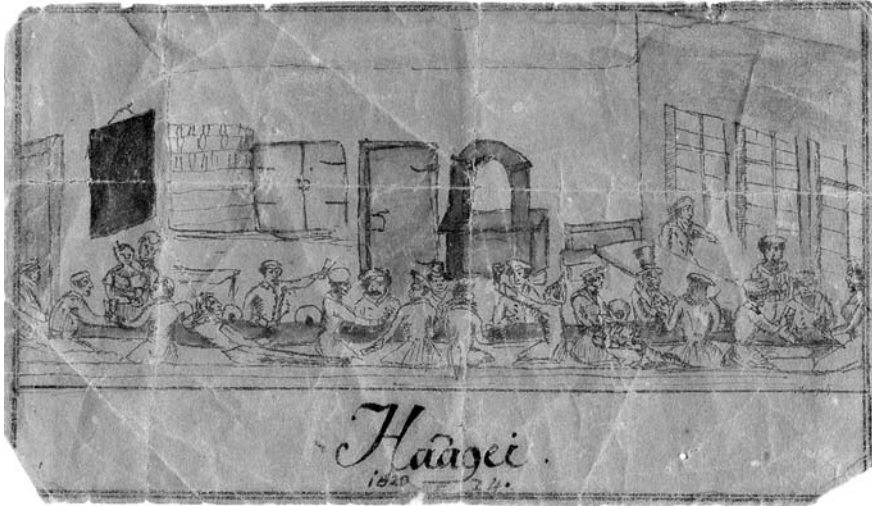
Und die Vaterlandslieb uns im Herzen flammt,
 Vom Himmel her unsre Freiheit stammt!
 Was scher' ich mich einst um Philistersdienst,
 Was bringt mir Slavenzucht für Gewinnst.
 O! was könnte dem Burschen gelingen!
 Ach wie Herrliches könnt er vollbringen,
 Wenn man ein Reich von Burschen thät gründen.
 Wären wir fest verbunden, Hand in Hand,
 Die Welt könnten wir anstecken und entzünden,
 Uns alles vermessen und unterwinden,
 Und gründen ein freies Vaterland. (H 41)

Ebenso wie bei Schiller ist spätestens hier ein Punkt erreicht, an dem die Selbstdarstellung der Gemeinschaft nachhaltig das Gebiet des Politischen berührt, worauf in beiden Fällen die gleiche Reaktion erfolgt: „Still! Wer wird solche Worte wagen!“ (Sch 471/H 41) Diese Worte gewagt zu haben oder anders, die Aktivierung und Aktualisierung des freiheitlichen Potenzials in *Wallensteins Lager* im studentischen Kontext des Jahres 1821, also einer Hoch-

phase der Kotzebues Ermordung nachfolgenden Karlsbader Beschlüsse, – dies scheint mir das eigentlich Bemerkenswerte an Hauffs „Burschenleben“ zu sein. Die nachfolgende Rekrutenszene bringt mit der Erwähnung Napoleons und Blüchers die Freiheitskriege und damit die Gründungsphase der Burschenschaft in Erinnerung; die anschließenden Passagen verbleiben dann wieder im eher Äußerlichen, bevor im letzten Teil des Stücks – analog zu Schillers 11. Auftritt – die eigentliche Intrige erfolgt, der Konflikt Gestalt annimmt. Beides Mal gibt es einen Anschlag von oben: hier soll die Armee zerstreut und damit Wallenstein seine Machtbasis genommen werden, dort wird ein Kneipenverbot für die Studenten erlassen. Auf den ersten Blick eine unangemessene, eine komische Parallele, doch steht die Kneipe eigentlich für das Moment der Gemeinschaft, also für ein konstitutives Element des studentischen Selbstverständnisses. Diese Gemeinschaft soll aufgehoben, zerstört werden, was als obrigkeitliches Gebot gleich an der zweiten Säule der Burschenideologie, der individuellen Freiheit, rüttelt. Um diese beiden Punkte kreisen die aufrührerischen Reden der Studenten nunmehr; die politische Dimension des Protests muss man sich hinzudenken, wenn es vordergründig allzu sehr um die Burschenehre und die Philisterverachtung geht. Denn sobald der Einwand auftaucht, dass man sich durch Opposition und Widerstand ja am Herrschaftsrecht des Königs veründige, erfolgt auch schon der Hinweis auf die diesem nicht gehorsamspflichtigen ausländischen Studenten, will sagen die Burschengemeinschaft wird beschworen im Bewusstsein überstaatlicher Autonomie und im Selbstgefühl individueller Freiheit. Dieses Empfinden geht so weit, dass Rechtsordnung und Staatsverfassung überhaupt abgelehnt werden, weil sie in ihrer zunehmend reaktionären Ausprägung in offenen Gegensatz zur Freiheit geraten sind:

Bruder! sieh, die Zeiten sind schwer.
Die Freiheit wohnt bey dem Recht nicht mehr;
Aber wer will mirs da verdenken,
dass ich mich lieber zur Freiheit will lenken.
Kann ich als Bursch mich doch menschlich fassen,
Aber nicht auf mir trommeln lassen! (H 53)

Was bei Schiller Berufung der Soldaten auf die Ausnahme des Kriegszustands ist – „Das Schwert ist nicht bey der Waage mehr“ (Sch 494) –, wird bei Hauffs Studenten zur grundsätzlichen Lagebeschreibung und damit zur vehementen Kritik an den illiberalen Verhältnissen der Metternichzeit, gegen die man sich in der Burschengemeinschaft gerade noch zu behaupten können glaubt. Und winkt dort als Ende der Ausnahmesituation die letztlich segensreiche Normalität – „Der Friede wird kommen über Nacht, / Der



Wilhelm Hauffs Zeichnung zeigt eine Momentaufnahme aus der von ihm häufig besuchten Studentenkneipe „Haagei“ unmittelbar neben der Tübinger Stiftskirche.

dem Wesen ein Ende macht; / Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein“ (Sch 495) –, so droht hier die schlagartige Verschärfung der Repression und damit die endgültige Unterdrückung aller Freiheit:

’s kann eine Zeit kommen über Nacht,
Die dem Wesen ein Ende macht.
Jetzt eint uns noch der Freyheit Band,
Wir habens Heft noch in der Hand,
Lassen wir uns auseinander sprengen,
Werden sie uns den Brodkorb höher hängen! (H 54)

Ob man diese Prophezeiung als ahnungsvolle Vorwegnahme der verstärkten Demagogenverfolgung nun auch im liberalen Württemberg zu lesen hat oder ob sie schlicht in der Konsequenz der studentischen Selbstwahrnehmung lag, die mit dem Ausklang der Burschenzeit und dem Eintritt ins Philisterium jede Freiheit dahinschwinden sah, sei dahingestellt. Jedenfalls leitet sie durch den Hinweis auf die Endlichkeit des „Wesens“ eine finale Intensivierung des spezifischen Burschengeists, so wie er sich am Schluss des Stücks in den Schillers Reiterlied entgegengesetzten Versen ausspricht. Denn überall, wo diese Verse inhaltlich von der Vorlage abweichen – von der sie, wie sich beinahe von selbst versteht, auch qualitativ etliches trennt –, und obendrein häufig auch noch dort, wo sie mit ihr übereinstimmen, stößt man auf die gemeinschaftliche Beschwörung eines Begriffs: der Freiheit.

Georg Büchners Rede über die vierhundert Pforzheimer

Der Opfertod der vierhundert Pforzheimer Bürger, die 1622 in der Schlacht bei Wimpfen im Dreißigjährigen Krieg den Rückzug ihres geschlagenen Markgrafen deckten, war bis ins 20. Jahrhundert ein wichtiges Datum im kollektiven Gedächtnis der Deutschen. So würdigte im Jahre 1829 der 16-jährige Georg Büchner in einer Schulrede den *Helden-Tod der vierhundert Pforzheimer*.¹ Diese Rede verfasste Büchner im Deutschunterricht der *Selecta*, der letzten Schulklasse am großherzoglichen humanistischen Gymnasium im hessischen Darmstadt. Dass Büchner, schon bevor er sich mit dem *Hessischen Landboten* (1834) und dem Revolutionsdrama *Dantons Tod* (1835) zu den demokratischen Prinzipien des Vormärz bekannte,² ein ebenso begabter wie politisch interessierter Schüler war, zeigen zwei weitere Schulreden zu politisch brisanten Themen. Überliefert ist seine cäsarkritische Rechtfertigungsrede für Cato Uticensis aus dem Sommersemester 1830, während seine politische *Rede des Menenius Agrippa an das römische Volk auf dem heiligen Berge* aus dem Wintersemester 1829/30 nicht auf uns gekommen ist.

Die Rede über den *Helden-Tod der vierhundert Pforzheimer* ist nach klassischem Muster viergegliedert: in Einleitung, Erzählung, Beweisführung und Schluss.³ Einleitend erklärt Büchner, dass es für die Bewertung heroischen

1 Vorliegender Beitrag ist eine auf das Politische hin zugespitzte gekürzte Bearbeitung meiner Studie: Georg Büchner: *Helden-Tod der vierhundert Pforzheimer* (1829), in: Achim Aurnhammer/Ulrich Bröckling (Hrsg.): *Vom Weihegefäß zur Drohne. Kulturen des Heroischen und ihre Objekte*, Würzburg 2016, S. 159–172.

2 Büchner besuchte das Darmstädter Gymnasium von 1825 bis zum erfolgreichen Abschluss im März 1831; vgl. Roland Borgards/Harald Neumeyer (Hrsg.): *Büchner-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2009, S. 2–4.

3 Büchners Schulrede über die *Vierhundert Pforzheimer*, ein 28-seitiges, eigenhändig betiteltes Manuskript im üblichen Quartformat, verwahrt das Goethe-Schiller-Archiv Weimar. Erstmals ediert wurde Büchners Rede im Jahre 1922, seit 2011 liegt sie in diplomatischer Umschrift und einer umfangreichen Quellendokumentation in der *Marburger Ausgabe* vor: Georg Büchner: *Schülerschriften und Schul-*

Handelns weniger auf die „bloße Tat“ und ihre „Wirkung“ ankomme, als auf „die Motive und die Umstände [...], welche eine solche Tat bewirkten, begleiteten und bestimmten“ (8, 34–38). Zum Beweis, dass Heroik kein Privileg der Antike sei, nennt Büchner die heroische Selbstversenkung eines zur Kapitulation aufgeforderten Schiffes der französischen Revolutionsflotte im Seekrieg gegen die Engländer. Büchners Beispiel verrät den revolutionären Gehalt seiner Rede, denn die legendäre Selbstversenkung des französischen Schlachtschiffs *Vengeur* im Jahre 1794 wurde bald zu einem Mythos der Revolutionsmarine und in einen kollektiven Heldentod umgedeutet: Nicht nur ein kleiner Teil der Besatzung, sondern die gesamte Mannschaft wäre mit dem Ruf „Vive la Patrie, vive la République!“ (Es lebe das Vaterland, es lebe die Republik!) untergegangen, und noch heute bezeugt ein Schiffsmodell im Pantheon das Fortwirken der Heldenlegende.⁴ Indem Büchner den eigentlichen Schiffsnamen *Vengeur* (Rächer [des Volkes]) zu *Vainqueur* (Sieger) verballhornt, bekundet er seine Parteinahme für den revolutionären Freitod, zumal die Revolutionspropaganda diese sprachspielerische Umdeutung vorgeprägt hatte.

Der zweite Teil der Rede, die *Erzählung*, wendet die Heroik auf eine vaterländische Heldentat der Neuzeit an, den kollektiven Opfertod von vierhundert Pforzheimer Bürgern. Sie hätten im Dreißigjährigen Krieg bei der Schlacht von Wimpfen im Mai 1622 den Rückzug ihres protestantischen Heerführers, des Markgrafen Georg Friedrich von Baden gedeckt, als dieser fliehen musste, nachdem seine Pulverwagen getroffen worden waren. Indem die vierhundert Pforzheimer, angeführt von ihrem Bürgermeister Deimling, sich im hoffnungslosen Kampf gegen den übermächtigen Feind aufopferten, hätten sie verhindert, dass Johann T'Serclaes von Tilly, der Heerführer der katholischen Liga, dem flüchtigen Markgrafen nachsetzen konnte.

hefte. Marburger Ausgabe [MA], hrsg. von Susanne Lehmann, Darmstadt 2013, Bd. 1.1, S. 6–65; Bd. 1.2, S. 5–12, S. 215–257. Auf den zweiten Teilband beziehen sich die eingeklammerten Seitenzahlen im Text; Hervorhebungen der emendierten Stellen wurden gestrichen.

- 4 Vgl. dazu Thierry Roquincourt: *Le mythe du Vengeur*, in: Michel Vovelle (Hrsg.): *Révolution et République – L'exception française*, Paris 1994, S. 479–495; Herbert Schneider: *Le mythe du vaisseau Le Vengeur de 1794 à 1951*, in: *Acta Musicologica* 77 (2005), S. 71–121. Die *Interpretatio nominis* von *Vengeur* als *Vainqueur* findet sich etwa in der hymnischen Poetisierung der Episode im *Chant des victoires* von Marie-Joséphe Chenier: „Lève-toi, sors des mers profondes, / Cadavre fumant du Vengeur! / Toi qui vis les Français vainqueur / Des Anglais, des feux et des ondes!“ (M. J. Chenier: *Œuvres*, Bd. 3, Paris 1924, S. 372–375, hier S. 373).

Im dritten Teil, der *Beweisführung*, preist Büchner den kollektiven „Helden-Tod“ der Pforzheimer Bürger, indem er ihm vergleichbare Gruppenhelden der Antike unterordnet: die vierhundert Römer, die sich im Punischen Krieg der karthagischen Armee opferten und so dem Römischen Heer den Rückzug ermöglichten, wie auch die dreihundert Spartaner, die bei den Thermopylen den Vormarsch der Perser durch ihren Opfertod verhinderten. Diesen antiken Heldenkollektiven seien die modernen Gruppenhelden, die Pforzheimer Bürger, insofern überlegen, als sie in „freie[r] Wahl“ (9, 19 f.) für die Mit- und Nachwelt einen „Welterlöser-Tod“ (9, 42) starben. Mit dem Terminus „Welterlöser-Tod“ unterstreicht Büchner die revolutionäre Intention seiner Rede. Denn er verdankt den Begriff Gottfried August Bürgers politischem Gedicht *Die Tode* (1793), dessen erste Strophe er als Motto seiner Rede vorgeschaltet hat. Darin sind die Leitbegriffe der Französischen Revolution nicht zu überhören:

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit sterben
Ist höchst erhabner Muth, ist Welt-Erlösertod:
Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.⁵

Im Schlussteil beklagt Büchner das kollektive Vergessen der patriotischen Heldentat in Deutschland. Deren politische Aktualität betont eine pathetische Ansprache der gefallenen Pforzheimer. Sie stellen die modernen Zeitgenossen vor die Alternative, ob sie es beim „Andenken eurer Vorfahren“ zuließen, dass „die Nachkommen freier Männer zu Sklaven werden“ und fordern sie auf, sich zu entscheiden: „Dort liegt Gold neben Fesseln, hier der seltnen Ruhm zugleich die stärkste und beste Nation zu seyn. Wählet. –“ (12, 1–11).

Büchner heroisiert den Opfertod der Pforzheimer Bürger auch sprachlich-stilistisch. Jede Heroisierung bedarf der Tat, doch was wäre die Tat ohne das Wort, ohne die adäquate sprachliche Wiedergabe? Zu Büchners rhetorischer Heldentat gehören zahlreiche Wiederholungsfiguren, Wort- und Satzantithesen, die den Text stark pathetisieren. Zum ändern verleiht Büchner seiner heroischen Rede Unmittelbarkeit, indem er stellenweise die Erzähldistanz verringert, den Wahrnehmungs- und Bewusstseinsbereich der Figuren teilt, aus dem distanzierenden Imperfekt ins Präsens wechselt und als Er-

5 Gottfried August Bürger: *Die Tode*, in: *Musenalmanach für 1793*, S. 71; zu dem Gedicht vgl. Walter Grab: *Gottfried August Bürger als literarischer Wegbereiter und politischer Weggefährte des deutschen Jakobinismus*, in: Wolfgang Beutin/Thomas Bütow (Hrsg.): *Gottfried August Bürger (1747–1794)*, Frankfurt/M. 1994, S. 9–24.

zähler am Geschehen partizipiert. Um sein Publikum zur Anteilnahme am Handeln der Pforzheimer Bürger zu bewegen, spitzt Büchner die Schilderung der Schlacht ganz auf die kritische Situation und auf die Heldentat zu, die anschaulich vergegenwärtigt werden.

Bevor das Heldenkollektiv wie ein *Deus ex machina* den Kriegsschauplatz betritt und sein Leben für den Fürsten opfert, geht Büchner auf den Markgrafen Georg Friedrich als „das Muster eines Fürsten“ (7, 22) ein und personalisiert in ihm das Kriegsgeschehen bei Wimpfen. Das anfängliche Kriegsglück („Schon lächelt der Sieg [...], schon wähnt sich Friedrich die Helden-Schläfe mit dem blutigen [...] Lorbeer schmücken zu können“ [7, 39–42]) schlägt mit der dramatischen Explosion der Pulverwagen ins Gegenteil um. Die anaphorischen Fokuspartikel „schon“ heben nun die akute Gefahr und den Umschwung im korrespondierenden Temporalsatz hervor („da werfen sich...“), dessen betonte Konjunktion „da“ den unerwarteten Einsatz der „Pforzheimer“ Bürger einleitet:

Schon ist er von allen Seiten umringt, schon überwältigt der Feind den letzten schwachen Widerstand [...]. Da werfen sich vierhundert Pforzheimer, an der Spitze ihren Bürgermeister Deimling dem Feinde entgegen; mit ihren Leibern decken sie, ein unerschütterliches Bollwerk, ihren Fürsten und ihre Landsleute. (8, 13–19)

Die entmenschlichende Metapher „Bollwerk“ wird in der nachfolgenden Beschreibung von Heldentat und -tod wieder aufgenommen sowie in den architektonischen Metaphern „Mauern“ und „Thurm“ variiert, welches als Singular die unauflösbare Bindung des Heldenkollektivs illustriert.

Tausende stürmt der erbitterte Feind gegen das heldenkühne Häuflein, doch tausende brechen sich an der ehernen Mauer. Unerschütterlich stehen die Pforzheimer, kein(e) Wuth, keine Verzweiflung nur hohe Begeisterung und Todesverachtung mahlt sich in ihren Zügen. Unablässig stürmt der Feind seine Schlachthaufen heran; doch das Vaterland steht auf dem Spiele, Freiheit oder Knechtschaft ist die große Wahl, keiner weicht, keiner wankt, wie Löwen streiten sie von ihren Leichenhügeln herab, Mauern sind ihre Reihen, ein Turm jeder Mann, ein Bollwerk von Leichen umgibt sie. Endlich von allen Seiten angegriffen, erdrückt von der Uebermacht, sinken sie Mann an Mann unter Hügeln erschlagener Feinde nieder und winden sich sterbend die unvergängliche Lorbeer-Krone des Siegers und die unsterbliche Palme des Martyrers um die Heldenschläfe. (8, 21–33)

Die Beschreibung kulminiert in einem weltlich-metaphysischen Paradoxon, indem die Erschlagenen – dem „Welterlöser-Tod“ entsprechend – einerseits die „Lorbeer-Krone des Siegers“ erhalten, andererseits zu Märtyrern sanktifiziert werden.

Die Kenntnis des Themas, einer Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg, verdankt Büchner dem Schulunterricht am Darmstädter Gymnasium. So findet sich Büchners Hauptquelle, eine Gedenkrede des Karlsruher Historikers Ernst Ludwig Posselt von 1788, als Teildruck im *Lehrbuch der deutschen prosaischen und rednerischen Schreibart* von Karl Heinrich Ludwig Pölitz (1827), Grundlage für die „Theorie der Stylgattungen“ im Darmstädter Deutschunterricht.⁶

Auch die hochrhetorisierte Ausarbeitung des heroischen Themas verdankt der junge Büchner nicht nur der eigenen Sprachbegabung, sondern ganz wesentlich fremden Texten. So weist das letzte Drittel der Rede, die Beweisführung und der persuasive Schluss, Anleihen an Johann Gottlieb Fichtes wirkmächtige *Reden an die deutsche Nation* von 1808 auf, die auf die Gründung eines Nationalstaats zielen.⁷ Fichte geschuldet sind etwa die ethnozentrischen Thesen vom Verdienst der Deutschen für die Entwicklung der Menschheit und vom Protestantismus als Ursprung der Aufklärung. Dagegen folgt Büchners „Detailschilderung des legendären Opfertodes der Pforzheimer Bürger und das oratorische Pathos“⁸ wesentlich der Gedenkrede *Dem Vaterlandstod der Vierhundert Bürger von Pforzheim*, die der badische Historiker Ernst Ludwig Posselt im Karlsruher Schauspielhaus am 29. Januar 1788 im Auftrag und Beisein des badischen Markgrafen gehalten hat.⁹

6 Ernst Ludwig Posselt: *Dem Vaterlandstode der vierhundert Bürger von Pforzheim* [Bruchstück], in: Karl Heinrich Ludwig Pölitz: *Lehrbuch der deutschen prosaischen und rednerischen Schreibart für höhere Bildungsanstalten und häuslichen Unterricht*. Halle 1827, S. 297–303. Vgl. auch Büchner-Handbuch, (wie Anm. 1), S. 2. Den Quellennachweis lieferte erstmals Gerhard Schaub: *Die schriftstellerischen Anfänge Georg Büchners unter dem Einfluß der Schulrhetorik*, Bd. 1, Trier 1980, S. 119–123.

7 Johann Gottlieb Fichte: *Reden an die deutsche Nation*, Berlin 1808 (2. Aufl. 1824). Auf Büchners Fichte-Lektüren wies erstmals Werner R. Lehmann: *Prolegomena zu einer historisch-kritischen Büchner-Ausgabe*, in: Maria Honeit/Matthias Wegner (Hrsg.): *Gratulation. Festschrift für Christian Wegner zum 70. Geburtstag zum 9. September 1963*, Hamburg 1963, S. 190–225, hier 198–206, hin. Im *Helden-Tod der vierhundert Pforzheimer* übernimmt Büchner aus der achten Rede einen langen zusammenhängenden Passus, der 14. Rede verdankt er fast den kompletten Schluss.

8 Vgl. Georg Büchner: *MA*, Bd. 1.2, (wie Anm. 3), S. 215–257, hier S. 215.

9 Ernst Ludwig Posselt: *Dem Vaterlandstod der Vierhundert Bürger von Pforzheim*. [...] Eine Rede, den 29. Januar 1788 gehalten. Karlsruhe 1788. Zahlreiche Wiederabdrucke, vgl. Aurnhammer (wie Anm. 1), S. 164 f., Anm. 24. Die maßgebliche Bibliographie zum Medienevents der Schlacht vor Wimpfen und der Legende vom Helden Tod der vierhundert Pforzheimer bietet immer noch Moriz Gmelin: *Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen* 6. Mai 1622, I., II., in: *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* 31 (1879), S. 332–448, und III., in: ebd. 32 (1880), S. 1–56.



Vignette am Schluss von Posselts Rede. Die Inschrift auf der Urne ist ein Zitat aus Johann Wilhelm Ludwig Gleims schwärmerischem Kriegslied „Bey Eröfnung des Feldzuges 1756“, das den Siebenjährigen Krieg zum Anlass hatte.

Von Posselt geborgt hat Büchner den Vergleich der Vierhundert Pforzheimer mit zwei legendären heroischen Selbstaufopferungen der Antike: der dreihundert Spartaner unter Leonidas bei den Thermopylen 480 v. Chr. sowie der vierhundert Römer bei Kamarina auf Sizilien im Ersten Punischen Krieg 258 v. Chr. Mit diesen Vergleichen begründet Posselt zugleich eine *translatio heroica*, den Transfer eines heroischen Nationalcharakters von Griechenland über Rom nach Deutschland.¹⁰ Und er setzt ihnen am Schluss seiner Rede in Form einer Vignette ein papierenes Denkmal. In Posselts Rede stellen die Pforzheimer die Präfiguration aufgeklärter Bürger in einer konstitutionellen Monarchie dar. Dementsprechend wird auch der Fürst in die Pflicht genommen, vom Tyrann unterschieden und aufs Gesetz verpflichtet. Mehr noch: Posselt propagiert die vierhundert Pforzheimer Bürger in ihrer Fürsten- und Verfassungstreue als Gründungsmythos für einen deutschen Staatenbund oder Nationalstaat. Mit dem identitätsstiftenden Muster bestärkt Posselt sei-

10 Vgl. Posselt, Dem Vaterlandstod (wie Anm. 9), S. 12 f.

ne Landsleute und seinen Fürsten in ihrem Verfassungspatriotismus und wirbt implizit für die Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht. So ermahnt er – ein Jahr vor der Französischen Revolution – in einem fiktiven Kriegsszenario seine Mitbürger für die „Fürsten [...] des teutschen Bundes“, die „nichts wollen, als daß die gesetzmäßige Verfassung daure“, selbst dann einzustehen, wenn „deine Welt aufsteht“, die er in Antithesen abwertet: „Oder wollt Ihr weniger thun für Eure Fürsten, als die Bürger von Pforzheim thaten für ihren Georg Friedrich?“¹¹

Posselt seinerseits verdankt den Stoff seiner Rede dem Drama eines Pforzheimer Handelsmanns und Dichterdilettanten, Ernst Ludwig Deimling, angeblich ein Nachfahre des heroischen Bürgermeisters: *Die Vierhundert Pforzheimer Bürger oder die Schlacht bey Wimpfen* (1788). Deimling hatte sich, angeregt durch Pierre-Laurent Buirette de Belloys Trauerspiel *Le siège de Calais*, vorgenommen, „dem französischen Drama: *die Belagerung von Calais* ein teutsches entgegen zu sezen“:

Da fiel mir die von mir selbst fast vergessene Grosthat der 400 Pforzheimer Bürger bei, und ich nahm sogleich vor, einen Versuch zu wagen, diesen Heroismus zu dramatisiren.¹²

Die kulturpatriotische Absicht, ein deutsches Pendant zu dem französischen Nationaldrama zu schaffen, zeigt sich in dem Untertitel: *Vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen*. Deimlings Drama erschien zwar erst nach Posselts Rede im gleichen Jahre 1788, lag aber als Manuskript spätestens 1784 vor, wie neben der Widmung an den regierenden badischen Markgrafen Carl Friedrich die ausführliche Geschichte der Entstehung in einer Nachschrift bezeugt.¹³ Deimlings Prosadrama stellt die Schlacht bei Wimpfen dar, freilich ausschließlich durch Botenbericht vermittelt. Schauplatz ist das Hauptquartier des markgräflichen Heeres. Neben den abgehenden und zurückkehrenden Heerführern dominieren die Szene vor allem zwei Frauen: die Frau des Bürgermeisters und die Frau eines Pforzheimer Hauptmanns. Sie erläutern langatmig die Vorgeschichte und bereiten sich auf das sukzes-

11 Ebd., S. 46 f.

12 Ernst Ludwig Deimling: *Die Vierhundert Pforzheimer Bürger, oder Die Schlacht bey Wimpfen. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen nebst Vorbericht, eine kurze Geschichte von Pforzheim und die Veranlassung zu diesem Unternehmen enthaltend*, Karlsruhe 1788. Ich zitiere nach der zweiten, von Gmelin (wie Anm. 10) nicht erfassten titel- und textidentischen Ausgabe: Pforzheim und Augsburg 1788, S. I und S. 176.

13 Vgl. Deimling: *Die Vierhundert Pforzheimer Bürger* (Anm. 12), Widmung und Nachschrift, S. 171–185. Die Widmung, die 14 ungezählte Seiten umfasst, datiert vom „15. Feb[ruar] 1785“, die „Nach-Schrift“ vom „5. April 1788“.

sive Sterben ihrer Mitbürger vor, bis schließlich der Bürgermeister im Beisein des gerührten Tilly stirbt.

Das historische Ereignis, das Georg Büchners Schulrede in der Nachfolge von Posselts Rede behandelt, die ihrerseits auf Deimlings Drama fußt, ist die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622. Das protestantische Heer unter Führung des lutherischen Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach erlitt hier eine vernichtende Niederlage gegen die bayerisch-ligistische Armee unter General Tilly und dem spanischen Feldherrn Gonzalo Fernández de Córdoba. Volltreffer in zwei Munitionswägen hatten das ohnehin zahlenmäßig unterlegene markgräfliche Heer, das in den Neckarauen vor Wimpfen eine Wagenburg errichtet hatte, entscheidend geschwächt. Die enorme Pulverexplosion nötigte den Markgrafen zur Flucht. Als ein großes Medienereignis ist die Schlacht von Wimpfen in zahlreichen zeitnahen Flugschriften und Einblattdrucken überliefert.¹⁴ Darin ist zwar von Widerstand und „HeldenMuth“, aber von keinen Pforzheimern die Rede. Sogar der siegreiche Feldherr Tilly berichtet zwei Tage nach der Schlacht, in dem

Dorf Obereisesheim [hätten sich] noch 4 Compagnien des Obersten Helmstätters [...] befunden, welche uns nit allein großen Schaden zugefügt, sondern auch sich nit haben ergeben.

Diese Wendung, dass sich „der Obriste Helmstedt [...] mit dem weissen Regiment gewehrt habe [...] biß auff den letzten Mann“, taucht dann in weiteren Beschreibungen auf und wird auch in das *Theatrum Europaeum* übernommen, das wichtigste Geschichtswerk des Dreißigjährigen Krieges.¹⁵

Wann und durch wen das „weiße Regiment“, die vier heldenhaften Fähnlein, etwa vierhundert Soldaten, mit den vierhundert Pforzheimer Bürgern identifiziert wurden, lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Im Jahre 1770 erwähnt Johann Christian Sachs (1720–1789), Rektor des Karlsruher Gymnasium illustre, in seiner mehrbändigen *Geschichte der Marggravschaft [...] Baden* dieses Faktum als mündliche Überlieferung.¹⁶ Doch erst Deimlings Drama

14 Vgl. *Theatrum Europaeum*, oder außführliche und warhafftige Beschreibung aller und jeder denckwürdiger Geschichten, so sich hin und wieder in der Welt, fürnemblich aber in Europa, und Teutschlanden [...]. Beschrieben durch M. Joannem Philippum Abelinum, Frankfurt/M. 1662, S. 627, und die Aufstellung von Gmelin (Anm. 9), I, S. 343–368.

15 Wahre vnd eygentliche Abcontrafactur / sampt gewissem Bericht der blutigen Schlacht / so zwischen Herrn Monsieur Thilli, als Bayrischen Generaln / vnd Marggrafen von Durlach / zwischen Haylbrunn vnd Wümpffen / [...] 1622 vngangen, [o. O.] [1622] [Einblattdruck mit Kupferstich].

16 Johann Christian Sachs: Einleitung in die Geschichte der Marggravschaft und des marggrävlichen altfürstlichen Hauses Baden. Vierter Theil, Karlsruhe 1770,

und Posselts mustergültige Rede aus dem Jahre 1788 machten die historisch fragwürdige Heldentat der vierhundert Pforzheimer Bürger mit einem Schlag allgemein bekannt.

Das badische Herrscherhaus beanspruchte das Heldengedenken für sich, indem es 1822 eine „Feyer der vor 200 Jahren bey Wimpfen für Fürst und Vaterland gebliebenen 400 Pforzheimer“ förderte. Ein eigens für die Feier in der Evangelischen Stadtkirche gedichtetes Lied nutzt die Analogie zum „Heldentod]]“ der „Sparterschär“, um die nationale Bedeutung in einer rhetorischen Frage zu verbürgen: „Mein Volk, hast du denn keine gleiche That?“¹⁷

Mit der Zweihundertjahrfeier der Schlacht bei Wimpfen setzte deutschlandweit ein regelrechter Kult ein, in dem der Opfertod des bürgerlichen Heldenkollektivs rednerisch, poetisch und bildkünstlerisch verklärt wurde. Das badische Fürstenhaus, seit 1818 konstitutionelle Monarchie, hatte daran maßgeblichen Anteil. So stiftete Großherzog Leopold, der im Jahre 1830, als Georg Büchner seine Schulrede verfasste, die Regierung antrat, ein Ehrendenkmal für die vierhundert Pforzheimer im Chor der Pforzheimer Schloss- und Stiftskirche St. Michael. Das Denkmal von 1834 feiert insofern die glückliche Verbindung von Fürst und Volk, als es unter das Porträt des badischen Markgrafen Georg Friedrich zahlreiche Familiennamen angeblich für ihn gefallener Pforzheimer anführt, wenn auch nicht annähernd vierhundert.

Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Wahrheitsgehalt der Episode bezweifelt, und spätestens seit den Studien von David Coste (1874), Moriz Gmelin (1880) und Karl von Reitzenstein (1891) kann der angebliche Opfertod der vierhundert Pforzheimer Bürger nicht mehr als historisches Faktum gelten.¹⁸ Doch für die politische Bedeutung der Heldenerinnerung ist es

S. 433, Anm. y: „Man meldet, dass bei 400 Mann von der Burgerschaft zu Pforzheim, welche dem Marggraven zu einer Leibgarde gedient hätten, fast bis auf einen Mann sich haben niederhauen lassen.“

17 Anton Dietrich: Heldentod der vierhundert Bürger von Pforzheim, in der Schlacht bey Wimpfen am 6. Mai 1622, in: Programm zur Feyer der vor 200 Jahren bey Wimpfen für Fürst und Vaterland gebliebenen 400 Pforzheimer Bürger, Pforzheim 1822, S. 12–14, hier S. 15 (V. 18).

18 Allerdings gab es noch Ende des 19. Jahrhunderts Versuche, die Kriegsepisode historisch zu beglaubigen, wie etwa durch den Stadtpfarrer Brombacher. Vgl. Friedrich Brombacher: Der Tod der 400 Pforzheimer bei Wimpfen nicht eine Sage, sondern eine Thatsache. Genaue Untersuchung der Streitfrage auf Grund des ältesten hiesigen Taufbuches mit Benützung der ältesten geschichtlichen Quellen, Pforzheim 1886. Auch im 20. Jahrhundert hat man noch an der Legende festgehalten.



Darstellung der Schlacht bei Wimpfen im Jahr 1622. Kupferstich von Matthias Merian, in: *Theatrum Europaeum* [...], Franckfurt am Mayn 31662.

nicht entscheidend, ob eine Heldentat wahr oder erfunden sei, sondern warum sie zu bestimmten Zeiten aufkam und als glaubwürdig verbreitet wurde. So ist es sicher kein Zufall, dass Deimlings „vaterländisches Trauerspiel und Posselts Gedenkrede den Opfertod des bürgerlichen Heldenkollektivs am Vorabend der Französischen Revolution zum wehrhaften Muster eines Verfassungspatriotismus in einer konstitutionellen Monarchie verklärt haben.

Und was bedeutet der Entstehungskontext für Büchners Rede im Jahre 1829, am Vorabend der Julirevolution? Wie viele seiner Mitschüler und Lehrer am Darmstädter Pädagog sympathisierte Büchner mit den Ideen der Französischen Revolution und der Abschaffung der Bourbonenherrschaft im Juli 1830. Diese revolutionäre Tendenz ist mindestens latent in der Wahl und Durchführung des Themas zu erkennen: ein bürgerliches Heldenkollektiv, das den „Welterlöser-Tod“ für das Vaterland wählt. Es ist auch kein Zufall, dass Büchner den „Helden-Tod“ der Pforzheimer Vierhundert mit einem heroischen Selbstopfer der Französischen Revolutionsmarine vergleicht. Diese Gleichsetzung passt zu dem jakobinischen Motto Bürgers, wi-

derstreitet allerdings sowohl mit der patriotischen Sinngebung als auch mit dem Motiv der Fürstentreue, beides Anleihen bei Posselt. Die imaginäre Rede der Gefallenen an die Zeitgenossen gestaltet Büchner viel parteiischer als Posselt, und der politische Schluss: „Wählet –“ aktualisiert die Episode stärker und fordert das Publikum zum Handeln auf. Indem er es so zum frühen Kronzeugen eines Verfassungspatriotismus macht, verleiht Büchners Schulrede dem bürgerlichen Heldenkollektiv der vierhundert Pforzheimer eine prospektive politische Bedeutung, und macht – unabhängig vom historischen Wahrheitsgehalt – die Schlacht bei Wimpfen zu einem zukunftsweisenden Erinnerungsort.

Ludwig Uhland aus Tübingen im Dienst der Freiheit

Als man ihn zu Grabe trug – nicht droben, bei der Kapelle, sondern drunten in Tübingen – war dies ein gesamtgesellschaftliches Großereignis und eine Demonstration. Die Leichenpredigt hielt Dekan Georgii, es sprachen etliche Literaten, darunter auch sein Weggefährte aus den Zeiten des Tübinger *Sonntagsblatts*, Karl Mayer, anschließend der Stuttgarter Oberbürgermeister, dessen Stadt Ludwig Uhland (1787–1862) als Abgeordneter vertreten hatte. Angesichts der Anteilnahme des gesamten Volkes an dieser Beerdigung fiel jedoch umso mehr auf, dass das württembergische Königshaus und die Regierung keinen offiziellen Vertreter entsandt hatten. Uhlands Biograph Friedrich Notter hob dieses Fehlen nach seiner ausführlichen Beschreibung des Leichenzugs mit wirkungsvollem Lakonismus hervor:

Zwei Tage später, an einem Sonntag [dem 16. November 1862], senkten sich an der Spitze eines endlosen, aus allen Theilen des Landes herbeigeströmten Leichenzuges die Fahnen von sechzehn schwäbischen Liederkränzen vor dem offenen Grab des Dichters [...]. Ein eigener Extrazug der Eisenbahn hatte blos von Stuttgart und den etwa der Bahn anliegenden Orten mehr als achthundert Teilnehmer gebracht, eine nicht minder bedeutende Zahl war mit den gewöhnlichen Zügen von dorthier und aus andern Gegenden gekommen, und als Nachmittags um 3 Uhr das lange Leichengefolge von dem wohlbekanntem Trauerhaus an der Neckarbrücke, sich, um den gehörigen Raum zur Entwicklung zu finden, auf großen Umwegen nach dem entfernten Friedhofe bewegte, fehlten kaum Ein Stand, kaum Ein gesellschaftlicher Verein, der nicht als Körperschaft, oder wenigstens durch zahlreiche einzelne Mitglieder, vertreten gewesen wäre: – die Studierenden mit den Abzeichen ihrer verschiedenen Verbindungen; die Liederkränze aus allen Gegenden des Landes mit ihren, zum Theil prachtvollen, Fahnen und Standarten; die Lehrer der Hochschule, von denen der Rektor, die sechs Dekane und eine Abordnung der philosophischen Fakultät, zu welcher der Verstorbene während seiner Amtsdauer gehört hatte, in ihren malerischen Amtstalaren und Baretten erschienen; die Mitglieder der gegenwärtigen und der frühern Abgeordnetenkammern, soweit dieselben im Augenblick der Vertagung zu versammeln waren, angeführt von dem greisen Präsidenten Römer; der tübinger Gerichtshof; mehrere Mitglieder der stuttgarter Hofbühne; eine Deputation des stuttgarter Gymnasiums; die Staats-

und Gemeindebeamten der Stadt Tübingen; die dortige Feuerwehr, der Turnverein, die Schulen, endlich die übrige Bürgerschaft und wer sonst als Einzelner Theil nahm. – Nur die Regierung als solche war nicht repräsentirt.¹

Diese demonstrative Abwesenheit war zweifellos politisch motiviert, hatte sich Uhland doch, angefangen mit den württembergischen Verfassungskämpfen (1815–1819), über seine Jahre als Abgeordneter im Landtag, bis zu seinem Ausharren an der Spitze des Stuttgarter Rumpfparlaments (1849) stets in Opposition zur jeweiligen Regierungslinie befunden. Einer wie auch immer gearteten politischen Karriere ist diese Haltung nicht zugute gekommen; es lag Uhland auch fern, etwas dergleichen anzustreben. Und dennoch hatte die Regierung schon früh einen Weg gefunden, ihm zumindest die akademische Karriere zu verbauen, ihm eine Position zu entreißen, an der Uhland tatsächlich etwas lag: seine germanistische Professur in Tübingen. Der junge Jurist, der eine Weile als unbesoldeter Sekretär im Stuttgarter Justizministerium tätig gewesen war – die „Überbürdung der Staatskasse“² ließ angeblich keine Gehaltszahlungen zu – war eigentlich über längere Zeit hinweg stellungslos. Während seine Studienfreunde bürgerliche Berufe ergriffen und darin vorankamen, Justinus Kerner Oberamtsarzt wurde, Karl Mayer Oberamtsrichter, Gustav Schwab Oberkonsistorialrat, blieb Uhland das, was er schon als Student gewesen war, ein Dichter. Ein Dichter allerdings, den es zunehmend zur Wissenschaft, zur romanischen und deutschen Philologie zog. 1822 war bei Cotta in Stuttgart seine Monographie *Walther von der Vogelweide* erschienen und nach mehreren gescheiterten Bemühungen um ein akademisches Amt berief man ihn 1829 endlich auch auf eine germanistische Professur nach Tübingen. Darin ging Uhland während der nächsten fünf Semester auf. Er hielt Vorlesungen zur Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, zur Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, zum Nibelungenlied, und er veranstaltete sein berühmtes und vielbesuchtes Stilistikum, für das er die Studenten aufforderte, eigene Gedichte oder Abhandlungen einzureichen bzw. selbst vorzutragen, die er anschließend kommentierte und beurteilte. Dies führte zu einem regen persönlichen Austausch mit der akademischen Jugend; eine ganze Generation sollte sich noch bis ans Ende des 19. Jahrhunderts dieses prägenden Seminars und der charismatischen Ausstrahlung seines Leiters

-
- 1 Friedrich Notter: Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen, Stuttgart 1863, S. 450 f.
 - 2 Emilie Uhland: Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe, Stuttgart 1874 (davor bereits 1865 als Privatdruck), S. 95.

erinnern. Doch endete Uhlands Lehrtätigkeit an der Tübinger Universität bereits im Mai 1833. Da dekretierte der württembergische König Wilhelm I.:

Dem Professor Ludwig Uhland zu Tübingen ertheile ich sehr gerne die nachgesuchte Entlassung aus dem Staatsdienste, da er als Professor ganz unnütz war.³

Die eilig hingeworfene Bleistiftnotiz des Königs befindet sich auf einem Brief, mit dem das Ministerium Uhlands Bitte um „gleichbaldige Entlassung“ am 20. Mai 1833 an den König weiterleitete. Dessen knapper Kommentar, der von einem Beamten darunter noch einmal mit Tinte ausformuliert wurde, bildete dann die Grundlage für den offiziellen Brief vom 22. Mai an den akademischen Senat der Universität Tübingen, der den Inhalt des Schreibens an Uhland weiterleitete. Darin heißt es nun zwar nicht mehr, dass Uhland als Professor „ganz unnütz“ gewesen sei, eine Tendenz wird aber doch deutlich, wenn davon die Rede ist, dass man seinem Entlassungsgesuch nicht nur ohne Bedauern, sondern sogar „sehr gerne“ nachkomme.⁴

Uhlands Frau Emilie beklagte in ihrer späteren Biographie die konsequente politische Haltung ihres Mannes, die der Grund für sein Entlassungsgesuch war:

Wie viel lieber und seiner Natur angemessener wäre das Fortwirken in seinem Lehrberufe für ihn gewesen, wenn ihn seine Überzeugung nicht zum Wiedereintritt in die Kammer gedrungen hätte!⁵

Auf Ersuchen Gustav Schwabs und einiger Stuttgarter Wahlmänner hatte sich Uhland nämlich bereit erklärt, für die Wahl zur Ständeversammlung als Repräsentant der Stadt Stuttgart zu kandidieren. Am 3. Juni 1832 wurde er gewählt. Die Einberufung des gewählten, dem König jedoch missliebigen Parlaments wurde bis zum Januar 1833 immer wieder verschoben und bereits am 22. März desselben Jahres ließ Wilhelm I. die Versammlung wieder auflösen; sie sollte als „Vergeblicher Landtag“ in die Geschichte eingehen. Doch auch bei den folgenden Neuwahlen stellte sich Uhland als Kandidat zur Verfügung und hatte erneut Erfolg. Als Beamter war er nun verpflichtet, bei seinem Dienstherrn ein Urlaubsgesuch einzureichen, um sein Mandat als Abgeordneter in Stuttgart ausüben zu können, was ihm von der Regierung aber nicht gewährt wurde mit der Begründung, er sei an der Universität unentbehrlich. Daraufhin reichte Uhland seinen Abschied vom

3 Zitiert nach Georg Braungart/Stefan Knödler/Helmuth Mojem u. a. (Hrsg.): Ludwig Uhland. Tübinger – Linksradikaler – Nationaldichter, Tübingen 2012, S. 174.

4 Ebd., S. 174.

5 Uhland, Ludwig Uhlands Leben (wie Anm. 2), S. 243 f.

akademischen Lehramt ein, der ihm, dem eben noch Unentbehrlichen, „sehr gerne“ gewährt wurde. Von Wissenschaft und Literatur pflegen Potentaten und Bürokraten nicht viel zu verstehen; die herabsetzende Äußerung galt dem politischen Störenfried, dem populären Landtagsredner, der Uhland nun wieder werden sollte.

Uhlands akademische Karriere an der Tübinger Universität war im Übrigen nicht nur wegen ihrer Kürze kurios. Ihm war nämlich bei seiner Berufung durch das Ministerium die normalerweise obligatorische Inauguralrede erlassen worden. Allerdings bestand die Universität auf einer feierlichen Amtseinführung, und so hielt Uhland mit reichlich Verspätung im Herbst 1832 seine Antrittsvorlesung *Über die Sage vom Herzog Ernst*. Da die geplante Eröffnung der Ständeversammlung am 15. Januar mitten in das neue Semester fiel, begann Uhland im Winter 1832/33 keine neue Vorlesung mehr. Seine Frau fasste die merkwürdige Situation prägnant zusammen: „So war diese Antrittsrede – eine eigene Ironie des Zufalls – Uhlands letzte akademische Thätigkeit.“⁶

Die Tübinger Studenten sahen ihren Professor indessen weniger gern scheiden als die Obrigkeit, zumal sie die politischen Hintergründe dieser Verabschiedung durchaus kannten. Angeführt von Hermann Kurz, später der maßgebliche Romancier der württembergischen Geschichte, und von Eduard Zeller, nachmals Rektor der Berliner Universität, überreichten sie Uhland gegen Ende des Jahres 1833 nach einem abendlichen Fackelzug zu seinem Haus – das geplante Ständchen hatte die Polizei verboten – einen Silberpokal im Wert von 300 Gulden, eine beträchtliche Summe, die durch Spenden aufgebracht worden war. Die Inschrift auf dem Pokal *Dem Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst Ludwig Uhland. Die Studierenden der Universität Tübingen*⁷ ist von einem Eichenkranz umwunden, der die Treue der akademischen Jugend zu ihrem entlassenen Professor bezeichnete, wohl aber auch der Standhaftigkeit Uhlands, seiner konsequenten politischen Haltung ein Denkmal setzen wollte. Auf dem Deckel des Pokals ruht beherrschend ein Löwe, dessen Pranke eine Tafel mit der Aufschrift *Das alte Recht* hält. Diese Anspielung auf den Tübinger Vertrag aus dem Jahr 1514, in dem die württembergischen Landstände dem Herzog ein politisches Mitspracherecht abgetrotzt hatten, und die Bezugnahme darauf in den Verfassungskämpfen von 1815 bis 1819, als König und Landtag um eine Neufassung des davor von Seiten des Königs faktisch aufgekündigten Vertrags rangen, welche Konstellation ja in dem berühmten Gedicht Uhlands *Das alte gute Recht* ihren

6 Ebd., S. 239.

7 Zitiert nach Braungart/Knödler/Mojem, Ludwig Uhland (wie Anm. 3), S. 176.

prägnanten Ausdruck gefunden hat, diese Anspielung verweist auf Uhlands beharrliche Oppositionshaltung gegenüber der absoluten Fürstengewalt – der eigentlich der königliche Löwe als Symbol zustünde. Auch seine Stuttgarter Wähler ehrten Uhland durch Überreichung eines silbernen Pokals, die – nicht zur Wahl berechtigten – „Frauen und Jungfrauen“ der Hauptstadt verfertigten für ihn einen, wie Uhlands Gattin Emilie schreibt, „höchst geschmackvollen Arbeitssessel“ mit wärmendem Fußteppich.⁸ Auch wenn solche Gaben heute etwas eigentümlich erscheinen mögen, ein öffentliches Bekenntnis zu Uhland war in jenen Jahren eine heikle Sache, zumal für Staatsbedienstete und ihre Angehörigen. Sophie Schwab, die Frau von Uhlands Freund Gustav Schwab, beklagte in einem Brief an Justinus Kerner, dass man jetzt hunderttausend Rücksichten nehmen müsse und namentlich zu keinem „Uhlandessen“ gehen dürfe, wenn man sich nicht die größten Vorwürfe zuziehen wolle.⁹

Der so ins Abseits Gestellte ließ sich's jedoch nicht verdrießen. Nach mehreren Jahren im Stuttgarter Landtag, wo er neben Paul Pfizer als der prominenteste Vertreter des württembergischen Liberalismus auftrat, kehrte er wieder nach Tübingen und zu seinen germanistischen Forschungen zurück. Das dortige Leben als Privatgelehrter – die Universität hatte ihm inzwischen die Ehrendoktorwürde verliehen – erlitt jedoch abermals eine Unterbrechung, als Uhland 1848 im Wahlkreis Tübingen-Rottenburg zum Abgeordneten des Frankfurter Paulskirchenparlaments gewählt wurde. Dort war er einer der bekanntesten Volksvertreter, versäumte kaum eine Sitzung und erregte obendrein Aufsehen durch seine politische Positionierung. Der Jurist Robert von Mohl, ein früherer Tübinger Kollege Uhlands, warf ihm vor, er habe sich in der Paulskirche so weit links gesetzt, dass es für einen gebildeten Mann eine Schande sei – in der Tat hielt sich Uhland zu der radikaldemokratischen Gruppierung in der Nationalversammlung. Auch wenn er sich keinem politischen Club, keiner Fraktion anschloss, stimmte er regelmäßig mit der Linken, forderte die Abschaffung des Adels oder die Wählbarkeit des Reichsoberhauptes und harrte bis zuletzt mit seinen Gesinnungsgenossen im Stuttgarter Rumpfparlament aus. Vielleicht auch deshalb ist Uhlands Wirken in der Nationalversammlung von einem Hauch von Erfolgslosigkeit und Vergeblichkeit umweht. Als charakteristische Reaktion auf seine berühmte Rede gegen das Erbkaisertum, die mit der legendären Schlussentenz endet: „Glauben Sie, meine Herren, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen

8 Zitiert nach ebd.

9 Vgl. ebd.



Nachdem die Regierung Uhland aus dem Amt gedrängt hatte, überreichten ihm seine Tübinger Studenten bei einem abendlichen Fackelzug einen Silberpokal.

Öls gesalbt ist!“¹⁰, ist jedenfalls der herablassende Hohn eines politischen Gegners überliefert: „Wie sich der alte Mann abquält!“¹¹

Die Würde und der Ruf des alten Mannes sollten die letzten Schutzschilde der ersten gesamtdeutschen Volksvertretung gegenüber reaktionärem Machtanspruch und obrigkeitlicher Waffengewalt bilden. Als die verbliebenen Abgeordneten des Paulskirchenparlaments in Stuttgart vom Militär gehindert wurden, ihr Versammlungslokal zu betreten, formierte sich ein Demonstrationzug mit Uhland an der Spitze, der von einer Kavallerieeinheit mit blankem Säbel auseinandergetrieben wurde. Den Befehl „Einhauen!“¹², so ein Augenzeuge, hätten die Soldaten indessen nicht befolgt, vielleicht weil ihnen einer der Angegriffenen zugerufen habe: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?“¹³

Uhland zog sich erneut ins Privatleben zurück, doch abermals holte ihn die Politik ein. Zu den vielen Ehrungen und Auszeichnungen, die er im Lauf seines Lebens erhielt, gesellte sich schließlich die Berufung in den vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. gestifteten Orden *Pour le mérite* für Wissenschaft und Kunst. Die Benachrichtigung Uhlands durch den Ordenskanzler Alexander von Humboldt führt aus, dass man die Aufnahme seines „ächt deutschen Namens“¹⁴ in die Liste der Ritter als Huldigung vor Uhlands „hoher geistiger Begabung zum Lied, tiefem dichterischem Gefühle und edler Freiheit der Gesinnung im öffentlichen Leben“¹⁵ verstanden wissen wollte. Noch bevor jedoch Humboldts Schreiben den so Gepriesenen erreichte, verfasste dieser, der vorab von der geplanten Ehrung erfahren hatte, eilig eine Bitte um Unterlassung der Auszeichnung, da „literarische und politische Grundsätze“¹⁶ es ihm unmöglich machten, einen solchen Orden entgegenzunehmen. Humboldt erhielt Uhlands Brief erst, nachdem er sein ei-

10 Rede gegen das Erbkaisertum, in: Ludwig Uhland: Werke, hrsg. von Hartmut Fröschele und Walter Scheffler, München 1984, Bd. 4, S. 717 f.

11 Friedrich Theodor Vischer: Ludwig Uhland, in: ders.: Kritische Gänge, Bd. 2, hrsg. von Robert Vischer, 2. Aufl., München [o. J.], S. 387.

12 Zitiert nach Michael Kienzle/Dirk Mende: „Wollt ihr den alten Uhland niederreiten?“. Wie die 48er Revolution in Stuttgart ausging, Marbach am Neckar 1998, S. 8.

13 Zitiert nach ebd.

14 Alexander von Humboldt an Ludwig Uhland, 5.12.1853, zitiert nach Helmuth Mojem: Ludwig Uhland. Dichter, Gelehrter, Politiker, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 73 (2014), S. 215–238, hier S. 233 f.

15 Zitiert nach ebd., S. 234.

16 Ludwig Uhland an Alexander von Humboldt, 3.12.1853, zitiert nach Mojem, Ludwig Uhland (wie Anm. 13), S. 234.

genes Schreiben bereits abgeschickt hatte, und fasste sein Erstaunen in die Worte: „In einem 84jährigen vielbewegten Leben ist mir wohl nie etwas mehr Unerwartetes vorgekommen!“¹⁷ Noch in der folgenden Nacht sandte der weltberühmte Gelehrte einen weiteren Brief nach Tübingen, in dem er eindringlich versuchte, Uhland umzustimmen. Er zeigte Verständnis für dessen politische Konsequenz, wies jedoch darauf hin, dass der Orden durchaus auch bekennende Republikaner als Mitglieder zähle; dabei erwähnte er auch seine eigene freiheitliche Gesinnung. Uhland erhielt die beiden Briefe Humboldts am 8. und 9. Dezember 1853, ließ sich jedoch nicht berinnen. Berthold Auerbach hatte zu der Zeit näheren Umgang mit Uhland, als der gesinnungstreue Demokrat – der weltgewandte Humboldt bespöttelte ihn als *Cato tubingensis* – seine endgültige Ablehnung der Ehrung formulierte:

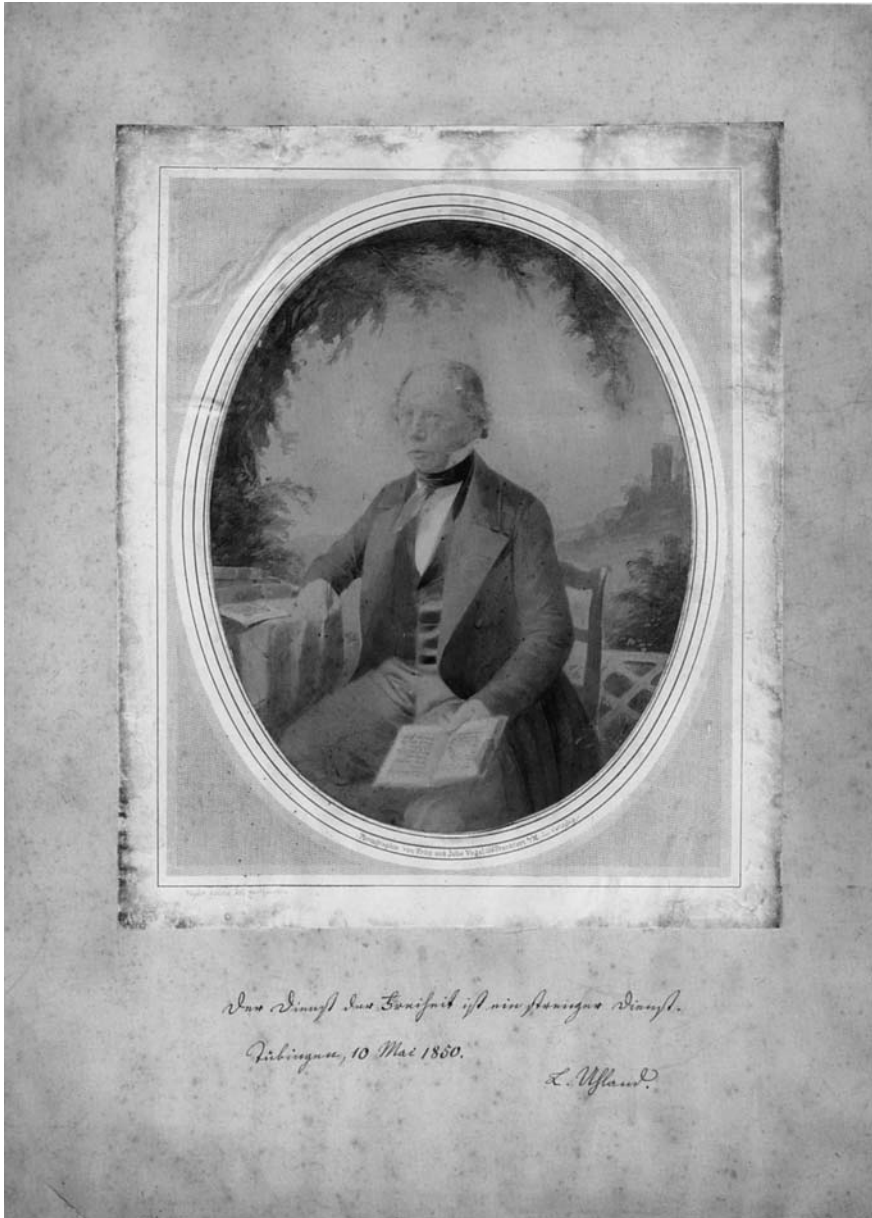
U[hland] sagte mir – und ich sehe noch, wie seine Lippe zitterte –: ich kann keinen Orden annehmen von einem Fürsten, der meinen Freund Jacoby auf die Anklagebank setzte, so daß er zum Tode verurtheilt wurde, während er doch nur dasselbe gethan hatte, was auch ich gethan habe.¹⁸

Es existiert eine Porträtfotographie Uhlands, 1846 in Frankfurt aufgenommen, die er in Tübingen am 10. Mai 1850 einem Unbekannten dediziert hat. Der Text der Widmung bildet einen Kommentar zu seinem politischen Leben, wie man ihn sich zutreffender und bündiger kaum vorstellen kann: „Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst“.¹⁹ Uhland war über einen Zeitraum von 35 Jahren fast unablässig politisch tätig, doch bekleidete er nie ein Regierungsamt, verwaltete keine Ministerstelle; stattdessen befand er sich im permanenten Widerstand gegen Fürstenmacht und Herrscherwillkür. Er kämpfte – zunächst mit den Mitteln des Dichters – gegen die vom württembergischen König oktroyierte neue Verfassung; als Parlamentarier opponierte er gegen die restriktiven Bundesbeschlüsse in der Metternichzeit und ihre Auswirkungen auf Württemberg; schließlich stemmte er sich mit dem Gewicht seines moralischen Ansehens gegen die Erstickung der 1848er Revolution. Dieses letzte Ereignis dürfte in der zeitlich nahen Widmung noch schmerzlich nachhallen, doch war es Uhland eigentlich ja seit Langem gewohnt, im Dienst der Freiheit für seine Haltung Entbehrung und Zurücksetzung zu leiden. Ob diese Erfahrung seinem im Allgemeinen eher mit Enthusiasmus und Begeisterung assoziierten Freiheitsstreben einen

17 Alexander von Humboldt an Ludwig Uhland (wie Anm. 14).

18 Berthold Auerbach an Jacob Auerbach, 9.3.1877, zitiert nach Mojem, Ludwig Uhland (wie Anm. 14), S. 234.

19 Vgl. Braungart/Knödler/Mojem, Ludwig Uhland (wie Anm. 3), S. 169.



Photographie Uhlands mit eigenhändiger Unterschrift: „Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst. Tübingen 10 Mai 1850“.

Hauch von Bitterkeit, die etwas grämlich anmutende Strenge eines „Dienstes“ verlieh? Zumindest hat Uhland diese „strenge“ Position bereits zu Beginn seiner politischen Tätigkeit in seinem ersten Drama, dem Trauerspiel *Ernst, Herzog von Schwaben* (1817), in dem sich politische Macht und Staatsraison gegen Freundestreue und Freiheitsliebe durchsetzen, geradezu prophetisch beschrieben. Wenn man von dem genretypischen Pathos des Trauerspielverses absieht, das Uhland persönlich beileibe nicht eigen war, ist er dieser Position zeit seines Lebens treu geblieben, wie überhaupt Konsequenz, Geradlinigkeit und Überzeugungstreue die unverrückbaren Merkmale des Politikers Uhland waren. In *Ernst, Herzog von Schwaben* heißt es also:

Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod,
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst;
Ihm haben unsre Väter sich geweiht,
Ihm hab auch ich mein Leben angelobt,
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.²⁰

Drei Jahrzehnte später hat Uhland dieses Selbstzitat als Motto über sein Bildnis und gewissermaßen auch über sein politisches Lebenswerk gesetzt; den Kontext der Sentenz durfte der populäre Dichter, dessen Werke damals allgemeine Verbreitung genossen, als bekannt annehmen. Zweifellos ein hoher Anspruch, der leicht selbstgerecht erscheinen könnte. Dem Moralisten Uhland darf man ihn ohne weiteres zugestehen, ebenso wie man dem Politiker glauben kann, daß ihn „der Dienst der Freiheit“ „nie gereut“ hat.

20 Ludwig Uhland: Werke, Bd. 2: Sämtliche Dramen und Dramenfragmente, dichterische Prosa, ausgewählte Briefe, hrsg. von Hartmut Fröschle/Walter Scheffler, München 1980, S. 103.

Der zahme Freiligrath im Stuttgarter Cotta-Verlag

Ferdinand Freiligrath (1810–1876) hatte ein bewegtes Leben mit zahlreichen Ortswechseln: Westfalen und Amsterdam, das Rheinland und Brüssel, die Schweiz und England, Düsseldorf und London, schließlich Bad Cannstatt – in Stuttgart, dem Sitz des Cotta-Verlags, war Freiligrath jedoch nie wohnhaft. Dennoch: Der eigentliche Wirkungsort der Literatur und somit auch ihrer Akteure ist das gedruckte Buch, und in denen des Cotta-Verlags hatte der Schriftsteller eine besondere Heimat, war er doch ein prominenter Verlagsautor und hat demgemäß in der bibliothekarischen und archivalischen Überlieferung des renommierten Stuttgarter Unternehmens markante Spuren hinterlassen.

Freilich findet sich Freiligrath auch in jedem bürgerlichen Bücherschrank – dort ist man allerdings zuweilen versucht, ihn in die etwas genierliche Nachbarschaft von Karl May zu rücken. Jenseits der enormen Popularität der beiden Autoren existiert nämlich auch eine unbestreitbare Verwandtschaft zwischen ihnen. Freiligraths Wüstenpoesie, die Feier des Exotischen in seinen Gedichten, die abenteuerliche Szenerie, das daraus sprechende Fernweh und nicht zuletzt die etwas hochstaplerisch zur Schau getragene Vertrautheit mit der Fremde, dies alles kehrt in Karl Mays Abenteuerromanen wieder, bis hin zu geradezu bizarren Verschmelzungen, wenn etwa in dem Kolportageschmöker *Die Liebe des Ulanen* ein Märchenerzähler in einem algerischen Kaffeehaus seinen Zuhörern eine orientalische Szenerie vor Augen führt, und zwar ausgerechnet mit Versen von Freiligraths berühmtem *Löwenritt*.

Ist also Karl May der eine Bezugspunkt für eine Beschreibung von Freiligraths Eigenart als Dichter, so ist Karl Marx der andere. Freiligrath war in den Jahren 1848/49 Mitarbeiter von dessen *Neuer Rheinischer Zeitung* und veröffentlichte darin etliche agitatorische Gedichte, die ihm – nun wohl über andere Leserschichten – einen abermaligen Popularitätszuwachs verschafften. Diese Gedichte zeigen demgemäß auch ein ganz anderes Profil: Sie beziehen sich aufs Hier und Jetzt, sie transportieren klare politische Botschaften und sie haben eindeutig appellativen Charakter. Offenbart

sich somit – zwischen Karl May und Karl Marx, zwei Polen des 19. Jahrhunderts – ein vielgestaltiger, proteushafter Literat, dessen Werk man dann wohl auch gewichtigen Anteil an den maßgeblichen Fragestellungen und Tendenzen seiner Zeit zubilligen kann, so steht dem das vernichtende Urteil Heinrich Heines über die ästhetische Qualität von Freiligraths Gedichten gegenüber, so wie es sich etwa in der boshaften Parodie des *Mohrenfürsten* im *Atta Troll* artikuliert. Insgesamt ergibt sich bei erster Annäherung also ein durchaus mehrdeutiges Bild des Autors, das zu näherer Untersuchung herausfordert.

Quellen dazu liegen im Cotta'schen Verlagsarchiv, zuallererst in den Büchern selbst. Der Cotta-Verlag, die literarische Heimat Schillers und Goethes, war im 19. Jahrhundert nach einem Wort Fontanes „das gelobte Land der Poeten, das die Meisten sehn aber nicht erreichen dürfen“.¹ Dort erschienen die meist schlicht *Gedichte* benannten Lyrikbände von Uhland und Hölderlin, von Lenau, Mörike oder der Droste und schließlich auch jener von Freiligrath. Gustav Schwab hatte ihn dahin empfohlen, nachdem er einige Gedichte des damals noch Unbekannten, darunter auch den furiosen *Löwenritt*, in den *Deutschen Musenalmanach* aufgenommen hatte, einem von ihm und Adelbert von Chamisso herausgegebenen poetischen Taschenbuch; andere wurden im Cotta'schen *Morgenblatt* publiziert, der maßgeblichen Kulturzeitschrift der Epoche, deren literarischen Teil ebenfalls Schwab gemeinsam mit dem Stuttgarter Autor Gustav Pfizer redigierte. Das sind im Kontext der Heine-Philologie ungut beleumdete Namen: von Pfizer stammt ein wüster Schmähartikel gegen den exilierten Dichter und Schwab zog sich aus Protest vom *Deutschen Musenalmanach* zurück, als dort ein Porträt Heines erscheinen sollte. Freiligraths literarische Anfänge in den 1830er-Jahren wurden also von Leuten protegiert, die Heine und der vorrevolutionären Tendenzlyrik des „Jungen Deutschland“ feindlich gegenüberstanden – dies gibt einen Hinweis auf den Kontext und die politische Positionierung seines 1838 erschienenen ersten Gedichtbandes. Diese *Gedichte* Freiligraths erreichten 1890 die 47. Auflage. Nahezu jedes Jahr kam eine neue Ausgabe dazu, die häufig mit zusätzlichen Stücken angereichert war; es handelt sich also um ein epochensignifikantes Erfolgsbuch, an dem man offenbar den literarischen Geschmack des 19. Jahrhunderts abzulesen vermag.

1 Theodor Fontane an Gustav Schwab, 19.10.1849, in: Werke, Schriften und Briefe. Abt. IV: Briefe, Bd. 1, hrsg. von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger, München 1976, S. 90.



Dem immens erfolgreichen Gedichtband Freiligraths wurde bald das Porträt des Verfassers beigegeben.

Damit kann es nicht zum Besten gestanden haben. Die *Gedichte* enthalten oft recht ungelenke Verse, mit dem Rhythmus hapert und holpert es gelegentlich, häufiger wird der Sprachfluss durch angestrengte Genitivkonstruktionen gestört und manche Reime muss man zumindest als gesucht bezeichnen: Ottomane / Karavane, Kabylen / Schwielen, Fez / Minarets, Dschaggas / Quaggas, Agaven / Sklaven, Creolen / Fohlen, Diana / Guyana, Quito / Moskitto. Freiligrath erschloss nämlich auf den Spuren Victor Hugos der deutschen Lyrik im wahrsten Sinne des Wortes neue Gebiete, will sagen exotische Lokalitäten: das Meer, den wilden Orient, die Wüste, das tropische Afrika. Seine Gedichte sind versgewordene Fernträume des Biedermeier, pulsierende Versuche, die bleierne Zeit der Metternich'schen Restaurationsepoche durch Imagination von Sinnlichkeit und Gewalt zu überwinden, Machtphantasien gegen den tristen bürgerlichen Alltag – und doch alles in allem ein gutgehender lyrischer Kolonialwarenhandel. Ob exotisch verbrämter Napoleonkult wie im *Scheik am Sinai*, ob unbürgerliche *Outlaw*-Träume aus dem Geist Rinaldo Rinaldinis wie in *Banditenbegräbniß*, ob romantische Sentimentalität wie im *Mohrenfürsten*, ob soziale Rührseligkeit wie in *Die irische Witwe* – zur eigentlichen Thematik des Gedichts gesellt sich in fast jedem Fall der ferne Schauplatz; moderatere Zeitgenossen, wie etwa Nikolaus Lenau, August von Platen und Wilhelm Müller begeisterten sich am Freiheitskampf der Griechen oder Polen, Freiligrath tat es nicht unter den Mohren, und auch ein überraschendes, unverbrauchtes Bild wie *Der Schlittschuh-laufende Neger* diente ihm vor allem zu gefühligem und jedenfalls unpolitischem Exotismus.

Die seidne Schnur etwa exekutiert das Schema auf dem Feld der biedermeierlichen Sexualmoral: Die macht- und waffenbewehrte Virilität des osmanischen Großwesirs trifft im Harem – dem einschlägigen Signalwort schlechthin – in brünstiger Umarmung auf die vollkommen verfügbare weibliche Sexualität der zirkassischen Sklavin Leila; im erotischen Rausch auf dem Tigerfell überhebt man sich gar gegen den absolut herrschenden Sultan, worauf die Liebesphantasie umschlägt: ein Eunuch, das kalte Gegenprinzip zum triebhaften Taumel, bringt den Befehl zum Selbstmord, die seidene Schnur. Statt ihrer wird jedoch Leilas seidiges Haar das Requisit zum gemeinsamen Liebestod, zum Selbst-Lust-Mord, in dem das erotische Begehren noch im tödlichen Liebesröcheln über die neidische Beschränkung triumphiert. Reichlich opernhafte, gewiss, und doch entwickeln die gelungenen unter Freiligraths Gedichten eine irritierende Faszination, vielleicht gerade wegen ihrer an sich berechenbaren Grellheit. Heines Spott von der „Barbarei beständiger Janitscharenmusik“² ist unabweisbar, indes bezeichnet er eben auch die ungebärdige Wildheit, den Vitalitätsimpuls jener Gedichte, deren schrille Melodie sich im Ohr vieler Leser unvergesslich festsetzt.

Ein weiteres gutes Beispiel dafür ist der *Löwenritt*, eine Orgie tropischer Farben, eine Symphonie exotischer Klänge, ein Rausch animalischer Wildheit, virtuos in Verse gefasst, in ausgesuchte Worte gekleidet – für dieses Gedicht gilt die vorhin pauschal geäußerte Kritik durchaus nicht – kurz: ein lyrisches Glanzstück, nur lässt es den Leser etwas ratlos dastehen, will er ihm interpretatorisch zu Leibe rücken. Ein Löwe springt eine zur abendlichen Tränke gekommene Giraffe an und zerfleischt das flüchtende Tier auf dessen Rücken sitzend, bis das Opfer tot zusammenbricht. Assoziationen an menschliche Verhältnisse führen nicht weit, auch sozialkritische Lesarten nach dem Tenor: Herrscher, die ihre Untertanen bis aufs Blut aussaugen, erscheinen abwegig, zu fasziniert wird die Gewalttat beschrieben, zu detailverliebt das Sterben der gepeinigten Kreatur ausgemalt. Nein, die Absicht des Gedichtes ist wohl allein die ästhetizistisch geprägte Zurschaustellung eines blutigen Ereignisses, das gerade nicht in moralischen Kategorien begriffen, in mitleidigen Empfindungen bedauert, vielmehr in allen grausamen Einzelheiten visuell ausgekostet werden soll. Beleg dafür ist das ständig wiederkehrende, an den Leser gerichtete Wort „sieh!“. Dreimal kommt es vor, dazu noch zweimal die Formulierung „sieht man“, außerdem „sehen“ im Gedicht auch explizit die verfolgenden Tiere dem Schauspiel zu. Freiligrath komponiert im *Löwenritt* ein exotisches Gemälde, an dessen Anblick die Leser sich weiden mögen wie der Löwe an der Giraffe, ein bildgewaltiges Panorama (so wie sie in jener Zeit üblich waren), das die Betrachter stauend mit ihren Blicken durchfliegen, durchsprengen können, ohne viel nach dem Sinn ihres Tuns zu fragen, stillen sie doch ganz nebenbei ihren Hunger, ihre Gier nach Sensationellem, Spektakulärem, Blutrünstigem. Diesen oberflächlichen Zug der Freiligrath'schen Poesie haben bei allem Masenerfolg schon etliche Zeitgenossen klarsichtig erkannt, nicht nur der in poetischen und ästhetisch-kritischen Belangen maßstabsetzende Heine. Der Schriftsteller Franz Dingelstedt etwa notierte bissig zu Freiligraths Orientalismus (andere Dichter wie der heute vergessene Stieglitz kommen dabei allerdings noch schlechter weg):

Ihm ist es zu thun um die Menschen und Thiere der Wüste, um die sinnlichen Schöpfungen derselben; die traditionelle Weisheit derselben kümmert ihn nicht. So nimmt er zu den übrigen Wallfahrern in den Orient, zu Goethe, Rückert, Hammer-Purgstall u. a., hinter denen auch Stieglitz auf dem Kameele seiner harttrabenden Poesie herzockelt, eine eigentümliche Stellung, die eines Malers der Kara-

2 Heinrich Heine: Aphorismen und Fragmente (Freiligrath), in: Sämtliche Werke, Bd. 4, München 1976, S. 90.

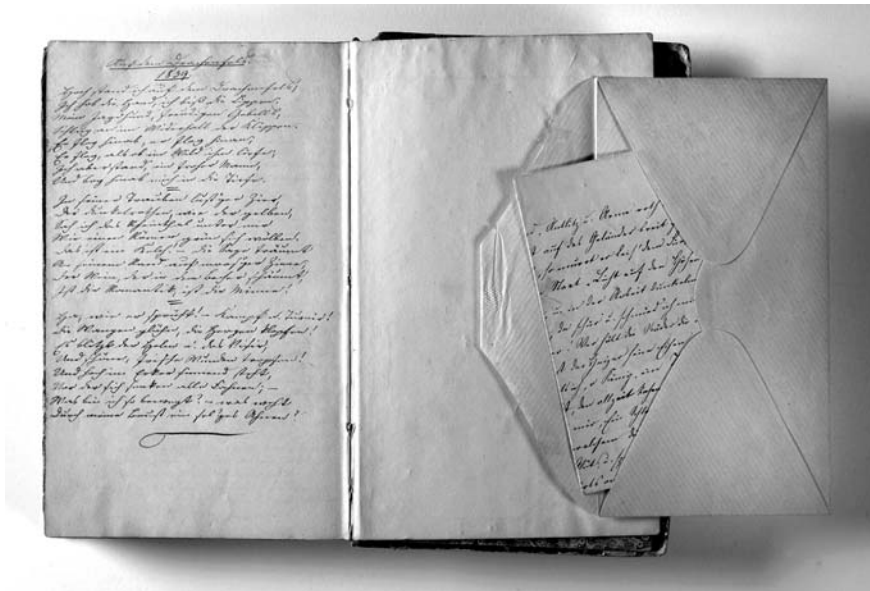
wane ein, während Goethe ihr Dichter, Rückert ihr Prediger, Purgstall ihr Forscher ist.³

Der Orientaler – das bestätigt den Eindruck des *Löwenritts*, bei aller Anerkennung der Virtuosität, mit der das Geschehen dort in Szene gesetzt ist. In die gleiche Kerbe schlug der Kritiker Julian Schmidt, wenn er – das lobend, was zu loben ist – noch schneidender formulierte: „Die Sprache hat für Freiligrath keine Schwierigkeiten, er kann alles sagen, was er will und wie er es will, aber – er hat nichts zu sagen.“⁴

Die erwähnten Titel sind allesamt in der Erstausgabe von Freiligraths *Gedichten* (1838) enthalten. Im Cotta-Archiv sind mehrere Exemplare davon vorhanden; eines darunter sticht hervor, weil es neben der gedruckten Widmung an Chamisso und Schwab, den literarischen Mentoren Freiligraths, eine handschriftliche Widmung des Verfassers an seinen Freund Heinrich Koester enthält. Für diesen hatte das Buch demgemäß einen besonderen Wert, so dass er es nicht durch eine der späteren Auflagen ersetzte, die dann alle neu hinzugekommenen Gedichte enthalten hätte, vielmehr schrieb er sich diese aus Zeitschriftendruckten oder aus nachfolgenden Ausgaben säuberlich ab und ließ sie in sein Widmungsexemplar einbinden. Diese handschriftlichen Zusätze reichen bis ins Jahr 1849, ganz hinten befindet sich jedoch in einem eingeklebten Briefumschlag eine weitere Gedichtabschrift, die, wie schon die äußerliche Abtrennung vermuten lässt, keiner Neuauflage der Cotta'schen *Gedichte* entstammt, sondern einer anderen, radikaleren Publikation, dem 1846 im schweizerischen Exilverlag in Herisau erschienenen Bändchen *Ça ira*, dessen Titel an den Refrain des prominenten Kampfliedes der Französischen Revolution angelehnt ist. In den 1840er-Jahren, im Vormärz, hatte Freiligrath nämlich eine Wende zum Politischen vollzogen, die der gediegen-konservative Cotta-Verlag nicht mitmachte. Auch wenn einzelne dieser revolutionären Poeme sogar ihren Weg ins *Morgenblatt* fanden, im Buchverlag konnten nur unpolitische Gedichte des erfolgreichen Autors erscheinen – so noch 1849 *Zwischen den Garben* –, mit seiner Agitationspoesie musste Freiligrath anderswohin ausweichen, gar bis ins Ausland. Lediglich als Contrebande, als intellektuelle Schmuggelware konnten sie in den streng abgeschiedenen Bereich des unpolitischen Erfolgsdichters gelangen – wie in dem kuriosen

3 Zitiert nach Thorsten Unger: Funktionen von Übersetzungen in der exotischen und politischen Lyrik Ferdinand Freiligraths, in: Helga Eßmann/Udo Schöning (Hrsg.): *Weltliteratur in deutschen Versanthologien des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1996, S. 537–586, hier S. 557.

4 Zitiert nach ebd., S. 558.



Widmungsexemplar von Freiligraths Gedichten mit handschriftlichen Nachträgen und Abschrift des Gedichts „Von unten auf“.

Beispiel dieses Exemplars mit der handschriftlichen Fassung des Gedichts *Von unten auf*.

Hier lernt man einen anderen Freiligrath kennen. Konzentriert auf das eingängige Bild des Schiffes mit königlicher Pracht oberhalb des Decks und versklavter proletarischer Kraft darunter, einer Kraft, die die ganze heitere Herrlichkeit erst ermöglicht, die sie aber auch zerstörerisch hinwegzufegen vermag, stellt das Gedicht eine Ansicht des Staates vor Augen, der jeden Moment von der Revolution erfasst werden kann, in dessen Untergrund es brodelte wie im Heizkessel, wie in einem eben ausbrechenden Vulkan. Die mythologischen Anleihen (Titan, Christophorus, Heiliger Geist) beglaubigen die Konstellation, das fröhliche Gepränge auf dem Rhein erscheint zunehmend als bloße Scheinwelt, als Theaterflitter, ähnlich der eben neu aufgebauten pseudomittelalterlichen Burg Stolzenfels (eine Art Schloss Lichtenstein am Rhein), der die sarkastische Schlusspointe von den künftigen Ruinen gilt. Hier erweist sich Freiligraths Fähigkeit der suggestiven Stimmungsmalerei erneut, nun nicht mehr auf exotischem, vielmehr auf politischem Feld: das Gedicht vermittelt eindrucksvoll die Vorstellung einer überlebten, morschen Gesellschaftsordnung, die von der mit dem technischen Fortschritt einhergehenden proletarischen Revolution auf einen

Schlag zertrümmert, hinweggefegt werden wird. Die Effekte, die Freiligrath in seinen Gedichten immer schon pointiert einzusetzen wusste, ordnen sich hier einem klaren Ziel unter: der Botschaft ans Volk: „Wir sind die Kraft“,⁵ sowie der daraus geradezu zwingend hervorgehenden Ankündigung der Revolution. Der Titel des Gedichtbandes, in dem *Von unten auf* enthalten ist, war, wie gesagt, die Parole der französischen Sansculotten; der „halbernack[t]e“⁶ Proletarier-Maschinist ist die Entsprechung dazu, das ins Titanische gesteigerte Inbild der Revolution.

Inzwischen hatte die Hinwendung zum Politischen Freiligraths Leben entscheidend verändert. 1844, in dem Jahr, in dem sein radikales *Glaubensbekenntnis* erschien, verzichtete er auf seine preußische Dichterpension und ging ins Ausland, zunächst nach Belgien, dann in die Schweiz, schließlich nach England. Erst 1848 kehrte er nach Deutschland zurück – dies war dann auch die Phase seiner Mitarbeit an der von Karl Marx redigierten *Rheinischen Zeitung* –, um sich nach der Revolution wieder nach London zu retten. Dort verstummte der Dichter Freiligrath allmählich; er wurde Bankangestellter – ein eigenartiges Los, sowohl für einen Revolutionär wie für einen Poeten –, blieb jedoch weiterhin als Übersetzer tätig, wie er überhaupt eine bedeutende Rolle im Kulturtransfer nach Deutschland spielte; fast die Hälfte schon seines ersten Gedichtbandes waren Übertragungen, meist aus dem Englischen. 1867 brach die Schweizer Bank zusammen, bei der Freiligrath beschäftigt war, was in Deutschland zu einer Spendensammlung für den Dichter und zu seiner Rückkehr in die Heimat führte; damals rettete man statt der Banken offenbar lieber die Bankangestellten.

In diesen seinen letzten Jahren, die er in Cannstatt verbrachte, wurde Freiligrath anlässlich des deutsch-französischen Krieges von einer nationalen Begeisterungswelle erfasst. Es entstanden franzosenfresserische Gedichte wie *Hurrah, Germania!* oder *So wird es geschehen!*, die in eigenartiger Mischung in einem posthumen Gedichtband unter anderem auch mit den Revolutionspoesien der 1840er-Jahre zusammengefasst wurden, der 1877, nun wiederum bei Cotta, erschien. Der Tod machte vor dem Käufer alles gleich, den schillernden Exotismus wie den revolutionären Furor wie die nationale Emphase, Tendenzen, die Freiligrath geradezu als einen getreuen Spiegel des 19. Jahrhunderts erscheinen lassen. Abgesehen davon, dass die Kriegsbegeisterung 1870 oder auch 1914 doch recht viele dessen sonst unverdächtige Zeitgenossen erfasst hat, finden sich in manchen dieser spä-

5 Ferdinand Freiligrath: *Von unten auf*, in: *Freiligraths Werke. Zweiter Theil*, hrsg. von Julius Schwering, Berlin o. J., S. 96.

6 Ebd.

ten Gedichte doch auch differenzierte Zwischentöne. *Die Trompete von Gravelotte*, das wohl berühmteste unter ihnen, feiert ein Husarenstück, einen tollkühnen, verlustreichen Kavallerieangriff – angeblich war die hier gemeinte Schlacht von Vionville die letzte der Kriegsgeschichte, die durch die Reiterei entschieden wurde –, allerdings liegt der Akzent des Gedichts doch weniger auf der heldischen Feier als auf der erschütternden Totenklage, ja die zerschossene Kriegstrompete wird geradezu zum Zeichen dieses grundsätzlichen Zwiespalts aller Kriegspoese. Ihr „klanglos Wimmern“, ihr „klagender“ „Schrei voll Schmerz“ eignet sich wohl schwerlich als Signal des Militarismus.⁷

Auch dieses Gedicht kann man über Karl May kennenlernen, denn es wird gleichfalls in *Die Liebe des Ulanen* zitiert – worin abermals eine gewisse Signifikanz liegt, treffen sich die beiden Autoren doch nicht nur auf dem Feld des Exotismus, sondern auch auf jenem des Patriotismus. May wie Freiligrath waren Kinder ihrer Zeit, allerdings gehen die Parallelen, wie schon angedeutet, über das übliche Maß hinaus. Will man also ein Fazit ziehen, das die widersprüchlichen Tendenzen von Freiligraths Werk berücksichtigt, die effektvolle, um ästhetische Normen zuweilen allzu unbekümmerte Schreibweise, die abenteuerlichen Sujets, die Verknüpfung von exotischen Schauplätzen mit emphatischem Engagement für Entrechtete, schließlich die Kanonisierung zum populären Klassiker des bürgerlichen Bücherschranks, so kann man konstatieren: Dies alles sind Dinge, die von Karl Marx eher wegführen, das Pendel in die Richtung des anderen Pols ausschlagen lassen, so dass sich als Folgerung schließlich ergibt: Auch wenn er in Stuttgart, im elitären Cotta'schen Olymp der Lyriker residierte, der fernträumende Freiligrath war schlicht der Karl May unter den Dichtern.

7 Ferdinand Freiligrath: *Die Trompete von Gravelotte*, in: ebd., Dritter Theil, S. 53.

Wie Friedrich Theodor Vischers Antrittsrede in Tübingen beinahe zu seinem Rauswurf führte

Er habe am 17. Februar 1845, so soll es Friedrich Theodor Vischer noch am selben Tag vor seinen Studenten verkündet haben, „einen kleinen Vischer und einen großen Wischer“¹ bekommen. An seinen Freund David Friedrich Strauß schrieb er am Abend:

Heut morgen 3/4 auf 12 Uhr einen Fetzenkerl von Buben. [...] Um ein Uhr die Nachricht, daß ich auf 2 Jahre suspendiert bin, d. h. also nicht lesen darf, aber die Besoldung fortbeziehen.²

Dem „kleinen Vischer“, der den Namen Kuno trug, war leider kein langes Bleiben auf dieser Welt vergönnt; er starb nach wenigen Wochen. Der „große Wischer“ – die zweijährige Suspendierung – hatte für Vischers weitere Karriere bedeutende Folgen, obwohl er zunächst der Schlusspunkt einer mit schwerem Geschütz geführten Auseinandersetzung zwischen den Vertretern der Kirche sowie den Vertretern der konservativen Parteien in Württemberg auf der einen Seite und Vischers liberalen und fortschrittlichen Gesinnungsgenossen auf der anderen hätte sein sollen. Ausgangspunkt dieser Debatte war Vischers akademische Antrittsrede, mit der er am 21. November 1844 seine ordentliche Professur für Ästhetik und deutsche Literatur an der Universität Tübingen angetreten hatte.³

1 Vgl. Kommentar von Adolf Rapp, in: Friedrich Theodor Vischer und David Friedrich Strauß: Briefwechsel zwischen Strauß und Vischer, Bd. 1, hrsg. von Adolf Rapp, Stuttgart 1952, S. 159.

2 Vischer an Strauß, 17.2.1845, in: Briefwechsel (wie Anm. 1), S. 159.

3 Vgl. die Darstellungen bei Wilhelm Lang: Von und aus Schwaben. Geschichte, Biographie, Litteratur, Heft 6, Stuttgart 1890, S. 159–168; Emil Rohrer: Der Streit um Friedrich Theodor Vischer in den 1840er-Jahren, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte N. F. 38 (1934), S. 306–324; Fritz Schlawe: Friedrich Theodor Vischer, Stuttgart 1959, S. 180–193; Klaus Schreiner: Disziplinierte Wissenschaft. Gedankliche Begründung und geschichtliche Praxis freien Forschens, Lehrens und Lernens an der Universität Tübingen (1477–1945), Tübingen 1981, S. 74–80; zum philosophischen Gehalt: Werner Busch: Die Antrittsvorlesung Friedrich Theodor Vischers bei Übernahme des Lehrstuhls für Ästhetik und Kunstwissenschaften an der Universität Tübingen 1844, in: Kritische Berichte 9 (1981), S. 35–50.

Vischers eineinhalbstündiger Vortrag *Über das Verhältnis der Ästhetik zu den übrigen Fakultäts-Wissenschaften* in der Aula der Universität,⁴ den er nach einem Konzept frei gehalten hatte, begann mit einem kleinen Paukenschlag, indem er die von Kant sogenannten „anhängenden Künste“,⁵ zu denen Vischer Reiten, Fechten, Ballspielen, Turnen, Tanzen, Schwimmen und Exerzieren zählt, vor allen andern in ein Verhältnis zur Ästhetik setzte. In der Einrichtung des Tübinger Lehrstuhls für Ästhetik – übrigens eigens für ihn – sah er ein Zeichen, dass das Ende der „scholastischen Bildungsweise“⁶ gekommen sei. Die einseitige Ausrichtung auf die Fachwissenschaften habe die umfassende Bildung des Menschen zu lange verhindert und das Schöne zu lange geringgeschätzt. So wies er im Hauptteil seiner Rede der Philosophie und mit ihr der Ästhetik (dem Schönen) den höchsten Rang unter den Universitätswissenschaften zu. Musste dies vor allem die Theologen gegen ihn aufbringen, so waren Vischers weitere Ausführungen geeignet, es sich mit allen seinen Zuhörern zu verscherzen: Da nur die Metaphysik das Schöne als „ein Leib und eine Seele in untrennbar harmonischer Einheit“⁷ erklären könne, wobei das Einzelne jeweils auf ein Unendliches verweise, sei diese Metaphysik nichts anderes als Pantheismus, zu dem sich Vischer gleich „frei und offen“⁸ bekannte. Und er beließ es nicht bei diesem Bekenntnis, sondern ging gleich zum Angriff über: Der „Erklärung meiner Grundsätze“⁹ folgte eine Kampfansage, mit der er jede Vermittlung zwischen seiner Partei und der gegnerischen ausschloss, und seinen Opponenten „im Prinzip [...] einen Kampf ohne Rückhalt“, sowie „meine volle, ungetheilte Feindschaft, meinen offenen und herzlichen Haß“ versprach.¹⁰

Den Skandal, den diese Worte gemacht haben, hat Vischer offensichtlich nicht vorhergesehen. Auch wenn er beteuerte, dass der Hass, den er seinen Gegnern versprach, ein gesundes Gefühl unter Beibehaltung von „Achtung und Verträglichkeit“¹¹ sei und also die „persönlichen Verhältnisse“¹² nicht betreffe – seine Rede hatte eine Vorgeschichte, die das wenig glaubhaft er-

4 Vischer an Strauß, 23.11.1844, in: Briefwechsel (wie Anm. 1), S. 149.

5 Friedrich Theodor Vischer: Akademische Rede zum Antritte des Ordinariats am 21. Nov. 1844 zu Tübingen gehalten von Dr. Fr. Vischer, ordentl. Professor der Aesthetik und deutschen Literatur, Tübingen 1845, S. 2.

6 Ebd., S. 1.

7 Ebd., S. 25.

8 Ebd.

9 Vischer an Strauß, 23.11.1844, in: Briefwechsel (wie Anm. 1), S. 149.

10 Vischer, Akademische Rede (wie Anm. 5), S. 26.

11 Ebd., S. 27.

12 Ebd.

44

Und Anwesenheit / sind sehrwillig in der akademischen
Ordnung einst Herr Professor D. Vischer
Dienstag den 21. Novbr.
Vormittags 10. Uhr
im großen Saal der Universitäts-Schule in Göttingen über
"das Wesen des Rechts zu der übrigen Säkular-Universität"
halten, zu welcher akademischen Feierlichkeit alle Herren, Damen
und Mitglieder der Universität hienit eingeladen worden.
Tübingen den 19ten Novbr. 1841.
R. Kallor Rector
der Universität.
Königsberg.

Einladung des Rektorats an „Gönner, Freunde und Mitglieder“ der Tübinger Universität zu Vischers Antrittsrede.

scheinen lässt und die Heftigkeit auf beiden Seiten erklärt. Wie der gleichaltrige David Friedrich Strauß hatte Vischer schon während seines Studiums am Tübinger Evangelischen Stift Glaubenszweifel. Er ließ sich vom anschließenden Vikariat entheben und habilitierte sich zum Privatdozenten. Strauß hatte 1835/36 *Das Leben Jesu* veröffentlicht, eine Deutung des Neuen Testaments nicht mehr als Offenbarung, sondern allein als Mythos, die eine heftige Kontroverse entfacht hatte, bei der Vischer sich mit dem Aufsatz *Dr. Strauß und die Wirtemberger*, der heftige Ausfälle vor allem gegen die „Krätze“¹³ des Pietismus enthielt, auf der Seite seines Freundes positioniert hatte. Beide waren regelmäßige Mitarbeiter der junghegelianischen *Halleschen Jahrbücher*, die ebenfalls von Religionskritik und Atheismus geprägt waren. Zu deren Beiträgern gehörte auch der Philosoph Ludwig Feuerbach, dessen *Das Wesen des Christentums* 1841 eben erst erschienen war. In diesen und anderen Beiträgen fand eine Entwicklung ihren vorläufigen Höhepunkt, deren wichtige Wegmarken etwa Spinozas Pantheismuskonzeption oder der Materialismus vor allem der französischen Aufklärung waren. Nicht nur die Kirche sah sich dabei in ihrer Grundlage angegriffen, sondern auch der Staat, der die Religion als sein Fundament ansah.

Vischer beteiligte sich an diesem Kampf mit Leidenschaft:

Meine Bildung, mein Fortschritt ist mir wurst; ich tue manches dafür, aber ohne Freude; eigentliches Interesse bewahre ich nur für die Hauptfragen unseres geistigen Kampfes, herzlichen Haß der Gegner, und Gefühl, daß ich für meinen Glauben sterben könnte. Dies ist meine einzige Idealität, mein Übriges ist Hast, Unruhe, Unzufriedenheit und Qual.¹⁴

In dieser Hinsicht sagte seine Antrittsrede nichts Neues. Schon sein Aufsatz über Friedrich Overbecks Gemälde *Der Triumph der Religion in den Künsten* aus dem Jahr 1841 enthielt ein Bekenntnis zum Pantheismus: „Unser Gott ist ein immanenter Gott; seine Wohnung ist überall und nirgends; sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengeist. Diesen Gott zu verherrlichen ist die höchste Aufgabe der neuen Kunst.“¹⁵ Nicht der Pantheismus an sich machte seine Antrittsrede zum Skandal, sondern der Ort, an dem er ihn verkündete und die Aggression, mit der er ihn vertrat.

13 Vgl. Friedrich Theodor Vischer: *Dr. Strauß und die Wirtemberger*, in: *Kritische Gänge*, Bd. 1, Tübingen 1844, S. 3–130, hier S. 51.

14 Vischer an Christian Märklin, 10.12.1843, in: *Briefwechsel* (wie Anm. 1), S. 306 f.

15 Friedrich Theodor Vischer: *Der Triumph der Religion in den Künsten*, von Friedrich Overbeck, in: *Kritische Gänge* (wie Anm. 13), S. 163–206, hier S. 192.

So folgte auf Vischers Antrittsrede ein „Sturm von Zeitungsartikeln, Petitionen, Broschüren“,¹⁶ der in den „größte[n] Kampf zwischen Kirche und freier Wissenschaft, den Schwaben je gesehen hat“¹⁷ mündete – und die württembergische Öffentlichkeit den ganzen Winter 1844/45 und noch weit darüber hinaus beschäftigte. Der Auslöser dafür war zunächst nicht die Rede selbst, sondern ein anonymes Artikel am 18. Dezember in der *Allgemeinen Zeitung*. Sein Verfasser war der Verleger Samuel Liesching, der, von einem der Anwesenden informiert und ohne übrigens Vischers Namen zu nennen, behauptete, dieser habe das „heilig Bestehende, Religion und Kirche“ verhöhnt, „mit dünnen Worten eine Vorsehung“ geleugnet, „in frivoler Ostentation dem Pantheismus“ geopfert, „dem Princip der Gegner vollen glühenden Haß“ angesagt und verkündet, dass es „für ihn [...] keine Religion mehr“ gebe.¹⁸

Dies alle beruhte auf Kenntnis vom Hörensagen, und Vischer setzt sich in einer kurzen *Erklärung* gegen „blöde Fabeln über Verkehrtheiten, die ich gesagt haben soll“,¹⁹ zur Wehr, aber zu spät: Liesching hatte mit seiner wütenden Mischung aus Halbwahrheiten, Verzerrungen, Unterstellungen und Lügen den Ton der Debatte bereits gesetzt. Ab jetzt erschienen in schneller Folge weitere Zeitungsartikel im *Schwäbischen Merkur*, der wichtigsten Tageszeitung Württembergs, im *Beobachter*, dem Sprachrohr der Demokraten, in den ebenfalls hegelianisch geprägten *Jahrbüchern der Gegenwart*, die ihren Verlagsort in Tübingen hatten, im frommen *Christenboten* und immer wieder in der deutschlandweit gelesenen *Allgemeinen Zeitung*, dazu Broschüren und Pamphlete pro und contra Vischer, die wiederum Gegenreden provozierten, die sich nicht selten weit von Vischers Anliegen entfernten. An den vier Adventssonntagen predigten sogar die vier Pfarrer der Stuttgarter Kirchen – darunter Gustav Schwab –, ohne die Rede dem Wortlaut nach zu kennen, gegen Vischer,²⁰ der immer wieder seine Freunde mobilisieren musste, ihm beizustehen.²¹ Albert Schwegler, Professor der Philosophie und Philologie in Tübingen in den von ihm herausgegebenen *Jahrbüchern der Ge-*

16 Friedrich Theodor Vischer: Mein Lebensgang, in: Altes und Neues, Heft 3, Stuttgart 1882, S. 250–390, hier S. 316.

17 Schlawe, Friedrich Theodor Vischer (wie Anm. 3), S. 185.

18 Samuel Liesching: o. T., in: Allgemeine Zeitung, Nr. 353, 18.12.1844, S. 2820 f.

19 Friedrich Theodor Vischer: Die Denunziation und die Wahrheit, in: Der Beobachter, 25.12.1844, S. 1067; ders.: Erklärung, in: Allgemeine Zeitung, 29.12.1844, S. 2912.

20 Vgl. Christian Dettinger/Wilhelm Hofacker/Albert Knapp/Gustav Schwab: Vier Predigten, gehalten zu Stuttgart im Dezember 1844, Stuttgart 1845.

21 Vgl. Vischer an Strauß, 12.1.1845, in: Briefwechsel (wie Anm. 1), S. 152 f.

genwart,²² Eduard Zeller, der selbst zweimal bei einer Besetzung einer Tübinger Professur übergangen worden war,²³ in der *Allgemeinen Zeitung*,²⁴ David Friedrich Strauß und Ernst Rapp, beide im *Beobachter*,²⁵ folgten seiner Bitte. Auch Vischer selbst wehrte sich mehrmals öffentlich gegen die gegen ihn erhobenen Vorwürfe.²⁶

Mit welcher verleumderischer und gehässiger Wucht die kirchliche Seite gegen Vischer verfuhr, sollen zwei Beispiele zeigen: In der anonymen Flugschrift *Die Angelegenheit des Professors Vischer. Votum eines Laien* wird kolportiert, Vischer habe sich spasshaft als Märtyrer mit Christus gleichgesetzt und gesagt: „Sokrates habe müssen den Giftbecher trinken, Christus sein Leben am Kreuze lassen, Huß in den Flammen enden, bei Luther habe es schon ‚gebrändelt‘, – indessen wolle er ‚solchen flotten Kerls‘ sich nicht gleich stellen.“²⁷ In den *Einundzwanzig Sätzen wider die neuen Gottesläugner* von Christof Hoffmann wird Vischer zwar nicht genannt, aber das *Vorwort an die glaubige Christenheit* darin macht deutlich, wer gemeint ist. Auch Hoffmann verdammt Vischer in die Hölle. Sein erster „Satz“ lautet: „Wer da sagt, er bekenne sich zum Pantheismus, der ist ein Gotteslästerer und Götzendiener.“ Der dritte nimmt den Wortlaut von Vischers Rede auf und verdreht ihn gleichzeitig: „Wer da sagt, er hasse den alten Glauben des Christentums mit feurigem, glühendem Haß, der bekennt sich selbst als einen Diener des Teufels.“²⁸

22 Albert Schwegler: Die Vischer'sche Angelegenheit, in: *Jahrbücher der Gegenwart*, 1845, Januar, S. 69–104.

23 Vgl. Schreiner, *Disziplinierte Wissenschaftsfreiheit* (wie Anm. 2), S. 66–71.

24 Vgl. [Eduard Zeller:] o. T., in: *Allgemeine Zeitung*, Nr. 365, 30.12.1844, S. 2917 f.; vgl. ders.: *Die freie Wissenschaft und ihre neuesten Ankläger. Mit Beziehung auf die Vischer'sche Sache*, in: *Jahrbücher der Gegenwart*, 1845, Februar, S. 184–200.

25 Vgl. [David Friedrich Strauß:] *Zur Verständigung in der Angelegenheit des Professors Vischer*, in: *Der Beobachter*, Nr. 15, 17.1.1845, S. 57–59; [Ernst Rapp:] *Professor Vischer. Eine öffentliche Vertheidigung gegen seine Ankläger*; [ders.]: *Von einem seiner Freunde*, in: ebd., Nr. 26, 28.1.1845, S. 101–106.

26 Vgl. Anm. 19; außerdem: [Friedrich Theodor Vischer:] *Professor Vischer und seine Ankläger nach dem Erscheinen seiner Rede*, in: *Der Beobachter*, 27.1.1845, S. 97–99; Friedrich Theodor Vischer: *Aufforderung an die Herausgeber der „vier Predigten, gehalten zu Stuttgart im Dezember 1844. Mit einem Vorwort.“*, in: *Der Beobachter*, Nr. 41, 12.2.1845, S. 163–165.

27 [Anonym:] *Die Angelegenheit des Professors Vischer. Votum eines Laien*, Stuttgart 1845, S. 7.

28 [Christof] Hoffmann: *Einundzwanzig Sätze wider die neuen Gottesläugner*. 2. Aufl., Ludwigsburg [o. J.], S. 5.



Friedrich Theodor Vischer, 1845, Stich von Bonaventura Weiß (1812–1875). Unter dem Bild steht Vischers berühmt-berüchtigter Satz (vgl. S. 108), der auch den gedanklichen Kern seiner akademischen Antrittsrede bildet: „Unser Gott ist ein immanenter Gott, seine Wohnung ist überall und nirgends; sein Leib ist nur die ganze Welt, seine wahre Gegenwart der Menschengestalt. Diesen Gott zu verherrlichen ist die wahre Aufgabe der neuen Kunst.“

Um den zahlreichen Anfeindungen und Lügen zu begegnen, entschloss sich Vischer, seine Rede so getreu wie möglich zu rekonstruieren und mit einem Vorwort drucken zu lassen. Darin rechtfertigt er sein Handeln, bekräftigt seinen Standpunkt und sein Bekenntnis zum Pantheismus, attackiert seine Gegner und ihre Verlogenheit erneut. Er motiviert sein Vorgehen erstens autobiographisch: Mit seiner Rede habe er sich von der „Last eines alten, tiefen Schmerzes“²⁹ (seiner Abkehr vom Pfarrberuf) befreit. Zweitens sieht er sich als Streiter in einem „welthistorischen Kampf“, denn „der Kampf zwischen Kirche und Wissenschaft ist ein Zeichen unserer Zeit“.³⁰ Er verbittet sich dabei aber den verschiedentlich geäußerten Vorwurf, er selbst habe keine Religion – er behandle die Dinge ebenso „im Geiste der Unendlichkeit“, jedoch ohne dabei „das Unendliche in den positiven Formen der kirchlichen Vorstellungsweise“ aufzufassen.³¹ Drittens sieht er sein Vorgehen durch seine eigene Anständigkeit gedeckt. So entschuldigt er zum Beispiel seinen Hass damit, dass „Entschiedenheit der Gesinnung“ eben „den Haß gegen das entgegengesetzte Prinzip“ in sich einschließe.³² Für ihn ist er ein Zeichen von Aufrichtigkeit, das mit „Achtung und Verträglichkeit“³³ im persönlichen Umgang nicht im Widerspruch stehe. Dass er sich vor allem von den lügnerischen Angriffen gegen seine Gesinnung getroffen fühlte, wird an verschiedenen Stellen deutlich. So sieht er in der Erklärung, die unmittelbar auf den verleumderischen Artikel Lieschings reagiert, den Hauptzweck seiner Rede in dem offenen Bekenntnis seiner eigenen Ehrlichkeit: „daß Freund und Feind wissen sollen, wie sie mit mir daran sind, und daß ich niemals intriguiere werde“.³⁴

Liesching hatte auch das Ministerium gezwungen, Stellung zur „Causa Vischer“ zu beziehen, indem er in einer Eingabe an König Wilhelm I. einschlägige (d. h. vermeintlich gotteslästerliche) Stellen aus Vischers Aufsatz *Dr. Strauß und die Wirtemberger* zusammengestellt hatte.³⁵ Viele Vertraute des Königs forderten Vischers Absetzung. Der Innen- und Kultminister Johannes von Schlayer, der Vischers Ernennung durchgesetzt hatte, schätzte ihn als „äußerst talentvollen, als Lehrer ausgezeichneten und in seinen Studien sehr eifrigen Mann“.³⁶ Er war jedoch zu einem Kompromiss gezwun-

29 Vischer, Akademische Rede (wie Anm. 5), S. IX.

30 Ebd., S. X.

31 Ebd., S. XV.

32 Ebd., S. VII f.

33 Ebd., S. XXII.

34 Vischer, Die Denunziation und die Wahrheit (wie Anm. 19).

35 Vgl. Rohrer, Der Streit um Friedrich Theodor Vischer (wie Anm. 2), S. 311.

36 Zitiert nach: ebd., S. 308.

gen und schlug dem König schließlich vor, Vischer als eine „dienstpolizeiliche Maßregel“³⁷ für zwei Jahre mit vollen Bezügen vom Dienst zu suspendieren, was der König am 13. Februar 1845 genehmigte.

Im Senat der Universität Tübingen, der sich diesem Beschluss fügen musste, waren die Positionen ähnlich. Zwar war ein Großteil der Professoren fortschrittlich gesinnt, der Kanzler Karl Eberhard Wächter sah in Vischer jedoch eine Bedrohung der Religion sowie des darauf gegründeten Staates und plädierte – wie auch andere – für seinen Ausschluss.³⁸ Der Rektor August Ludwig Reyscher vermittelte zwischen den Parteien. Vischer akzeptierte die Entscheidung schweren Herzens. Später reute es ihn, nicht „dem Gebote der Ehre“ nach gehandelt, sondern einem „Gewissensdruck“ nachgegeben zu haben.³⁹ Er hätte ganz ablehnen sollen, wollte aber der Gegenpartei den Sieg nicht lassen und hatte zudem gerade eine Familie gegründet, die es zu versorgen galt.⁴⁰ Als Zäsur fasste er die Suspendierung dennoch auf:

Von da an erst ist mir der ganze Haß gegen Pietismus, Kirchen- und Pfaffentum in die Seele eingebrannt; wer nicht an sich selbst erfahren hat, wie ihr Stich tut, mag leicht von Duldung sprechen und sich verhüllen, daß wahre Toleranz die Intoleranz gegen die Intoleranz in sich schließt.⁴¹

In dem „kleinen Vischer“, seinem Sohn, erhoffte er sich „einen Buben, der allen Pfaffen ins Gesicht schießt“.⁴² Immerhin ermöglichten ihm die zwei freien Jahre das Verfassen der sechs Bände seines philosophischen Hauptwerks, *Asthetik oder Wissenschaft des Schönen*, sowie zahlreicher Aufsätze, unter denen einige, etwa *Das akademische Leben und die Gymnastik*,⁴³ noch einmal an die Inauguralrede anknüpfen.

Der Kampf gegen Vischer, Strauß, die Neuhegelsche Schule und die vermeintlichen Gotteslästerer, der hauptsächlich von außerhalb der Universität stehenden Pfarrern und frommen Laien betrieben wurde, ging auch während Vischers Suspendierung weiter und noch weit darüber hinaus. In eini-

37 Vgl. ebd., S. 317.

38 Vgl. ebd., S. 316; Vgl. dazu auch die Senatsprotokolle in Walter Jens: Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. München 1977, S. 392–396.

39 Vischer, *Mein Lebensgang* (wie Anm. 16), S. 487.

40 Vgl. ebd.

41 Ebd., S. 486 f.

42 Vischer an Strauß, 22.1.1845, in: Briefwechsel (wie Anm. 1), S. 155.

43 Friedrich Theodor Vischer: *Das akademische Leben und die Gymnastik*, in: *Jahrbücher der Gegenwart*, 1845, Juli, S. 648–664.

gen Gegenden Württembergs scheint er noch bis ins 21. Jahrhundert fortzudauern. In der Geschichte des Liberalismus stellt Vischers Rede eine wichtige Station zwischen den Auseinandersetzungen um Strauß' *Leben Jesu* in der Mitte der 1830er-Jahre und der Revolution von 1848 dar. Auch wenn die Gegenseite die Debatte dominierte und sich am Ende als Sieger fühlen konnte: Viele seiner Kollegen und noch mehr die Studenten waren auf Vischers Seite, rund 300 von ihnen (ein Drittel aller Tübingen Studenten!) führten kurz nach seiner Rede einen Fackelzug vor sein Haus. Dass Vischer die Agitation gegen seine Person in manchen Kreisen nicht geschadet hat, macht auch der Umstand deutlich, dass er drei Jahre später mit Leichtigkeit als Abgeordneter des Wahlkreises Reutlingen in das Paulskirchenparlament gewählt worden ist. Zunehmend frustriert ging er dennoch 1855 nach Zürich. Niemand in Tübingen versuchte ihn zu halten.⁴⁴

44 Vgl. Schlawe, Vischer (wie Anm. 2), S. 249–252.

Der Besuch der Turner bei Justinus Kerner in Weinsberg

Im hohen Alter erinnerte sich der einstige Kommunist Adolf Cluss, der nach seiner Flucht aus Deutschland zum wichtigsten Architekten Washingtons aufgestiegen war,¹ wie er im Vorfeld der Revolution von 1848 gemeinsam mit den Teilnehmern des Heilbronner Turnfestes von der Neckarstadt aus ins benachbarte Weinsberg gewandert war, um dem Dichter Justinus Kerner zu huldigen: „Aus zweitausend jungen Turner-Kehlen wurde ihm sein *Wohlauf noch getrunken* mit Begeisterung vorgetragen. Der alte Mann wurde völlig überwältigt von Rührung.“² Kerner, so berichtet das *Fest-Album zur Erinnerung an das Turnfest zu Heilbronn*, habe die Turner dann auf die Ruine Weibertreu begleitet, die er selbst vor dem Verfall gerettet hatte, und dort „Steinchen aus dem Gemäuer der Burg“³ verteilt. Auf dem Rückweg machten die Turner noch einmal am Kernerhaus Halt und erfuhren, dass Nikolaus Lenau in dessen Garten, im sogenannten Geisterturm, „den größten Theil seines *Faust*“⁴ gedichtet hatte. Kerner sei daraufhin, wie sein Sohn Theobald überliefert, mit einem Porträt Lenaus auf die Veranda des Hauses getreten und die Anwesenden hätten ihm zugejubelt.⁵ Der Schriftsteller rezitierte

1 Vgl. Sabina Dugan: Adolf Cluss in Washington – Marxist und Turner, in: Lothar Wieser/Peter Wanner (Hrsg.): *Adolf Cluss und die Turnbewegung. Vom Heilbronner Turnfest 1846 ins amerikanische Exil*, Heilbronn 2007, S. 73–78.

2 Adolf Cluss an seine Nichte Sophie de Millas, 14.9.1904, in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 169.

3 *Fest-Album zur Erinnerung an das Turnfest zu Heilbronn*, den 1. bis 4. August 1846 [Reprint in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 111–151], S. 26. Mit ihren beiden Besuchen am 2. und 4. August hatten die Turner die weithin sichtbare Weinsberger Burg Weibertreu zu einem Symbol ihres Festes gemacht. Die neun Seiten des Anhangs zum *Fest-Album* sind den Besuchen in Weinsberg gewidmet.

4 Ebd., S. 30.

5 Vgl. Theobald Kerner: *Das Kernerhaus und seine Gäste. Weinsberg 2005*, hier S. 181 ff. Das Treffen wird von Cluss und Theobald Kerner mit kleinen Unterschieden erinnert, in seiner genauen Abfolge aber im *Fest-Album* des Turnfestes überliefert.

Lenaus letztes Gedicht, das dieser ihm selbst diktiert hatte: *'s ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte*, und „Mann um Mann zogen“ die Turner, „die Hüte abgenommen“, am Porträt vorüber, „ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen“.⁶

Das Kernerhaus war stets ein gastlicher Ort, einer der gastlichsten in der Literaturgeschichte. Hier wurden der Dichter Ludwig Tieck, der Philosoph Friedrich Schelling und der Theologe Friedrich Schleiermacher freundlich aufgenommen; hier durfte Lenau „wochenlang“⁷ wohnen; hier waren die schwäbischen Freunde Kerners oft zu Gast: Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Friedrich Theodor Vischer und David Friedrich Strauß. Wie Kerners Studentenzimmer in Tübingen einst die Keimzelle des schwäbischen Dichterkreises war, so wurde später das Haus in Weinsberg, das sich der Arzt und Dichter selbst gebaut hatte, dessen Zentrum. Kerner, seit 1819 Oberamtsarzt in Weinsberg, beherbergte auch etliche seiner Patienten, darunter Friederike Hauffe, die er 1829 als *Seherin von Prevorst* in einem vielgelesenen Buch verewigte und die selbst wiederum etliche neugierige Besucher anzog. Zudem kamen Mitglieder des württembergischen und des bayerischen Königshauses, Russen, Engländer und nach dem gescheiterten Aufstand von 1830 gegen den russischen Zaren auch Polen: „[D]ie Wände des kleinen Kernerhauses schienen sich gutherzig von selbst zu dehnen, um die flüchtigen Ankömmlinge zu fassen.“⁸ Justinus Kerner nahm alle Gäste herzlich auf – und nun auch die Turner.

Diese wiederum führten eine Tradition fort, die sich am Kernerhaus angelagert hatte: Des Öfteren sangen hier vorbeiwandernde Chöre Kerners populäre Texte, was der Dichter allerdings mit einigem Missbehagen kommentierte: Durch das „schulmeisterliche Eindrillen“ „gehe der echte Volksgesang verloren“.⁹ Den Turnern konnte er das schwerlich vorwerfen, denn seit den Anfängen der Turnbewegung drei Jahrzehnte zuvor gehörten Gesang und Gedicht gleichsam „naturwüchsig“ und ohne Drill zu deren wichtigsten vergemeinschaftenden Elementen.¹⁰ Kerners einfache Strophen passten aufs Beste in diese turnerische Singkultur.

Gleichwohl täuschen beide Traditionen, ebenso wie die überaus freundlichen Berichte von den Begegnungen zwischen Kerner und den Festteilneh-

6 Fest-Album (wie Anm. 3), S. 30.

7 Kerner, Kernerhaus (wie Anm. 5), S. 107.

8 Ebd., S. 233, zur besonderen Polenbegeisterung im Südwesten vgl. Michał Cieśla: Der schwäbische Dichterkreis und der polnische Novembraufstand 1830, in: Lenau-Almanach 1976/78, S. 29–39.

9 Kerner, Kernerhaus (wie Anm. 5), S. 91.

10 So finden sich auf den nur 32 Seiten des Heilbronner *Fest-Albums* sage und schreibe 679 Verse.

mern, über die Brisanz der Ereignisse hinweg. Zum einen hat es harmonische Treffen zwischen Vertretern der Literatur und der Bewegungskultur nicht gegeben, seit Winckelmann um 1750 die Leiblichkeit des Menschenbildes in der griechischen Leitkultur zum Thema gemacht und die Dichter damit gezwungen hatte, um der Autonomie der Literatur willen ihre Poetologien weitgehend gegen den bewegten Körper abzugrenzen.¹¹ Zum anderen war das Turnen erst vier Jahre vor dem Heilbronner Fest im Deutschen Bund wieder erlaubt worden, nachdem es infolge der sogenannten Karlsbader Beschlüsse mehr als zwanzig Jahre lang untersagt gewesen war. Die Turner standen, nur wenige Monate bevor die sozialen Spannungen in der Revolution von 1848 gipfelten, unter argwöhnischer Beobachtung der Obrigkeit – auch vor dem Kernerhaus.

Die Anspannung, die der Zusammenkunft vor dem Kernerhaus unter diesen Vorzeichen innewohnen musste, scheint sich in der Reaktion der Turner auf das Lenau-Porträt gelöst zu haben. Kerner hat dieses Porträt, das Lenau eigens für seinen Weinsberger Freund hatte anfertigen lassen, oft seinen Besuchern gezeigt.¹² Dass nun die Turner gerade Lenau „ihre Ehrfurcht“ bezeugten, wird kaum an den körperlichen Fähigkeiten dieses Mannes von „klein[er] und dürftig[er]“¹³ Gestalt gelegen haben. Es wird auch nicht in erster Linie seinen Dichtungen geschuldet gewesen sein, sondern gewiss „sein[em] traurige[n] Schicksal“,¹⁴ das die Turner kannten: Lenau war knapp zwei Jahre zuvor in die Heilanstalt Winnenthal nahe Schillers Geburtsstadt Marbach eingeliefert worden.

Vorausgegangen war eine lange vergebliche und desillusionierende Suche nach der Freiheit. Der ungarische Adlige hatte dem Habsburgerreich des verhassten Metternich den Rücken gekehrt und sein danach bei den schwäbischen Dichtern gefundenes Refugium bald zugunsten Amerikas aufgegeben – in der „Hoffnung, eine Welt hinter sich lassen zu können, in der die Freiheit mit Füßen getreten wurde“.¹⁵ Programmatisch heißt es in einem unmittelbar vor der Abreise verfassten Gedicht:

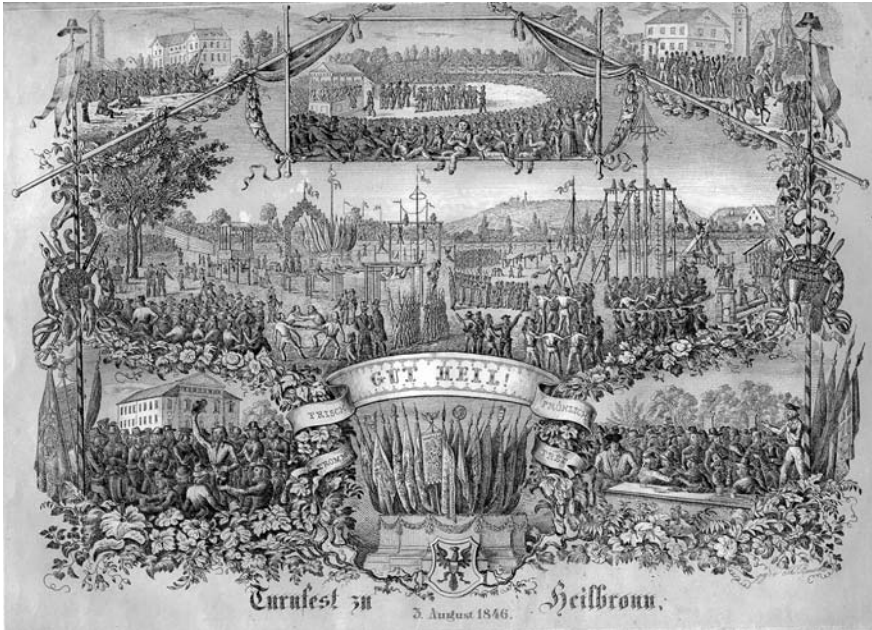
11 Vgl. Thomas Schmidt: Das Land der Griechen mit dem Körper suchend? Ein abgedunkeltes Kapitel der Winckelmann-Rezeption, in: Franziska Bomski/Hellmut Th. Seemann/Thorsten Valk (Hrsg.): Die Erfindung des Klassischen. Winckelmann-Lektüren in Weimar, Göttingen 2017, S. 195–212.

12 Vgl. Kerner, Kernerhaus (wie Anm. 5), S. 118.

13 Ebd., S. 105.

14 Fest-Album (wie Anm. 3), S. 30.

15 Gordon A. Craig: Die Politik der Unpolitischen. Deutsche Schriftsteller und die Macht, 1770–1871, München 1993, S. 161.



Die Lithografie aus dem Heilbronner Fest-Album zeigt neben den turnerischen Aktivitäten auch Feiern und Reden, oben rechts vor dem Weinsberger Kernerhaus.

Sey mir zum letztenmal begrüßt,
Mein Vaterland, das feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.¹⁶

Maßlos enttäuscht war Lenau jedoch bald aus Amerika wieder nach Württemberg zurückgekehrt, wo er heimatlos, ohne feste soziale und kulturelle Zugehörigkeit in seinen *Weltschmerz*-Gedichten das Lebensgefühl seiner Generation formulierte. In seiner „Poesie des Protests“¹⁷ sagte er dem Ancien Régime ein baldiges Ende voraus: „Wenn die Sklaven, kettenwund, / Doch den Gott in sich entdecken“ und „das Lamm ein Löwe heißt“.¹⁸ Trotz dieser deutlichen Kritik an den herrschenden Zuständen zählte Lenau nicht unter

16 Nikolaus Lenau: Abschied. Lied eines ausgewanderten Portugiesen, in: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 1, hrsg. von Herbert Zeman und Michael Ritter in Zusammenarbeit mit Wolfgang Neuber und Xavier Vicat, Wien 1995, S. 144.

17 Craig, *Politik der Unpolitischen* (wie Anm. 15), S. 168.

18 Nikolaus Lenau: An die Verstockten, in: *Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe*, Bd. 2, hrsg. von Antal Mádl, Wien 1995, S. 122 f.

jene engagierten Dichter der Zeit, die die Literatur vor allem für politische Ziele einsetzten, mithin „Schmuggelhandel der Freiheit: Wein verhüllt in Novellenstroh“¹⁹ betreiben wollten, wie der Jungdeutsche Karl Gutzkow es gegenüber Georg Büchner formulierte. Lenau sah das Politische vielmehr „als störende Ablenkung von den wirklichen Anliegen des Künstlers“²⁰ und erteilte in seinem Gedicht *Die Poesie und ihre Störer* (1838) jedweder politischen Instrumentalisierung der Dichtung eine Absage:

Wenn mir's beliebt, werd' ich hier Blumen pflücken;
Wenn mir's beliebt, werd' ich von Freiheit singen;
Doch nimmermehr lass' ich von euch mich dingen!²¹

Echte soziale und politische Perspektiven konnte Lenau nicht finden; vergeblich und eitel seien alle Bemühungen. Doch in seinem Freiheitswillen stand er den engagierten Vormärz dichtern um Heinrich Heine und Georg Herwegh in nichts nach. Es war neben Lenaus Klage über die bedrängenden Zeitumstände auch jener leidenschaftliche Wunsch nach Freiheit, der seine *Gedichte* (1832) und seine *Neue[n] Gedichte* (1838) so erfolgreich und ihn auch bei den Turnern so bekannt gemacht hatte, dass sie ihm am 4. August 1846 vor dem Kernerhaus „ihre Ehrfurcht“ bezeugten.

Das Treffen, das an diesem Tag endete, war „ein Zeugniß deutscher Kraft und Einigkeit“.²² Es sei „das erste *deutsche* (nicht schwäbische) Turnfest“²³ gewesen, schrieb der alte Cluss 1904. In der Tat gilt die Heilbronner Veranstaltung mit ihren 1200 Teilnehmern, 800 weniger als Cluss erinnerte, als „der erste überregionale Höhepunkt auf dem Weg zum nationalen Zusammenschluss der deutschen Turner“.²⁴

Warum so spät? Friedrich Ludwig Jahn hatte den ersten Turnplatz doch bereits 1811 in der Berliner Hasenheide eingerichtet. Und die von ihm und Ernst Eiselen verfasste *Deutsche Turnkunst*, die Gründungsurkunde der neuen

19 Karl Gutzkow an Georg Büchner, 17.3.1835, in: Georg Büchner: Sämtliche Werke Briefe und Dokumente in zwei Bänden. Bd. 2, hrsg. von Henri Poschmann unter Mitarbeit von Rosemarie Poschmann, Frankfurt/M. 1999, S. 398.

20 Craig, Politik der Unpolitischen (wie Anm. 15), S. 155.

21 Nikolaus Lenau: *Die Poesie und ihre Störer*, in: Werke und Briefe (wie Anm. 18), S. 183.

22 Fest-Album (wie Anm. 3), ohne Seitenzahl.

23 Cluss an seine Nichte (wie Anm. 2), S. 169.

24 Lothar Wieser: Einleitung, in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 11–14, hier S. 11. Zur überregionalen Bedeutung vgl. auch Hannes Neumann: Die deutsche Turnbewegung in der Revolution 1848/49 und in der amerikanischen Emigration, Schorndorf 1968, S. 15 f.

Bewegungskultur, war schon 1816 erschienen. Die Ursache findet sich in jenem Jahr, in dem sich Kerner in Weinsberg niederließ: 1819. Damals führte die Ermordung des Erfolgsautors und erklärten Turngegners August von Kotzebue durch den Burschenschaftler und Turner Karl Ludwig Sand²⁵ zu den Karlsbader Beschlüssen, mit denen Metternich nach dem Sieg über Napoleon und der restaurativen Neuorganisation Europas die entstehende nationalliberale, bürgerliche Öffentlichkeit unterdrücken wollte. Die Burschenschaften wurden verboten, Universitäten überwacht, literarische Texte zensiert und die Turnplätze, „die Tierparks und Salzlecken des demagogischen Wildes“,²⁶ wie Wilhelm Hauff sie nannte, geschlossen. Jahn hatte man wegen vermeintlichen Hochverrats und entgegen der Empfehlung des Untersuchungsführers, des Kammergerichtsrats E. T. A. Hoffmann, der keinen Rechtsbruch feststellen konnte, ohne Urteil weggesperrt und erst nach sechs Jahren unter strengen Auflagen wieder freigelassen. Als Teil der Demagogenverfolgung galt ab 1820 jene „Turnsperr“, die erst 1842 wieder aufgehoben wurde. Kanzler Metternich, der – so Heinrich Heine – „nie mit der Göttinn der Freyheit geliebäugelt“ und auch „nie auf der Hasenheide geturnt“ hatte,²⁷ führte einen Mehrfrontenkrieg, in den Turner wie Schriftsteller gleichermaßen verwickelt waren. Die Zensur engte die Schriftsteller in ihrer literarischen Bewegungsfreiheit in gleicher Weise ein wie die Turnsperr die Turner in ihrer körperlichen. Unter diesen Vorzeichen hätten sie bei der Liberalisierung, Verbürgerlichung und Nationalisierung der Gesellschaft durchaus Verbündete sein können.

Zwar dauerten turnerische Aktivitäten auch während der Turnsperr, die nicht in allen Ländern des deutschen Bundes mit der gleichen Strenge durchgesetzt wurde, fort: „informell, über Vortragsreisen prominenter Repräsentanten“²⁸ oder auch im Schutz von Schulen. Doch erst nach 1842 entwickelte sich jene Bewegung – gemeinsam mit der der Sängere – zu einer Massenbewegung, die weit über die frühe, von Preußen ausgehende Turnbewegung hinauswirkte. Während diese lokal gebunden geblieben

25 Vgl. dazu den Beitrag von Martin Frank in diesem Band.

26 Wilhelm Hauff: Mitteilungen aus den Memoiren des Satan, in: Sämtliche Werke in drei Bänden. Bd. 1, hrsg. von Sibylle von Steinsdorff, München 1970, S. 349–604, hier S. 404.

27 Heinrich Heine: Französische Zustände, in: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke. Bd. 12/I, hrsg. von Manfred Windfuhr, Hamburg 1980, S. 63–226, hier S. 67 (Vorrede).

28 Wolfram Siemann: Das Heilbronner Turnfest 1846 im Kontext der politischen Bewegung des Vormärz oder: Über das Risiko, in den 1840er-Jahren ein Turner zu sein, in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 15–29, hier S. 19.

war, getragen von Schülern und Studenten, zielte die vormärzliche Bewegung – als Bewegung berufstätiger, aus allen bürgerlichen Schichten stammender Männer – auf regionale und überregionale, mithin nationale Verbreitung und Vernetzung. Vereine und Verbände entstanden, nahmen miteinander Kontakt auf, trafen sich zu gemeinsamen Festen und drängten vor allem in den beiden Jahren vor der 1848er-Revolution zum Zusammenschluss.²⁹ Turnvereine waren mitunter auch Feuerlösch- und Rettungskorps;³⁰ sie hatten einen eigenen, umfassenden Bildungsanspruch, und die radikaleren unter ihnen „verstanden sich als politische Vereine mit demokratisch-republikanischer Zielsetzung“.³¹ Gewiss war das Turnen schon zu Jahns Zeiten politisch gewesen; doch nun zielte es unmittelbar auf die Umwälzung der Verhältnisse ab. Um 1848 wird die Bezeichnung „Turner“ „in der Sprache der zeitgenössischen Polizeiberichte fast schon zu einem Synonym für einen jugendlichen Demokraten“.³² Alles in allem wurde die Turnbewegung im Vormärz zu einer der treibenden revolutionären Kräfte.

Unter diesen Vorzeichen stand auch das Heilbronner Fest.³³ Die Bewegung des Leibes war dort nur eine von mehreren Aktivitäten. Es wurde ebenso debattiert, gesungen, beraten – und immer wieder die Erstarkung des Nationalgefühls betont. Man sang Ernst Moritz Arndts *Des Deutschen Vaterland*, erinnerte sich des lange verbannten Jahn und des wegen Beamtenbeleidigung inhaftierten Gustav von Struve, der damals den Mannheimer Turnern vorstand und später nicht nur seinen Adelstitel ablegen, sondern auch einer der Köpfe der badischen Revolution werden sollte. Im Ganzen gab

29 Vgl. Dieter Düding: *Organisierter gesellschaftlicher Nationalismus in Deutschland (1808–1847). Bedeutung und Funktion der Turner- und Sängervereine für die deutsche Nationalbewegung*, München 1984, S. 219–313.

30 Vgl. Lothar Wieser: „Der praktische Nutzen der Turnerei“. *Die Feuerlösch- und Rettungskorps der Turnvereine im deutschen Vormärz*, in: Martin Ehlers/Markus Friedrich/Karl J. Mayer (Hrsg.): *200 Jahre Turnen in Württemberg*, Calw 2016, S. 57–76.

31 Michael Wettengel: *Turnvereine und ihr Verhältnis zu demokratischen Vereinen und zur Arbeiterbewegung im Rhein-Main-Raum 1848/49*, in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 31–44, hier S. 33.

32 Ebd., S. 38.

33 Zwar fanden auch zuvor schon Turnfeste statt, so 1835 in Pforzheim, doch vor Aufhebung der Turnsperrung war an ein großes nationales Turnfest nicht zu denken. Überhaupt gingen die vormärzlichen Initiativen wesentlich von den schwäbischen Turnern aus. Zum Fest von 1846 vgl. v. a. Michael Krüger: *Das Heilbronner Turnfest. Festkultur und Turnpraxis in der frühen Turnbewegung*, in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 45–54.

sich das Fest aber vorsichtig politisch – etwa, wenn Struves Vertreter aus Mannheim hoffte, „daß die Zeit nicht ferne sein werde, wo sich die Kraft und der Muth der Turner im Handeln erproben könne“.³⁴

Von Behördenseite war man indes auf „mehr“ vorbereitet: Sollte das Turnfest nämlich „zu einem politischen Tummelplatz gemacht werden [...], so müßte allerdings selbst Gewalt gebraucht werden, was jedoch wo möglich zu vermeiden ist“.³⁵ Man vermutete nicht ohne Grund, dass es bei so vielen „junge[n] Männer[n] aus allen Gauen Deutschlands [...] an excentrischen Köpfen nicht fehlen“³⁶ würde. Ein aufgeregter Depeschenwechsel zwischen Heilbronn und Stuttgart zeigt, wie genau die Ereignisse beobachtet worden sind: Aus dem Oberamt der Neckarstadt gingen täglich Berichte über das Geschehen ins württembergische Innenministerium.³⁷ Letzten Endes haben die Behörden aber nicht eingreifen müssen; zur Radikalisierung (und Bewaffnung) eines Teils der Turnerschaft kam es erst einige Monate später. Auch wenn das Heilbronner Fest, weil die Debatten um eine nationale Vereinigung und ein gemeinsames Symbol zu keinem Ergebnis führten, turnpolitisch eher als „Fehlschlag“³⁸ gelten kann: Es zählt zu den wichtigen „oppositionelle[n] Volksfeste[n] des aufstrebenden Bürgertums“.³⁹ Ohne jeden Zweifel war es also ein bedeutendes Ereignis sowohl der neuen Bewegungskultur wie auch der Freiheits- und Einheitsbemühungen im Vormärz.⁴⁰ Mit der Bewertung beider Aspekte hatte Justinus Kerner indes seine Mühe.

Kerner hat am Heilbronner Fest selbst teilgenommen. „Auch der Sänger von der Weibertreu“, vermerkte das Heilbronner *Fest-Album*, „war auf dem Turnplatz erschienen und trug nicht wenig zur Freude der Turner bei. Wo er sich zeigte, wurde er umringt.“⁴¹ Immerhin gehörte er zu den bekanntesten deutschsprachigen Schriftstellern seiner Zeit. Das turnerische Bewegungsprogramm muss ihm aber fremd gewesen sein. Auch wenn er als Arzt ebenso wie die Turner am Körper arbeitete, definierte er das Verhältnis zwischen Leib, Geist und Seele doch entscheidend anders als diese. Wie ein an-

34 Fest-Album (wie Anm. 3), S. 12.

35 Erlass des Innenministeriums vom 2.8.1846, in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 154.

36 Bericht des Oberamts Heilbronn vom 1.8.1846, in: ebd., S. 154.

37 Vgl. Ausgewählte Quellen und Materialien zum Heilbronner Turnfest 1846, in: ebd., S. 153–174, hier S. 153–157.

38 Duding, Nationalismus in Deutschland (wie Anm. 29), S. 237.

39 Wieser, Einleitung (wie Anm. 24), S. 14.

40 Vgl. Siemann, Heilbronner Turnfest (wie Anm. 28), S. 26.

41 Fest-Album (wie Anm. 3), S. 15.

derer großer schwäbischer Dichter-Arzt, nämlich Friedrich Schiller,⁴² konnte er der äußeren Schulung des Körpers wenig abgewinnen – und das obgleich diese unter gesundheitsprophylaktischen Gesichtspunkten seit der Antike in den Händen der Mediziner gelegen hatte.⁴³

Als Heilmethode setzte Kerner im Wesentlichen auf den „thierischen Magnetismus“⁴⁴ nach Franz Anton Mesmer, mithin auf die Stimulation unsichtbarer Kräfte: Danach durchströmt eine „Flüssigkeit“⁴⁵ alle lebenden Organismen; ist deren Strom blockiert, wird er durch „magnetische Manipulation“ wieder in Bewegung gesetzt. Als Elfjähriger selbst auf diese Weise behandelt und zum „magnetische[n] Leben“ erweckt, spürte Kerner – typisch für die Romantik – den Geheimnissen der menschlichen Seele nach, den „Erscheinungen des Nachtlebens der Natur“ sowie „voraussagenden Träume[n] und Ahnungen“.⁴⁶ Sein Interesse und sein Wirken galten dem *inneren[n] Leben des Menschen* und dem *Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere* – so der Untertitel seiner berühmten *Seherin von Prevorst*.

Kerners Abstand zu körperlichen Bewegungstechniken offenbarte ein Abendessen in Weinsberg mit dem „berühmte[n] Akrobat[en] Rudolf Knie“. Kerner hatte dessen kunstvolle Bewegungen auf dem Seil beobachtet und nicht glauben können, dass diese angelernt seien. Er vermutete, Knies Können beruhe „nebenbei auf einer eignen Naturanlage, einer erblichen Neigung zum Nachtwandeln, gesteigertem Traumleben“. Als er den Seiltänzer danach fragte, fühlte der sich in seiner Ehre verletzt und argwöhnte, Kerner wolle seine unter Schmerzen erworbene Meisterschaft „zu einer Krankheit herabziehen“.⁴⁷

Kerner hat sich trotz dieser augenscheinlichen Differenz auf die neue Bewegungskultur eingelassen. Ja, er begrüßte die Turner vor seinem Haus so

42 Vgl. Thomas Schmidt: Physisches vs. ästhetisches Spiel. Der Dichter Schiller und der Leibespädagoge GutsMuths als Konkurrenten, in: Peter-André Alt/Ulrich Raulff/Marcel Lepper (Hrsg.): Schiller, der Spieler, Göttingen 2013, S. 262 – 279.

43 Vgl. Herbert Hänel: Deutsche Ärzte des 18. Jahrhunderts über Leibesübungen. Frankfurt/M. 1972; Reinhild Fuhrmann: Die *sex non naturales*. Zur Rolle eines antiken Begründungsmusters für Leibesübungen im pädagogischen und medizinischen Diskurs des 18. Jahrhunderts, Hoya 2005.

44 Justinus Kerner: Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus. Erinnerungen an denselben, nebst Nachrichten von den letzten Jahren seines Lebens zu Meersburg am Bodensee, Frankfurt/M. 1856, S. 50 – 54, hier S. 52.

45 Ebd., S. 51.

46 Justinus Kerner: Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804, Braunschweig 1849, S. 243.

47 Kerner, Kernerhaus (wie Anm. 5), S. 31 f.

gar mit einem Gedicht, *Willkommen in Weinsberg*, in dem er die Vorgeschichte des Heilbronner Festes bis zur Legende um „seine“ Burg Weibertreu verlängerte: Die List der Frauen, die nach einer Belagerung nur „ihr liebstes Gut“ aus der Burg mitnehmen durften und deshalb ihre eigentlich zum Bleiben und damit zum Tode verurteilten Männer auf dem Rücken vom Berg trugen, lobte er als „Turnermuth“.⁴⁸ Ein zweites Gedicht Kerners demonstriert noch deutlicher, dass und wie der Dichter das Turnen – auch auf Kosten von dessen Bewegungskonzept – in die Tiefe historischer Legenden und in ein auf Mäßigung, Harmonie und Stabilität beruhendes Gesellschaftsmodell umleitete. Die Verse wurden in Heilbronn auf Einzelblättern verteilt, am zweiten Festtag von allen gesungen und später im *Fest-Album* abgedruckt:⁴⁹

Willkomm der Heilbronner Turner

Turnerbrüder! seyd willkommen,
Seyd mit Jubel aufgenommen
In der alten Neckarstadt,
Wo ein Turner, nah' dem Blitze
Stehend auf des Kirchthurms Spitze
Längst schon Euch erwartet hat.

Folget seiner Fahne, Brüder!
Zieht heran! Frisch, frei und bieder
Sollet ihr empfangen seyn!
Kommt auf Neckars blauen Wogen,
Kommt zu Fuß durch's Thal gezogen
In die Stadt voll Sang und Wein.

Daß schon in der Vorzeit Jahren
Württemberg'sche Turner waren,
Zeigt der Hirsch im Wappen klar;
Und der Hirt' aus alten Tagen,
Der den Eberhard getragen,
Schon ein tücht'ger Turner war.

Schaut den Aar in blauen Lüften,
Schaut die Gemse über Klüften,
Die Forelle in dem Fluß,
Schaut des Dampfes mächt'ges Ringen,

48 Justinus Kerner: *Willkommen in Weinsberg*, in: *Fest-Album* (wie Anm. 3), S. 25.

49 Vgl. *Fest-Album* (wie Anm. 3), S. 12.

Ueberall schlägt seine Schwingen
Der Bewegung Genius!

Nur der Mensch sollt' träge liegen?
Nein! herbei in bunten Zügen
Turnerbrüder! zu der Stadt,
Wo ein Turner, nah' dem Blitze
Stehend auf des Kirchthurms Spitze
Längst schon Euch erwartet hat.⁵⁰

Mit diesen den Heilbronner Turnern in den Mund gelegten Versen formulierte Kerner weit mehr als einen Willkommensgruß. Kaum auffallend, aber an markanten Stellen – zunächst in der gleichlautenden ersten und letzten Strophe des Gedichts, vor allem aber in dessen Mitte – bindet der Dichter das Turnen in die württembergische Topographie und Geschichte ein und verpflichtet die angereisten „Turnerbrüder“ positiv auf die Werte und (politischen) Errungenschaften Württembergs. Zunächst geschieht dies mit einer folgenreichen Umdeutung jener Figur, die anstelle eines Kreuzes oder Wetterhahns den Westturm der Heilbronner Kilianskirche ziert. Diese Turmfigur, das sogenannte „Männle“, gilt als „Wahrzeichen der reichsstädtischen Freiheit“.⁵¹ Indem Kerner die Gestalt zum „Turner“ (V. 4) umwidmet, der seine Brüder längst „erwartet hat“ (V. 6) und dem sie folgen sollen (V. 7–9), suggeriert er, die Gäste seien hier – im Schutzraum eines autonomen städtischen und damit bürgerlichen Selbstbewusstseins – unter Gleichgesinnten. Heilbronn wird ihnen damit als Stadt präsentiert, in der ein politisches Aufbegehren nicht vonnöten ist.

Die zentrale dritte Strophe präsentiert Kerners Programm – die Siedierung der Turner durch ihre Vereinnahmung für ihre vermeintlichen württembergischen Ahnen – noch deutlicher. Der „Hirsch im Wappen“ (V. 15) als Beleg dafür, dass „schon in der Vorzeit Jahren / Württemberger Turner waren“ (V. 13 f.), setzt dort die adlige Praxis der Jagd und das soziale Distinktionen gerade aufhebende, aus dem Geist der bürgerlichen Aufklärung

50 Justinus Kerner: Willkomm der Heilbronner Turner, in: ebd., S. 3. Am 6.8.1846 druckte auch das *Heilbronner Tagblatt* Kerners Begrüßungsgedicht ab. Reprint in: Cluss und die Turnbewegung (wie Anm. 1), S. 159 f.

51 Karl Halbauer: Der Westturm der Heilbronner Kilianskirche. Beschreibung und kunstgeschichtliche Einordnung, in: Christhard Schrenk/Peter Wanner (Hrsg.): *heilbronnica 3. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte*, Heilbronn 2006, S. 49–118, hier S. 51. Die Gleichsetzung von Turner und Turmfigur hatte Folgen. Am 11.8.1921 kam es zu ersten Handständen auf dem Turm. Der Turnweltmeister Eberhard Gienger hat am 6.9.2001 ebenfalls einen Handstand neben dem *Männle* gewagt.

heraus entstandene Turnen über die physische Leistungsfähigkeit der Akteure in eins. Das ist kulturgeschichtlich ebenso falsch wie strategisch klug, denn bereits mit dieser haltlosen Verknüpfung wird das Turnen von Kerner politisch entschärft. Anschließend platziert der Dichter sein bildstärkstes Argument: Denn mit dem „Hirt[en] aus alten Tagen“ verbindet er eine württembergische Heldentat – wie zuvor jene der „treuen Weiber“ von Weinsberg – wiederum über das leibliche Potenzial mit dem Turnen.

Kerner ruft hier gleich zwei Legenden auf, die sich um den württembergischen Herrschernamen Eberhard ranken. Die jüngere bezieht sich auf Graf Eberhard V., der nach seiner Erhebung zum ersten Herzog von Württemberg auf dem Wormser Reichstag 1495 – so überlieferte es wohl Philipp Melancthon – in einem Gespräch zwischen den Fürsten die besondere Treue seiner Untertanen gerühmt haben soll. Kerner hat das in seinem Gedicht *Der reichste Fürst* (1818) aufgegriffen, das sein Ideal des Bürgerkönigtums formuliert und als „Lied der Württemberger“ weite Bekanntheit erlangte:

Eberhard, der mit dem Barte,
Württemberg's geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Untertan in Schoß.⁵²

In diese Überlieferung ist jene andere, ältere Eberhard-Legende eingebettet, von der Kerner selbst in *Das Wildbad im Königreich Württemberg* (1813) berichtet. Ihr zufolge besuchte Graf Eberhard II., der Greiner, das Heilbad im Jahr 1367, als es von schwäbischen Rittern überfallen wurde –

und kaum rettete sich noch der Graf, durch einen armen Hirten geleitet, der ihn über Felsen und Untiefen, über den Kappelberg hin, auf dem Rücken trug, auf die Feste Zavelstein.⁵³

In Kerners bekannter Hymne und auch in seinem *Willkomm der Heilbronner Turner* sind beide Eberhard-Überlieferungen präsent. Sie versinnbildlichen, ebenso wie die 1881 in Stuttgart errichtete *Eberhardsguppe*, dasselbe Ideal: die Vor-

52 Justinus Kerner: *Der reichste Fürst*, in: *Kerners Werke*. Auswahl in sechs Teilen. 2. Teil, hrsg. von Raimund Pissin, Berlin 1914, S. 51 f., hier S. 52.

53 Justinus Kerner: *Das Wildbad im Königreich Württemberg*. Nebst Nachrichten über die benachbarten Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirsau, Bad Liebenzell 1985, S. 87.

stellung des treuen Untertanen, dem sein Herrscher unbedingt vertrauen kann – wie auch umgekehrt. Indem Kerner den Hirten zum „tücht’ge[n] Turner“ erklärt, verpflichtet er in der Mitte seiner Verse die „Turnerbrüder“ auf ebensolche Loyalität und schwört sie auf den sozialen Frieden ein. Danach entschärft er das Turnen auch noch von der anderen Seite, indem er es, entsozialisiert und entpolitisiert, in einen universellen Zusammenhang stellt: Dort zeige sich, wie in allen Erscheinungen, lediglich „[d]er Bewegung Genius“.

Obgleich Kerner der Praxis des Turnens selten oder gar nicht begegnet sein wird,⁵⁴ ist es schlichtweg undenkbar, dass er im Jahr 1846 von der politischen Brisanz des Turnens und des Festes vor seiner Haustür nichts wusste. Denn spätestens seit dem württembergischen Verfassungskampf zwischen 1817 und 1819, vor dessen Hintergrund *Der reichste Fürst* entstanden ist, war er ein politisch sehr wacher Mensch. In der Erinnerung seines Sohnes Theobald, der für seine demokratischen Ansichten, die der Vater nicht teilte, 1850/51 auf dem Hohenasperg eingesperrt wurde, war Kerner „auch in der Politik freisinnig“, „ohne Andersdenkenden schroff gegenüber zu stehen“.⁵⁵ Umsturzversuche indes lehnte der „in der Atmosphäre des herzogtreuen Beamtenethos“⁵⁶ aufgewachsene liberale Monarchist Kerner entschieden ab. Im Frühjahr 1848 hatte er sich in Weinsberg vehement für einen Handwerker-Kandidaten zum Paulskirchenparlament eingesetzt, doch seine Ablehnung der Revolution im Ganzen wuchs, je mehr sich die Handelnden radikalisierten.⁵⁷ Die revolutionären Ereignisse diagnostizierte er mehr und mehr als „Veitstanz“, ausgelöst durch ein epidemisches „Märzfieber“,⁵⁸ das sich von Frankreich her über Deutschland verbreite. Zwei Jahre zuvor, im Sommer 1846 hatte er noch ein literarisches Antidot angemischt, das die in Heilbronn versammelten Turner gegen einen zu großen Freiheitswillen und eine politische Überhitzung immunisieren sollte.

54 Der Turnplatz am Ort seiner Kindheit, im Kloster Maulbronn, wurde im Schutzbereich des Evangelischen Seminars erst 1824 eröffnet; seine Familie hatte den Ort bereits 1799 verlassen. Und der Stadt Tübingen, wo man noch kurz vor der Turnsperrung, 1817, einen Turnplatz eingerichtet hatte, kehrte er mit dem Ende seines Studiums 1809 den Rücken.

55 Kerner, *Kernerhaus* (wie Anm. 5), S. 266.

56 Marek Zyburka: „[...] die schlechte französische Revolution“. Über Justinus Kerners Verhältnis zum Revolutionsgeschehen in Frankreich, in: *Suevica. Beiträge zur schwäbischen Literatur- und Geistesgeschichte* 6 (1991), S. 1–10, hier S. 6.

57 Vgl. Otto-Joachim Grüsser: *Justinus Kerner 1786–1862. Arzt – Poet – Geistesseher*, Berlin 1987, S. 262–268.

58 Justinus Kerner: *Der politische Veitstanz im Jahre 1848*, in: *Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens*. Bd. 4, Stuttgart 1850, S. 249–254, hier S. 250.



Die Eberhardsgruppe im Stuttgarter Schlossgarten, von Paul Müller (1843–1906) aus weißem Marmor geschlagen, war ein Auftragswerk König Karls von Württemberg zum 75-jährigen Jubiläum der Erhebung des Landes zum Königreich.

Warum Hermann Kurz Eduard Mörike in Stuttgart die Freundschaft aufkündigte

Auf der Königstraße in Stuttgart führte jetzt der Zufall die beiden einst so brüderlich vertrauten Dichter nach fast zehnjähriger Trennung wieder zusammen. Hermann Kurz im ersten Feuer seiner politischen Tätigkeit begrüßte jenen mit den Gedanken der neuen Zeit auf den Lippen, Mörike, der Unpolitische, Zeitlose, äußerte sich kühl und ablehnend, und es scheint sich nun zwischen der jugendlichen Begeisterung und der Skepsis des kühleren Alters eine Szene entsponnen zu haben, wie zwischen Tasso und Antonio, nur ohne persönliche Färbung. Nach einer unverbürgten Überlieferung hätte Mörikes Verstocktheit endlich meinen Vater zu dem fassungslosen Aufruf getrieben: „Wer heute keine Partei ergreift, von dem heißt es: Pfui über dich Buben hinter dem Ofen“, wobei ich jedoch Abstand nehme, mir meinen Vater, den ich als die Selbstbeherrschung in Person gekannt habe, so maßlos zu denken.“¹

Es muss diese von Isolde Kurz kolportierte „unverbürgte Überlieferung“ sowie ihr knappes Resümee: „Der entscheidende Bruch fand bei einer politischen Auseinandersetzung in dem stürmischen Jahr Achtundvierzig statt“² sein, auf denen die Behauptung basiert, die Freundschaft zwischen Eduard Mörike und Hermann Kurz sei wegen politischer Differenzen auseinandergegangen, genauer: wegen ihrer unterschiedlichen Auffassungen, inwieweit man sich politisch äußern und einmischen solle.

Isolde Kurz erzählte die Anekdote, an die sie offenbar selbst nicht so recht glauben mochte und zu der es kein exaktes Datum gibt, in der Biographie über ihren Vater Hermann Kurz, dennoch wurde diese Mär zur Quelle einer lang tradierten Einschätzung Mörikes als „politischer Hinterwäldler, als ein Dichter, der an den gewaltigen politischen Umbrüchen seiner Epoche kaum interessiert war“, als der – von Karl Gutzkow abschätzig so charakterisierte „Mensch in Schlafrock und Pantoffeln“.³

1 Isolde Kurz: Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte, Stuttgart/Berlin 1919, S. 79.

2 Ebd., S. 127.

3 Zitiert nach Barbara Potthast: Der politische Mörike, Ludwigsburg 2014, S. 18.

Inzwischen ist dieses Urteil revidiert, Mörikes politisches Denken wird differenzierter betrachtet, man kennt seine verhalten sympathisierenden Äußerungen im Jahr 1848, etwa in einem Brief an Wilhelm Hartlaub vom 24. März, in dem es heißt:

Unter all diesen Schrecken, Sorgen und Erwägungen bin ich doch durch den Sturm der Weltbegebenheiten mit jeder Zeitung wieder völlig hingerissen, über die Noth des Augenblicks u[nd] das Ängstliche meines eignen Daseins bis zu der freudigsten Resignation erhoben worden. Wie wäre es anders möglich! Wer hat sich in diesen Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden!⁴

Doch auch wenn Mörike leise Partei gegen die Fürsten ergreift, sich vor den Wahlen der Nationalversammlung im Oberamt Mergentheim für den badi-schen Liberalen Friedrich Daniel Bassermann ausspricht, sich über die vom Stadtkirchenturm wehende schwarz-rot-goldene Fahne erfreut äußert und über Uhlands „sichtbar gedrückten“⁵ Bericht aus Frankfurt bei seinem Besuch in Mergentheim am 3. Juni aufgewühlt ist, mehr als Statements in Briefen an seine Freunde sind von ihm nicht zu erwarten. Aber immerhin zeigen sie ihn als bewusst die politische Lage wahrnehmenden und kritisch denkenden Menschen. Lieber jedoch würde er sich verkriechen: „Im Ganzen steht es in der Welt jezt so, daß man in keine Zeitung mehr hineinsehn möchte.“⁶

Man weiß, dass einige seiner engsten Freunde nicht nur Demokraten, sondern politisch aktiv waren, darunter Ernst Friedrich Kauffmann, Johannes Mährlen, Rudolf Lohbauer und Friedrich Theodor Vischer. Der Konsens in der aktuellen Forschung lautet:

Durch die Bindung an die politisch engagierten Freunde bewegte sich Mörike in einem geistigen Raum liberaler Vorstellungen und Ziele; er fühlte sich zugehörig, ohne sich jemals ausdrücklich dazu zu bekennen.⁷

Die Freundschaften zu den vier Männern haben darunter nicht gelitten, jedenfalls viel weniger als unter Mörikes notorischer Schreibfaulheit.

4 Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 24.3.1848, in: Werke und Briefe. Bd. 15: Briefe, 1846–1850, hrsg. von Albrecht Bergold und Bernhard Zeller, Stuttgart 2000, S. 234.

5 Eduard Mörike an Wilhelm Hartlaub, 11.6.1849, in: Werke und Briefe (wie Anm. 4), S. 309.

6 Eduard Mörike an Karl Friedrich Hartmann Mayer, 15.8.1849, in: Werke und Briefe (wie Anm. 4), S. 313.

7 Barbara Potthast/Kristin Rheinwald/Dietmar Till (Hrsg.): Mörike und seine Freunde, Heidelberg 2015, S. 12.

Betrachten wir zunächst den Beginn der Bekanntschaft zwischen Kurz und Mörike. Am 21. Oktober 1832 besuchte Hermann Kurz, damals noch Theologiestudent in Tübingen, mit seinem Bruder Ernst eine Kinderlehre des Pfarrverwesers Mörike in Ochsenwang und sah – wie er ihm Jahre später schrieb:

Ihr Gesicht in verdrießliche Falten über die ungebetenen Gäste gezogen. Ich hatte kurz vor jenem Ausflug den Nolten gelesen: was ich dabei gedacht, kann Ihnen gleichgültig sein, aber vielleicht hören Sie nicht ungern von mir, daß sich eine kleine Kirche von Stillen im Lande in den gleichen Gesinnungen herangebildet hat. Mir mögen Sie wenigstens zugute halten, daß ich laut geworden und in einen Kirchweihjubiläum ausgebrochen bin.⁸

Erst im August 1832 war Mörikes *Maler Nolten* bei der E. Schweizerbart'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen, und so gebührt dem erst 19-jährigen Kurz das Verdienst, den Rang des Romans früh erkannt zu haben. In seiner eigenen Novelle *Das Wirthshaus gegenüber*, die im Tübinger Studentenmilieu spielt, geht es immer wieder um zeitgenössische Literatur. In einer weinseligen Runde diskutieren die jungen Stifter über Weinlieder, einer rezitiert *Das Bacchusfest* von Mörike, es folgt

ungetheilter Beifall [...]. Ruwald jubelte: „Das“, rief er, „ist nun einmal wieder die reinste Poesie, die gar keine andere Absicht hat, als eben Poesie zu sein; ich empfinde es als ein wahres Glück, dieses köstliche Gedicht kennen gelernt zu haben, und werde in Zukunft nach allem greifen, was mir dieser Dichter bietet, er kann gar nichts schreiben, was nicht vortrefflich ist, alles verwandelt sich unter seiner Hand in Gold!“ – Die Jünglinge vereinigten sich in der begeisterten Bewunderung dieses Dichters, sie priesen den Maler Nolten und hoben besonders die darin so tief sinnig geschilderte Figur des Larkens, der sie an eine ihrem Kreise befreundete Erscheinung gemahnen wollte, hervor. Ruwald erklärte diese Dichtung für den bedeutendsten deutschen Roman seit den Wahlverwandtschaften, er erwähnte der komischen Personen in der darein verwobenen dramatischen Phantasmagorie und wies ihren nationalen Gehalt nach.⁹

Nachdem *Das Wirthshaus gegenüber* in seiner Novellensammlung *Genzianen* erschienen war, sandte Hermann Kurz sie mitsamt dem im Jahr zuvor publizierten Band seiner Gedichte mit einem Schreiben vom 20. Mai 1837 an Mörike. Bereits am 26. Mai antwortete dieser mit einem Brief aus Cleversulzbach, dankte für die „wahren Maiengaben“, lobte einen „ganz ausbündigen Humor“ in den Novellen und gestand ein, „daß mir eine solche Stimme

8 Hermann Kurz an Eduard Mörike, 20.5.1837, in: Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike, hrsg. von Heinz Kindermann, Stuttgart 1919, S. 17.

9 Hermann Kurz: *Das Wirthshaus gegenüber*. Erzählungen, Tübingen 1979, S. 175 f. Erstmals abgedruckt in Hermann Kurz: *Genzianen*, Stuttgart 1837.

von Ihnen nicht anders als erwünscht und bedeutend seyn kann. Ich wollte daß ich die Hälfte von dem verdiente was Sie mir zudenken!“ Darüber setzte Mörike die Zeilen:

Rede du frei mit mir! Von dir kann jeglicher Tadel
Jedes Lob mich erfreuen; denn, wahrlich, Dir hat die Muse
Heiter Lippen und Stirn und beide glänzende Augen
Mit unsprodem Kusse geweiht; so küsse mich wieder!¹⁰

Diese poetische Liebeserklärung taucht im Jahr darauf kaum verändert als Gedicht *An H. Kurtz* in Mörikes erstem Gedichtband auf, an dessen Arrangement Kurtz dann beteiligt war.

Zunächst jedoch dankte Mörike Kurtz für einen anderen Freundschaftsdienst. Dieser hatte begeistert zugegriffen, als es um die Vollendung des Librettos zu der Oper *Die Regenbrüder* von Ignaz Lachner ging, was Mörike selbst wegen einer Erkrankung und sein Freund Ludwig Bauer aus Zeitgründen nicht schaffte. Kurtz gelang es innerhalb kürzester Zeit, allerdings hat Mörike dessen Partien später noch mehrmals abgeändert.¹¹

Als 1839 in Mörikes *Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen* der Erstdruck der *Regenbrüder* erschien, rückte er in sein Vorwort den Dank ein: „Die Ausführung der letzten Szenen verdankt der Verfasser, den Krankheit abhielt, während der Komponist auf Vollendung drang, der glücklichen Hand seines Freundes H. Kurtz.“¹²

Nur wenige Wochen nach den *Regenbrüdern* übernahm Hermann Kurtz die weitere Aufgabe, sich um die Anordnung der bisher nur verstreut erschienenen Gedichte Mörikes zu kümmern. Mörike schrieb an Kurtz in seinem Brief vom 19. Juni 1837: „Das Arrangement meiner Gedichte durch eine Hand wie die Ihrige ist höchst erwünscht u[nd] im Voraus von mir unbedingt approbirt.“¹³

Es gingen diverse Schreiben hin und her, schließlich hat Mörike die Anordnung jedoch weitgehend selbst bestimmt, nur die Vorschläge für Eingangs- und Schlussgedicht übernommen.

Im Nachsatz zu einem Brief vom 13. Dezember 1837 heißt es:

10 Eduard Mörike an Hermann Kurtz, 26.5.1837, in: Werke und Briefe. Bd. 12: Briefe, 1833–1838, hrsg. von Hans-Ulrich Simon, Stuttgart 1986, S. 91.

11 Vgl. Hans-Ulrich Simon: Mörike und die Künste, in: Marbacher Katalog 57 (2004), S. 273 ff.

12 Eduard Mörike: Vorwort, in: *Iris. Eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen*, Stuttgart 1839.

13 Eduard Mörike an Hermann Kurtz, 19.6.1837, in: Werke und Briefe (wie Anm. 10), S. 99.

Zwar habe ich nun ein von mir geordnetes Inhaltsverzeichnis der Sammlung beigelegt, welches auch Ihren Beifall haben wird. Ihren Gedanken, mit dem „Wintermorgen“ anzufangen habe ich genutzt. Dieser Einfall fürwahr ist ein ganzes Gedicht.¹⁴

Tatsächlich herrscht bis heute darüber Einigkeit, dass die Eröffnung mit dem 1825 im Stift entstandenen Gedicht *An einem Wintermorgen vor Sonnenaufgang* und dessen Anfangszeile „O fläumenleichte Zeit der dunkeln Frühe“ geradezu ideal ist, ebenso wie mit „Um Mitternacht“ zu enden.

Der Hauptschlag, den Kurz bei Erscheinen von Mörikes *Gedichten* in Cottas Verlag im September erwartet, bleibt allerdings aus, die Auflage beträgt 1000 Exemplare und verkauft sich schleppend, erst 1848 kommt die zweite vermehrte Ausgabe.

Inzwischen hatten Eduard Mörike und Hermann Kurz sich persönlich kennengelernt. Kurz kam für einige Tage Ende Mai 1838 nach Cleversulzbach – wo Mörike seit vier Jahren seine Pfarrstelle innehatte – und dankte sich zum Abschied mit einem Gedicht, verfasst am 29. Mai, morgens 4 Uhr: Darin erwähnt er einen Gang durch den Garten in der Stunde der Morgenröte und gedenkt des Freundes, der ihn die Beobachtung des Grüns und Geduld lehrte.

Die Korrespondenz dieses Jahres – jetzt in der Du-Form – ist freundschaftlich und kollegial. Sie thematisiert den in Arbeit befindlichen Roman *Schiller's Heimathjahre* von Hermann Kurz ebenso wie Mörikes Catull-Übersetzungen, das lästige, gern Vikaren überlassene Pfarramt („Was den Sakristeigeruch betrifft, so muß ich leider bekennen: ich weiß nicht mehr, wie das Innere einer Kirche aussieht“¹⁵) als auch dessen Annehmlichkeiten: „Ich sitze viel im Garten unter dem grünen Schirm.“¹⁶

Mörike schenkt Kurz ein Porträt Hölderlins, die Bleistiftzeichnung von Johann Georg Schreiner und Rudolf Lohbauer aus dem Jahr 1823, Kurz lobt Mörikes Gedicht *An eine Äolsharfe* als einen „poetischen Triumph, wie ihn noch wenige errungen haben, und hat eine musikalische Malerei, daß man die ganze Szene Ton für Ton in sich schlürfen kann“. Und er kommentiert Mörikes Entwurf zum *Hutzelmännlein*: „Der Gedanke mit den Glücksschuhen ist so glänzend, daß ich noch mehr daraus machen würde, als ein kleines

14 Eduard Mörike an Hermann Kurz, 13.12.1837, in: Werke und Briefe (wie Anm. 10), S. 144.

15 Eduard Mörike an Hermann Kurz, 19.6.1837, in: Werke und Briefe (wie Anm. 10), S. 98 f.

16 Eduard Mörike an Hermann Kurz, 26.6.1838, in: Werke und Briefe (wie Anm. 10), S. 204.



Eduard Mörike auf einer Lithographie von Bonaventura Weiß aus dem Jahr 1851.

Märchen.“¹⁷ Nicht zuletzt rät Mörike dem Jüngeren, eine Hofmeisterstelle anzunehmen, die zwar etwas Widerwärtiges habe, aber doch besser als der Kirchendienst sei.

Hermann Kurtz – das „t“ schnitt er später ab – wurde 1813 in Reutlingen geboren. Nach dem Seminar Maulbronn besuchte er das Tübinger Stift, wo David Friedrich Strauß, Friedrich Theodor Vischer und Ludwig Uhland zu seinen Lehrern gehörten. Er erhielt eine solide philologische Ausbildung, die ihn später zum Übersetzen befähigte. Seine offene Gedankenwelt kontrastierte aber mit der theologischen Enge. Nach wenigen Monaten entschied er sich – „Lieber tot sein, als Vikar“¹⁸ – für ein Leben als unabhängiger Schriftsteller und Journalist. Er schrieb für Cottas *Morgenblatt* und viele andere Zeitungen und Zeitschriften. Die Zeit des Vormärz politisierte ihn, er floh die „fuchsfalsche Gemütlichkeit Schwabens“¹⁹ und arbeitete neben Berthold Auerbach und Ludwig Pfau beim *Deutschen Familienbuch* in Karlsruhe. 1845 veröffentlichte er die demokratische Streitschrift *Das freye Wort*.

1848 kehrte er nach Stuttgart zurück und wurde zweiter Redakteur des radikaldemokratischen *Beobachters*, nachdem sein *Vaterlandslied* am 27. März auf Seite 1 und mit ganzer Namensnennung erschienen war. Er stürzte sich „in den Sturm der Zeit“²⁰ (so Isolde Kurz) und beteiligte sich als Journalist an der demokratischen Bewegung, in der es erstmals um die Grundrechte – Presse-, Meinungs-, und Versammlungsfreiheit – sowie um ein deutsches Parlament und die deutsche Einheit ging.²¹ 1851 landete Kurz wegen „Preßvergehens“ für drei Sommerwochen auf dem Hohenasperg, 1854 verließ er den *Beobachter* wegen Richtungsstreitigkeiten und wurde wieder freier Schriftsteller.

Wie eingangs erwähnt, wird häufig kolportiert, dass die Freundschaft zwischen Eduard Mörike und Hermann Kurz wegen zu unterschiedlicher politischer Ansichten im Jahr 1848 zerbrochen sei. Tatsache ist, dass es bereits ein Jahrzehnt zuvor, Ende 1838 zu einer Verstimmung kam, die Mörike in seinem Kalender so notierte:

Abends auf meinem Zimmer. Ärgerliche Szene mit Kurtz. Seine Manieren widerstreben meinem natürlichen Gefühl, er hat, besonders andern gegenüber, so

17 Hermann Kurz an Eduard Mörike, September 1840, in: Briefwechsel (wie Anm. 8), S. 172.

18 Zitiert nach Kurz, Hermann Kurz (wie Anm. 1), S. 56.

19 Zitiert nach ebd., S. 90.

20 Ebd., S. 91.

21 Vgl. Hermann Kurz: *Das freye Wort*. Eine demokratische Streitschrift, Tübingen 2013.

etwas Süffisantes, und da ich meinen Verdruß nicht länger verhehlte, so kam's bereits zu kleinen Reibereien.²²

Mörike schlug daraufhin vor, nur noch schriftlich miteinander zu verkehren und ging in den nun seltener gewechselten Briefen für eine Weile zum „Sie“ zurück.

Ein schriftlich ausgetragener Streit in „diplomatischen Noten“ zwischen dem Sommer 1839 und 1840 ist nicht erhalten, da die Briefe von den Beteiligten verbrannt wurden. Es kam zu einer Begegnung im Haus des gemeinsamen Freundes Justinus Kerner in Weinsberg und zwei offenen Aussprachen in Cleversulzbach. Bei Isolde Kurz liest sich das in der Biographie ihres Vaters so:

Zweimal kam ein Riß in diese schöne Freundschaft: der erste, wobei man sich vorübergehend das „Du“ aufkündigte, war schnell geheilt, wie der Streit zweier Liebenden, und machte den Bund nur fester.²³

Für eine kurze Weile könnte man das bei Lektüre der wieder in die Du-Form gewechselten Korrespondenz annehmen: „Lieber Alter“, schreibt Mörike und endet: „In unveränderlicher Liebe der Deinige M.“ Mit „Liebster“ spricht Kurz seinerseits den Briefpartner an.

Mörikes letzte erhaltene Briefe, knapp, aber herzlich und voller Witz, stammen vom 15. und 17. August 1840. Es folgen dann noch vier Briefe von Hermann Kurz, der vorerst letzte datiert vom April des folgenden Jahres – Mörike antwortet nicht mehr. Die völlige Gleichgültigkeit des Freundes, sein eisiges Schweigen, habe den Bruch herbeigeführt, so formuliert es Kurz in einem Brief an Rudolf Kausler.

Georg Holzwarth vermutet deshalb, dass stärker als politische Differenzen unterschiedliche Auffassungen über die Rolle der Literatur wogen; Kurz verstand sich als realistischer Schriftsteller und sah Mörike als romantischen, sogar biedermeierlichen Dichter. Dazu kamen große Unterschiede in Charakter und Wesen: „Hermann Kurz' offene, immer aufrichtige, wohl auch sehr direkte Art konnte den empfindsamen Mörike leicht verletzen, vor allem in Gegenwart Dritter.“²⁴

Die Verschiedenheit des Naturells erwähnt auch Isolde Kurz:

22 Zitiert nach: Georg Holzwarth: Hermann Kurz und Eduard Mörike – eine schwierige Dichterfreundschaft, in: Werner Ströbele (Hrsg.): „Ich bin zwischen die Zeiten gefallen“. Hermann Kurz, Schriftsteller des Realismus, Redakteur der Revolution, Übersetzer und Literaturhistoriker. Katalog und Ausstellung zum 175. Geburtstag, Reutlingen 1988, S. 50.

23 Kurz, Hermann Kurz (wie Anm. 1), S. 78.

24 Holzwarth, Hermann Kurz (wie Anm. 23), S. 52.

Mörikes Dichtung entspringt dem Traumleben, nur daß seine Gedichte so deutlich sind wie Bilder der Wirklichkeit. Hermann Kurz dagegen wurzelt im Leben, das ihm seine ewig typischen Wahrheiten zukehrt. Darum suchte er auch, wie er einmal Mörike bekannte, „aus dem Wald des Märchens immer gleich wieder eine Straße ins Leben hinauszubrechen“. Denn dort lag seine wahre Kraft. [...] In Mörike herrscht das musikalische Element vor, in meinem Vater das plastische. Auch an Temperament sind sie so verschieden wie möglich. Mörike lebt ausschließlich mit den Instinkten; alles Untersuchen, Erörtern geht im gegen die Natur, kaum, daß er es über sich gewinnen kann, ein bestimmtes Urteil auszusprechen, das dann freilich, weil rein aus dem Instinkte geflossen, unwiderstehlich ist.²⁵

Oder wie Heinz Kindermann konstatiert: „Immer bleibt er [Kurz] der temperamentvolle Stürmer, der kein Blatt vor den Mund nimmt und nie in utilitaristischen Euphemismus verfällt.“²⁶

Erst drei Jahrzehnte später, Anfang der 1870er-Jahre, kam es durch Paul Heyse – der erste deutsche Nobelpreisträger von 1910 – zu einer Wiedernäherung. Der aus Berlin stammende Heyse war nach Philologiestudium und Promotion 1854 von König Maximilian II. nach München berufen worden, wo er mit Emanuel Geibel den Mittelpunkt des „Dichterkreises“ bildete. Im selben Jahr würdigte Heyse Mörike im Literaturblatt des Egger'schen *Kunstblatts* und sandte dem „verehrten Meister“²⁷ einige seiner dichterischen Versuche. Mörike antwortete auf Heyses Brief vom 23. Dezember 1854 im August des folgenden Jahres mit ausführlichen Entschuldigungen, wenigen Anmerkungen und der Empfehlung eines historischen Stoffes. Außerdem legt er die Nummern des *Morgenblatts* mit seiner Novelle *Mozart auf der Reise nach Prag* bei. Heyse notiert in seinem Tagebuch über deren Lektüre:

etwas zerstreut im Eindruck, Anekdote lose an Anekdote geknüpft, höchst heiter, klar und echt im Urteil. Mozarts Figur knüpft dann doch zuletzt Alles in Eins. Schade, daß die Erzählung von so viel Personen abwechselnd weitergeführt wird.²⁸

Paul Heyse setzte sich in den folgenden Jahren für den kranken und verbitterten Hermann Kurz ein, ermunterte ihn zu neuer Arbeit und gab mit ihm zusammen seit 1871 beim Oldenbourg Verlag den *Deutschen Novellenschatz* heraus, eine vierundzwanzigbändige Reihe mit jeweils rund vier bis fünf

25 Kurz, Hermann Kurz (wie Anm. 1), S. 76 f.

26 Heinz Kindermann: Nachwort, in: Briefwechsel (wie Anm. 8), S. 10.

27 Harry Maync: Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten, 2. Aufl., Stuttgart/Berlin 1913, S. 343.

28 Zitiert nach Eduard Mörike: Werke und Briefe, Band 6,2: Erzählungen, hrsg. von Mathias Mayer, Stuttgart 2008, S. 212.



Hermann Kurz, photographiert von Franz Hanfstaengl im Jahr 1863.

Texten pro Band. Unter den über hundert Novellen der Reihe sind klassisch gewordene, aber auch zahlreiche heute vergessene Texte.

In Band 4 erschien Mörikes Novelle *Mozart auf der Reise nach Prag* neben Wilhelm Hauffs *Phantasien im Bremer Ratskeller* und zwei weiteren Erzählungen. Hermann Kurz schrieb ein Vorwort zu Mörikes Mozart-Novelle „die ihn in seiner vollen Meisterschaft zeigt“ und:

Mörike's ganzer Werth, die Tiefe und Zartheit seiner lyrischen Empfindung, die volkstümliche Frische seines Humors, und in den Erzählungen, die beides vereinigen, die vollendete Anmuth des echt epischen Vortrags, dies Alles ist lange noch nicht nach Gebühr in weiten Kreisen erkannt und gewürdigt worden.²⁹

Mörikes letzter Brief an Kurz dokumentiert mit einem „wärmsten Händedruck“ seine Freude über die geplante Veröffentlichung der Novelle, aber er könne keinen biographischen Beitrag liefern. Damit endet die Korrespondenz, unterschrieben ist der Brief vom 10. Mai 1871 mit „Dein alter – jetzt nur gar zu alter – E. Mörike.“³⁰

In seinem Kalender notiert Mörike im Oktober 1873 für den 10. den Tod von Hermann Kurz. In seiner ein Jahr später aufgestellten *Totentafel*, einer Auflistung seiner Verluste von den in den 1820er Jahren verstorbenen Geschwistern bis zu den Freunden (Hetsch † 1872, Lohbauer † 1873 und Strauß † 1874) taucht Kurz' Name seltsamerweise nicht auf.

Hermann Kurz selbst scheint sich später an die Gründe und die Form des Bruchs nicht mehr erinnern zu haben, denn er schrieb 1870 an Paul Heyse darüber: „Wie wir auseinandergekommen sind, das ist in keiner Metaphysik, geschweige in Mythen oder Mären zu finden.“³¹

29 Holzwarth, Hermann Kurz (wie Anm. 23), S. 53.

30 Eduard Mörike an Hermann Kurz, 10.5.1871, in: Werke und Briefe, Band 19,1: Briefe, 1868–1875, hrsg. von Regina Cerfontaine, Stuttgart 2006, S. 91.

31 Kurz, Hermann Kurz (wie Anm. 1), S. 127.

Annette von Droste-Hülshoff auf gepackten Koffern während der Märzrevolution 1848 in Meersburg

In ihrem letzten überlieferten Brief von Ende März 1848 – zwei Monate vor ihrem Tod – schrieb Annette von Droste-Hülshoff ihrem Vetter Ludwig von Madroux mit Blick auf die Geschehnisse der Märzrevolution, dass „wohl nächstens völlige Ruhe und Sicherheit zurückkehren müssen, nach den letzten Ereignissen und dem entschlossenen Einschreiten der Regierung“.¹ Mit dieser Einschätzung sollte die auf Burg Hülshoff in Havixbeck bei Münster geborene Autorin nicht recht behalten, im Gegenteil: Baden war als Hochburg des Liberalismus auch nach ihrem Tod Schauplatz erbitterter Revolutionskämpfe. Bereits seit dem Herbst 1846 hielt sich Droste in dem Großherzogtum auf, in Meersburg, wo sie ihre Schwester Jenny besuchte. Deren Ehemann Joseph von Laßberg hatte dort 1838 das nach der Säkularisation an den badischen Staat gefallene und von 1814–1836 als Hofgericht genutzte Alte Schloss gekauft und war in die kleine Stadt am Bodensee gezogen, „hauptsächlich aufgrund der unsicheren politischen Lage in der Schweiz“,² wo er bis dahin gelebt hatte. Mit dem Erwerb rettete der Mittelalterenthusiast, der „eine glühende Liebe für Fürsten und Vaterland“ hatte und in der „Rückbesinnung auf das Mittelalter [...] eine Chance für Deutschlands Zukunft“ sah,³ die Burg, deren älteste Teile aus dem 7. Jahrhundert stammen und an der er insbesondere die „geschichtliche[n] Erinnerungen“⁴ schätzte, vor dem Abriss.

Hier, in den historischen Mauern vergangener und bedrohter Mächte, verfolgte Annette von Droste die sprunghaften politischen Umstände genau

-
- 1 Annette von Droste-Hülshoff: Briefe 1843–1848, in: Historisch-kritische Ausgabe. Werke, Briefwechsel. Bd. 10, hrsg. von Winfried Woesler, Tübingen 1992, S. 435. Droste-Zitate in diesem Artikel folgen der achtundzwanzigbändigen Historisch-kritischen Ausgabe und werden nachfolgend mit der Sigle „HKA“ unter Angabe von römischer Band- und arabischer Seitenangabe nachgewiesen.
 - 2 Walter Gödden/Jochen Grywatsch: Annette von Droste-Hülshoff am Bodensee. Ein Reiseführer zu den Droste-Stätten in Meersburg und am Bodensee, Meersburg 1998, S. 19.
 - 3 Zitiert nach: Carsten Arbeiter: Laßberg und Uhland: Konservative und Liberale im Vormärz, in: Droste-Jahrbuch 6 (2007), S. 43–60, hier S. 54 f.

und in Sorge. Sie erkundigte sich auch immer wieder nach den Geschehnissen in ihrer Heimat. Dort, in Münster, seit 1815 Hauptstadt der preußischen Provinz Westfalen, konnte der „Magistrat am 8. März 1848 die Anfrage des königlichen Polizeipräsidenten in Berlin, ob es Unruhen oder Proteste in der Stadt gäbe“, noch mit einem „finden nicht statt“ beantworten. Auch in der folgenden Zeit machte sich die Märzrevolution „nur schwach bemerkbar“.⁵

Vorausgegangen war der Märzrevolution in den Staaten des Deutschen Bundes die Revolution in Frankreich Ende Februar 1848, in deren Folge sich unter dem Liberalen und Schriftsteller Alphonse de Lamartine eine erste provisorische Regierung gebildet hatte. Über dessen zur Zeit der Französischen Revolution spielende sentimentale Geschichte *Jocelyn* schrieb Droste 1837, das „Schöne“ darin überwiege „auch die Fehler des Nationalgeschmacks“.⁶ Wenige Tage nach dem Ausbruch der Revolution erreichte die Nachricht davon auch den Bodensee. Am 29. Februar 1848 notierte Jenny von Laßberg in ihr Tagebuch: „Revolution in Paris, die Republik verkündet, die königl[iche] Familie ist geflohen. es ist schrecklich“.⁷ Für die folgenden Tage hielt Drostes Schwester Unruhen in Karlsruhe, München, Sigmaringen und Belgien fest. Am 10. März erreichten die Aufstände dann auch Meersburg: „Abends Fackelzug u[nd] Aufruhr einiger Radikaler. [...] Nette [...] ist sehr in Angst.“ Vier Tage später vermerkte Jenny eine „Nachricht, daß man die Schlösser des H. v. Rüdts, Racknitz, Berlechingen nieder gebrannt hat“, und am folgenden Tag heißt es: „Nette und ich packen Schmuck, Münzen, Papiere [...], große Besorgniß in Constanz, viele packen ein, Beamte flüchten. Furcht, selbst der Liberalen“.⁸ Das potenzielle Fluchtziel ist nicht überliefert, möglicherweise aber war es Amerika, denn angesichts der großen Unruhen im Paderborner Land, wo die Familie von Haxthausen, aus der Drostes Mutter Therese stammte, ihren Sitz hatte, überlegte man dort wie auf der Burg Hülshoff, „sich in Amerika einzukaufen“.⁹

4 Zitiert nach: Ulrich Gaier: Annette von Droste-Hülshoff und ihre literarische Welt am Bodensee, 4. Aufl., Marbach a. N. 1997, S. 17; vgl. auch Hubert Naessl: Die Meersburg, 7. Aufl., München 1991, S. 13.

5 Christine Schedensack: Protest und Widerstand, in: Stadtarchiv Münster in Kooperation mit dem Landesmuseum und dem Stadtmuseum (Hrsg.): Münster im Wandel der Zeit, Bd. 10, Zwolle 2000, S. 227–246, hier S. 235 f.

6 HKA VIII, S. 221.

7 Jan-Dirk Grimstein: Historisch-kritische Edition des Tagebuchs der Jenny von Laßberg während der Anwesenheit der Annette von Droste-Hülshoff in Meersburg/Bodensee, Unveröffentl. Magisterarbeit, Münster 2001, S. 67.

8 Ebd., S. 68 f.

9 Walter Gödden: Tag für Tag im Leben der Annette von Droste-Hülshoff, Paderborn 1996, S. 321.

Unbegründet waren Drostes Sorgen sicherlich nicht. Ihr Schwager Joseph von Laßberg war ein Anhänger der Restauration und musste als entschiedener Gegner der Revolution „dem badischen Liberalismus ein Dorn im Auge sein“.¹⁰ Republikanische Gedanken galten ihm als „politische und geistige Cholera“, und als im Februar 1848 in Baden die Einsetzung eines Nationalparlaments gefordert worden war, meinte er, „die radicalen stabstropmpeter [...] sprechen, wie in barem wansinne!“¹¹ Zu Übergriffen, die eine Abreise notwendig machten, sollte es aber weder jetzt noch in der Folgezeit kommen, und auch als am 2. April 1848 in Meersburg „die gefürchtete Volksversammlung“ stattfand, „lief alles ruhig ab“, es gab nur „[l]eider eine Fahne auf dem Dagobertsthurm“,¹² dem ältesten Turm des Alten Schlosses. Wie unbeständig die Lage nachfolgend blieb, davon zeichnen die weiteren Tagebucheinträge von Drostes Schwester ein gutes Bild: Am 12. April sollte in Konstanz die Republik ausgerufen werden, am nächsten Tag hielt Jenny fest, die „Republick ist verunglückt“, nur um am 17. April erneut zu notieren: „Republick u[nd] provisorische Regierung in Constanz ausgerufen“, wieder einen Tag später ist sie „schon wieder zu Ende“.¹³ Ebenso wechselvoll wie die politischen Verhältnisse zeigte sich in diesen Wochen auch die Gesundheit der zeit lebenskränklichen Annette von Droste. Die westfälische Autorin, die in Meersburg ihre zweite Heimat gefunden hatte, verstarb nach starkem Blutspien am 24. Mai 1848, bis zuletzt „in äußerster Sorge über die politische Situation“ und „ständig darauf gefaßt, flüchten zu müssen“.¹⁴

Was Droste – jenseits ihrer Befürchtungen vor Übergriffen – von der Märzrevolution und ihren Zielen hielt, lässt sich mangels biographischer Zeugnisse nur indirekt schließen aus ihren Auseinandersetzungen mit den Texten der Autoren des Vormärz und Jungen Deutschland einerseits, ihren eigenen Werken andererseits. Intensiv wahrgenommen hat Droste die auch im Münsteraner Salon Elise Rüdigers besprochenen Gedichte Ferdinand Freiligraths, der mit ihrem Freund und literarischen Förderer Levin Schücking eng verbunden war.¹⁵ Als 1844 Freiligraths Gedichtsammlung

10 Bodo Plachta: Der Vorabend der Revolution von 1848 aus der Sicht der Droste, in: Droste-Jahrbuch 1 (1986/87), S. 173–185, hier S. 175.

11 Zitiert nach: Arbeiter (wie Anm. 3), S. 43 und 55.

12 Grimstein, Edition des Tagebuchs der Jenny von Laßberg (wie Anm. 7), S. 70.

13 Ebd., S. 71.

14 Gödden, Tag für Tag (wie Anm. 9), S. 323.

15 Im November 1839 berichtet Droste sogar, dass Freiligrath diesem vorgeschlagen habe, zu ihm nach Unkel an den Rhein zu ziehen und sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Während Droste das zu diesem Zeitpunkt nicht gutheißt, weil



In Meersburg hatte Droste 1843 das auf einem Weinberg hoch über der Stadt gelegene Fürstenhäusle ersteigert (Zeichnung von Leonhard Hohbach, 1846). Ihr Traum vom freien Leben in der eigenen Dichterklausur ging jedoch krankheitsbedingt nicht mehr in Erfüllung.

Ein Glaubensbekenntnis erschien – jene Zusammenstellung, die ihn als politischen Dichter berühmt gemacht hatte und wegen der er Deutschland aus Angst vor Verfolgung verlassen hatte –, urteilte Droste noch, dass Freiligrath, „ehrgeizig, und dabey ohne Tackt und innere Bildung wie er einmal ist“,¹⁶ sich wohl nur von anderen zu den politischen Gedichten habe verlei-

„ein Schriftsteller ums liebe Brod“ ihrer Meinung nach „nicht nur Sklave der öffentlichen Meinung [ist], sondern sogar der Mode, die ihn nach Belieben reich macht oder verhungern läßt“ (HKA IX, S. 85), geht aus einem Schreiben Schückings an Freiligrath ein Jahr später hervor, dass Droste und er planten, in Freiligraths Heimatstadt gemeinsam mit diesem und der Rheingräfin Sibylle Mertens-Schaaffhausen „eine Art Künstlerkommune zu gründen“. Vgl. Bernd Kortländer: Das Rheinland in der Welt der Annette von Droste-Hülshoff, in: Ingrid Bodsch u. a. (Hrsg.): „Die Reise nach dem Mond“. Annette von Droste-Hülshoff im Rheinland, Bonn 2008, S. 9–17, hier S. 17. Dazu gekommen ist es aber nicht. Zum Verhältnis von Droste zu Freiligrath siehe auch: Jochen Grywatsch: Zwischen Bewunderung und Skepsis. Annette von Droste-Hülshoff und Ferdinand Freiligrath im gegenseitigen Urteil, in: Grabbe-Jahrbuch 14 (1995), S. 237–257.

16 HKA X, S. 238.

ten lassen. Die Lektüre seines Gedichts *Leipzigs Toten* markiert dann jedoch den Schlusspunkt des Verständnisses. Der als Flugblatt verbreitete Text vergleicht das sogenannte „Leipziger Gemetzel“ am 12. August 1845, bei dem das königlich-sächsische Militär mehrere Demonstranten erschoss, mit der „Pariser Bluthochzeit“ von 1572, dem Massaker an den französischen Hugenotten.¹⁷ Droste schien das Gedicht gefährlich:

[...] ich finde es doch recht schön, und fürchte es wird Schaden genug anrichten.
– *Crass* ist zwar, hinsichtlich der Grundsätze, bis zur Scheuslichkeit, aber sonst weniger schwülstig und mit Ausrufungen überladen als manche seiner früheren Gedichte, und muß auf Gleichdenkende und selbst noch Schwankende einen unseligen Einfluß ausüben, da ich *ultraroyale* Seele mich nicht enthalten konnte tief davon ergriffen zu werden, als so entstellend und boshaft ich es auch erkannte. – Aber mein Mitleiden mit *Freiligrath* ist rein todt, – mags ihm schlecht gehen! er verdient nicht besser!¹⁸

Diese Äußerung ist zugleich die letzte, die sich in Drostes Korrespondenz zu *Freiligrath* findet.¹⁹ Als die Autorin auch in der Lyrik ihres Vertrauten Levin Schücking Ziele der revolutionären Kräfte aufgegriffen sah, behagte ihr dies ganz und gar nicht, wie sie Elise Rüdiger mitteilte: „Fürs Erste schickt er mir seine Gedichte, worin er als entschiedener Demagog auftritt. – Völkerfreyheit! Preßfreyheit! – alle die bis zum Ekel gehörten Themas der neueren Schreyer“.²⁰

Eine ähnliche, aber eher verdeckte Kritik gegenüber der progressiven politischen Lyrik ihrer Zeit findet sich im literarischen Werk Drostes, insbesondere in ihren *Zeitbildern*, einer Gedichtgruppe aus ihrem zweiten Lyrikband, der 1844 im Stuttgarter Cotta-Verlag erschien. In *Die Weltverbesserer* spricht sie eine *Warnung* – so noch der Titel im ältesten Gedichtverzeichnis – an allzu radikale Kräfte aus:

Pochest du an – poch' nicht zu laut,
Eh du geprüft des Nachhalls Dauer.
Drückst du die Hand – drück nicht zu traut,
Eh du gefragt des Herzens Schauer.
Wirfst du den Stein – bedenke wohl,

17 Vgl. Bernd Kortländer: *Annette von Droste-Hülshoff und die deutsche Literatur. Kenntnis – Beurteilung – Beeinflussung*, Münster 1979, S. 259.

18 HKA X, S. 323 f.

19 Vgl. Kortländer, *Droste-Hülshoff und die deutsche Literatur* (wie Anm. 17), S. 257.

20 HKA X, S. 352. Die Pressefreiheit war in Baden bereits nach der Julirevolution 1830 kurzfristig eingeführt, aber dann bald wieder abgeschafft worden. Am 1. März 1848 wurde sie wiederhergestellt.

Wie weit ihn deine Hand wird treiben.
Oft schreckt ein Echo, dumpf und hohl,
Reicht goldne Hand dir den Obol,
Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.²¹

Der Text, der nach Drostes eigener Aussage zwar „in Münster höchst klatrig“ aufgenommen wurde, ihr aber „auswärts wirkliche Beachtung zu Wege gebracht hat“,²² wurde zuerst im *Morgenblatt für gebildete Leser* veröffentlicht, dann in der *Kölnischen Zeitung* und dem *Westfälischen Merkur* wiederabgedruckt und schließlich auch noch von Hermann Marggraff in dessen Anthologie *Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit. Von Klopstock bis auf die Gegenwart* (1843) aufgenommen. Letzteres allerdings sorgte bei Droste aufgrund der restlichen Zusammenstellung für Unbehagen, denn ihr Text stand dort neben denen von „neueren Schreyer[n]“: „So muß ich armes loyales Aristokratenblut da zwischen Herwegh, Hoffmann von Fallersleben et cet., paradiren.“²³

In *Die Stadt und der Dom. Eine Carricatur des Heiligsten*, dem einzigen der Zeitbilder, in dem Droste sich direkt auf konkrete jüngste Ereignisse bezieht, zitiert sie Wendungen aus Spendenaufrufen sowohl für den Weiterbau des Kölner Doms als nationalem Leuchtturm wie auch für den Wiederaufbau Hamburgs nach dem Brand von 1842 – beides Ereignisse, die „eng in das um 1840 durch eine Symbolpolitik beschleunigt vorangetriebene nation-building eingebunden“²⁴ waren. Mit ihrem Gedicht, das die Autorin „nicht nur [für] vollkommen wahr, sondern gewiß auch Eins der besten“²⁵ im ganzen Band hielt, prangert Droste „eine Instrumentalisierung christlicher Bilder zu weltlichen Zwecken“²⁶ an und polemisiert damit zugleich gegen die nationalistische Literatur der Vormärz-Dichter: „Die deutsche Stadt, der deutsche Dom,/ Ein Monument, ein Handelsstift,/ Und drüber sah wie ein Phantom/ Verlöschen ich Jehovas Schrift.“²⁷ Ebenfalls als eine deutliche Absage an die Jungdeutschen und Vormärzdichter lässt sich *Die Schulen* lesen, auch wenn Droste den Text für die Veröffentlichung kürzte, um den Andeutungen ihre Direktheit zu nehmen.²⁸ In der (göttlichen) Natur, dem „Meister

21 HKA I, S. 24.

22 HKA IX, S. 316.

23 HKA X, S. 36.

24 Esther Kilchmann: Wurm drin – Droste-Hülshoff und die deutsche Nation, in: Claudia Liebrand/Thomas Wortmann (Hrsg.): Interpretationen. Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff, Stuttgart 2014, S. 107–136, hier S. 114.

25 HKA X, S. 146.

26 Kilchmann, Wurm drin (wie Anm. 24), S. 116.

27 HKA I, S. 8, v. 57–60.

28 Vgl. Kortländer, Droste-Hülshoff und die deutsche Literatur (wie Anm. 17), S. 281.

unsichtbar“, dem „Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen“ und dessen „[d]emüth'ger Schüler“ das lyrische Ich sein will,²⁹ findet sich das Gegenstück zu den abgewerteten politischen Gedichten – und zugleich eine Variation vom poetologischen Programm Drostes, die „nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten kann“ und „keiner beliebten Manier, keinem anderen Führer als der ewig wahren Natur durch die Windungen des Menschenherzens [...] folgen“ und sich damit von einer „auf den *Effect*“ zielenden und nach einer „beliebten Manier“ – also literarischen Modeerscheinungen – richtenden Dichtung abheben will.³⁰

Ihre Ablehnung nationaler Perspektiven zeigte Droste auch bei jenem anderen Konflikt, mit dem sie während ihres dritten Aufenthalts auf der Meersburg in Berührung kam, nämlich dem Krieg um den schweizerischen Sonderbund. Sie stand entschieden auf der Seite der sieben katholischen und konservativ orientierten Kantone: „Gott schütze das Recht! – hier in Baden giebts nur *Eine* Stimme, – für den Sonderbund, und zwar von Unfrommen wie von Frommen.“³¹ Gegründet 1845, diente dieser dazu, ein Gegengewicht zu den liberal ausgerichteten protestantischen Kantonen zu schaffen, die die Bildung eines Bundesstaates präferierten. Im November 1847 trafen die Truppen der beiden Lager aufeinander. Der Sonderbund erlitt eine schwere Niederlage, und die Folgen der Auseinandersetzung trugen sich in der Person Bernhard Zeerleders – im *Historischen Lexikon der Schweiz* als „fanat[ischer] Gegner der revolutionären Ideen und der Radikalen“³² bezeichnet – auch bis auf die Meersburg. Zeerleder, ein Sonderbündler, der vorübergehend bereits in der Schweiz inhaftiert, dann aber freigelassen worden war mit der Empfehlung, das Land zu verlassen, rettete sich Ende Januar 1848 auf das Alte Schloss. Aufgrund eines Auslieferungsabkommens zwischen Baden und der Schweiz wurde Zeerleder aber nach zwei Wochen Aufenthalt auf der Meersburg erneut inhaftiert. Von Laßbergs wurde er in der Haft „mit allem Nöthigen, Betten, Speise, Bücher *et cet.* versorg[t]“³³ und täglich von einem der Familienmitglieder besucht – auch von Droste selbst, die schon in einem Brief aus Eppishausen 1835 an ihren Freund Christoph Bernhard Schlüter die damalige angespannte Lage in der Schweiz wie folgt kommentierte:

Jetzt eben stehn alle *Cantone* in sich selbst, und Eins gegen das Andre, wie Katzen und Hunde, in je mehreren und gemeineren Händen die tausend Fäden liegen, an

29 HKA I, S. 29, v. 14 f., 18.

30 HKA VIII, S. 332 f. und HKA X, S. 89.

31 HKA X, S. 429.

32 Erich Trösch: Art. „Zeerleder, Bernhard“, in: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D49028.php> (Zugriff am 1.9.2016).

33 HKA X, S. 434.

denen das Staats-Gewebe hin und her gezerrt wird, je elender und *Interessierter* geht es zu, man kann nicht ohne Ekel darauf merken.³⁴

Aber auch wenn die Person Annette von Droste eher der Restauration zugeeignet war und die politisch genau beobachtende Autorin, die einmal selbst über sich sagte, sie „verstehe Nichts von Politik“,³⁵ in ihren literarischen Texten wenig politische Ambitionen verfolgte, so ist eine andere Zuschreibung, die bald nach ihrem Tod und bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein ihr Bild bestimmte und die häufig im gleichen Atemzug fällt, hingegen völlig unzulänglich: die einer katholisch-frommen und biedermeierlich-zurückgezogenen Heimatdichterin. Zu viele Zweifel sind ihren geistlichen Gedichten – wie dem Perikopenzyklus *Geistliches Jahr* – eingeschrieben. Droste selbst äußerte, es taue nicht für fromme Menschen. Zu modern ist ihre Lyrik, die ein verletztes Individuum perspektiviert, zu fragil und brüchig sind ihre Idyllen, die immer ein Riss durchzieht, als dass ihre Texte als beschaulich und biedermeierlich gelten könnten. Vielmehr sind sie Ausdruck einer tiefen Verunsicherung: Der berühmte *Knabe im Moor*, der nach seiner schaurigen Moordurchquerung am Ende des Gedichts dann doch die Sicherheit seines Zuhauses erreicht, bleibt im Werk die Ausnahme, und für seine Rettung braucht es zudem einen „Schutzengel in seiner Näh“.³⁶ Wenn das Münsterland in den Westfalentexten, insbesondere den *Westphälischen Schilderungen aus einer westphälischen Feder* von Droste „wie eine große Oase“ beschrieben wird,³⁷ sie der Gegenwart eine stilisierte, fürstbischöfliche, vornapoleonische Zeit als Ideal entgegensetzt, eine Zeit wie *Vor vierzig Jahren* (so der Titel eines weiteren *Zeitbildes*), dann ist das nicht nur eine nostalgische Retrospektive. Es ist zugleich eine Handlungsanweisung für das Jetzt: *Halt fest!*, heißt die Maxime, und zwar an „Freund“, „Wort“, „Glauben“, am ohnehin „angefochtne[n] Selbst“ und dem „Gewissen“.³⁸ Drostes Konservatismus zielt auf ein durch christliche Tugenden geprägtes Zusammenleben im Einklang mit der Natur. Dass sie damit letztlich einen Zustand *beschrieb*, der (selbst im rückständigen Münsterland) nicht nur nicht mehr zu retten, sondern sogar schon vergangen war und erst wieder *erschrieben* werden musste – auch dessen war sich Annette von Droste-Hülshoff sehr genau bewusst: „Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,/ Ich Petrefakt, ein Mammuthsknochen drinn!“³⁹

34 HKA VIII, S. 183.

35 HKA IX, S. 120.

36 HKA I, S. 68, v. 38.

37 HKA V, S. 47.

38 HKA II, S. 71 f., v. 1, 9, 17, 34, 48.

39 HKA I, S. 51, v. 61 f. (aus *Die Mergelgrube*).



Annette von Droste-Hülshoff von ihrer Schwester 1845 beim Angeln am Bodensee gezeichnet.

Georg Herwegh, Emma Herwegh und die Schlacht bei Dossenbach

Der Freiheit eine Gasse“¹ schlagen wollte Georg Herwegh nicht nur als Dichter. Im April 1848, inmitten der gesamteuropäischen Revolutionsbestrebungen, appellierte er als Präsident der Deutschen demokratischen Legion von Straßburg aus „an das deutsche Volk“:

Die Pariser deutsche demokratische Legion ist an den Ufern des Rheins angekommen; sie hat hier deutsche Freiheits-Legionen aus anderen Städten Frankreichs und der Schweiz gefunden, alle gekommen, um für die Freiheit des deutschen Volkes zu fechten.²

Etwa 800 bis 1000 Freiwillige, darunter auch Emma Herwegh, die Frau des Schriftstellers, waren kurz nach der Februarrevolution aus der französischen Hauptstadt ausgezogen, um auch in Deutschland die Republik begründen zu helfen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Rheins sah man dieser „Armee der Freiheit“³ eher skeptisch entgegen. Die *Karlsruher Zeitung* fragte spöttisch:

Und was wollen diese bewaffneten Schaaren in unsern friedlichen Gauen? Die Freiheit wollen sie uns bringen, die Republik uns ausrufen helfen! Sie meinen also, wir seyen nicht Manns genug, die Freiheit uns selbst zu erkämpfen und zu bewahren; sie meinen also, [...] eine aus dem Ausland eingedrungene bewaffnete Minderzahl dürfe uns das Gesetz vorschreiben!⁴

Das Unternehmen der demokratischen Legion und die damit untrennbar verwobenen Lebensgeschichten von Georg und Emma Herwegh werfen ein

1 Georg Herwegh: Der Freiheit eine Gasse!, in: ders.: Werke und Briefe. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe, Bd. 1: Gedichte 1835–1848, hrsg. von Ingrid Pepperle, Bielefeld 2006, S. 29 f., hier S. 30. Das vorhergehende Zitat im Titel stammt aus dem Gedicht *Béranger*, ebd. S. 39.

2 Flugblatt der Pariser deutschen demokratischen Legion, Straßburg 15.4.1848, zitiert nach: Michail Krausnick: Nicht Magd mit den Knechten. Emma Herwegh, eine biographische Skizze, Marbach a. N. 1998, S. 69.

3 Ebd.

4 Volk sey wach!, in: *Karlsruher Zeitung*, Nr. 103, 13.4.1848, S. 1.

einzigartiges Licht auf die revolutionären Hoffnungen und Bestrebungen im Europa der Märzrevolution ebenso wie auf die engen Verstrickungen von Literatur und politischem Leben in dieser Zeit.⁵

Georg Herwegh hatte 1841 mit seinen *Gedichten eines Lebendigen*, deren eingängige Verse wortgewaltig zum bewaffneten Aufstand „gen Tyrannen und Philister“⁶ und zum Kampf für Freiheit und Demokratie aufrufen, den oppositionellen, antifeudalen Bestrebungen in Deutschland poetischen Ausdruck verliehen. Obwohl von der Zensur verboten, fand der Band reißenden Absatz. Wie „auf Sturmesflügeln“ hätten sich die Gedichte verbreitet, schreibt der zeitgenössische Literaturhistoriker Robert Prutz – „seit dem ersten Auftreten Goethe’s und Schiller’s war kein ähnlicher literarischer Triumph erlebt worden“.⁷ Es sind diese Verse, die Herweghs Ruf als Schriftsteller begründen und den gebürtigen Stuttgarter als einen der prominentesten politischen Dichter des Vormärz in die deutsche Literaturgeschichte eingehen lassen.

Emma Siegmund, die hochgebildete Tochter eines Berliner Seidenwarenhändlers und bekennende Republikanerin, hatte der Schriftsteller während einer Deutschlandreise im November 1842 kennengelernt. Nur eine Woche später kündigte er in der *Rheinischen Zeitung* seine Verlobung an. Nicht wenige witterten „Geldheirat“ und prophezeiten, der revolutionäre Schriftsteller werde bald zum biedereren Ehemann verkommen. Doch gerade in seiner politischen Gesinnung und seinem Kampf für Demokratie wollte Emma Siegmund ihren zukünftigen Ehemann unterstützen. Als Herwegh zwei Wochen nach der Verlobung vom preußischen König aufgrund eines offenen

5 Die Geschichte der Deutschen demokratischen Legion ist in der Forschung mehrfach aufgearbeitet worden, die folgende Darstellung beruft sich vor allem auf Ingo Fellrath: Georg Herwegh – Emma Herwegh: Vive la République!, in: Sabine Freitag (Hrsg.): Die Achtundvierziger. Lebensbilder aus der deutschen Revolution 1848/49, München 1998, S. 33–44; Marion Freund: Emma Herwegh (1871–1904). Ein Leben für die Freiheit „als das Einzige, was des Kampfes wert ist.“, in: Walter Schmidt (Hrsg.): Akteure eines Umbruchs. Männer und Frauen der Revolution von 1848/49, Bd. 3, Berlin 2010, S. 259–301; Ingo Fellrath: Von der Deutschen demokratischen Gesellschaft zur Deutschen demokratischen Legion (Paris, März–Juni 1848), in: Heine-Jahrbuch 1998, S. 238–251; Ulrike Ruttmann: Wunschbild, Schreckbild, Trugbild. Rezeption und Instrumentalisierung Frankreichs in der Deutschen Revolution von 1848/49, Stuttgart 2001, zur Deutschen demokratischen Legion insb. S. 100–122; Krausnick: Nicht Magd mit den Knechten (wie Anm. 2).

6 Georg Herwegh: Aufruf, in: Kritische Gesamtausgabe, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 26.

7 Robert Prutz: Zehn Jahre Geschichte der neuesten Zeit. 1840–1850, Bd. 2, Leipzig 1856, S. 379.

Briefes des Landes verwiesen wurde, gab sie kurzerhand ihr Leben in Berlin auf und folgte ihrem Verlobten ins Schweizer Exil, wo sie heiratete. Nach der Hochzeitsreise zogen sie 1843 nach Paris. Dank des Honorars aus Georg Herweghs Büchern und Emma Herweghs großzügiger Mitgift führten sie ein komfortables Leben und betrieben einen äußerst erfolgreichen literarisch-politischen Salon. In ihm verkehrten unter anderen die Gräfin d'Agoult, Pierre de Béranger, Michail Bakunin, Alexander Herzen, Victor Hugo, Alphonse de Lamartine, Franz Liszt, Karl Marx, George Sand und Iwan Turgenjew.

Voller Hoffnung erlebte das Ehepaar die Umstürze im Februar 1848 und die Proklamierung der Zweiten Republik. Ihren Enthusiasmus teilten sie mit vielen der etwa 60 000 in Paris lebenden deutschen Emigranten. Um ihm Ausdruck zu verleihen, bildete sich eine Vereinigung deutscher Demokraten mit dem Anliegen, der provisorischen französischen Regierung in einer offiziellen Adresse Glückwünsche zu überbringen. Zum vorübergehenden Präsidenten wurde Georg Herwegh gewählt. Am 8. März überbrachten mehrere Tausend in einem feierlichen Zug die von Herwegh verfasste und mit etwa 6000 Unterschriften versehene Adresse an die provisorische Regierung im Hôtel de Ville:

Französisches Volk, wir gehen Hand in Hand mit Dir. / Wie groß und schwierig auch immer *unsere* Aufgabe ist, wir fühlen die Kraft mit der Arbeit wachsen. / Erhalte nur *Du* deine Freiheit – das Einzige was der Erhaltung wert ist. / Erhalte *allen* Deinen Kindern, was sie *Alle* erkämpften, und die einzige Hülfe, welche wir von Dir begehren, ist, daß Du standhaft bleibst und uns zujauchzest, wenn wir von den Zinnen des von *deutschen* Händen eroberten *Deutschlands* Dir zurufen: Es lebe die Freiheit, die Gleichheit, die Bruderliebe! / Es lebe die Demokratie! / Es lebe die europäische Republik!⁸

Georg Herweghs politische Überzeugungen sind kosmopolitisch ausgerichtet: Höchster und völkerverbindender Wert ist die (demokratische) Freiheit, erstrebt wird eine „europäische Republik“; nationale Interessen stehen an zweiter Stelle. Jakob Venedey, der zu diesem Anlass ebenfalls eine Rede entworfen hatte (sein Vorschlag war aber auf einer vorhergehenden Mitgliederversammlung, wie auch andere, zugunsten Herweghs abgelehnt worden), berief sich weitaus stärker auf die nationale Souveränität. Er betonte, dass man durchaus bereit sei, „die deutsche Freiheit und das deutsche Vaterland“ zu verteidigen, „wie Ihr so oft die französische Freiheit und das französische

8 Zitiert nach: Emma Herwegh: Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris, Grünberg 1849, S. 7.

Vaterland verteidigt habt“.⁹ Dass sich die Kluft zwischen politischer Solidarität und nationalem Antagonismus als unüberbrückbar erweisen konnte, musste die demokratische Legion später schmerzlich erfahren.¹⁰

Am 9. März 1848 erfolgte die offizielle Gründung der Pariser Deutschen demokratischen Gesellschaft. In diesen Zeitraum fällt wohl auch der entscheidende Vorschlag Adalberts von Bornstedt, ehemaliger preußischer Offizier, Herausgeber der *Deutschen Brüsseler Zeitung* und Vizepräsident der Gesellschaft, eine Legion zu gründen, um den „bedrängten deutschen Brüdern in Deutschland zu Hilfe zu eilen und sie vom Tyrannenjoch zu befreien“.¹¹ Angeregt durch die allgemeine Umbruchstimmung in Europa und Meldungen vom Sturz Metternichs in Österreich zeigte man sich zuversichtlich, dass „drei- oder viertausend entschlossene Männer, die bewaffnet und organisiert in Marsch gesetzt werden, zu diesem Zeitpunkt genügen würden, um den Triumph der Revolution in unserem Vaterlande herbeizuführen“.¹² Andere standen dem Unternehmen skeptischer gegenüber. So gab etwa die in Paris lebende Schriftstellerin Fanny Lewald, die durchaus Sympathien für die Republik hegte, zu bedenken,

daß man wohl in einem einigen Lande, bei einer Nation von gleichmäßiger politischer Bildung schnell die Monarchie in eine Republik verwandeln kann, nicht aber die achtunddreißig Fürsten verjagen und aus achtunddreißig getrennten Völkern mit einemmale ein Ganzes herstellen.¹³

Mit der Gründung der Legion ging auch die Abspaltung von Karl Marx und dessen Anhängern einher, die den Klub der deutschen Arbeiter ins Leben riefen und sich „entschieden gegen jede bewaffnete Einimpfung einer deutschen Republik von außen her“¹⁴ wandten.

-
- 9 Zitiert nach: Ruttmann, Wunschbild, Schreckbild, Trugbild (wie Anm. 5), S. 102.
10 Vgl. hierzu und zur zeitgenössischen Diskussion in der Presse ebd., insb. S. 100–104.
11 Heinrich Börnstein: Fünfundsiebzig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden, Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig 1884, S. 405.
12 Im Original: „[...] nous avons la profonde conviction que trois ou quatre mille hommes résolus, partant armés et organisés, suffiraient en ce moment pour assurer le triomphe de la Révolution dans notre pays.“ Appel au peuple de Paris et à la nation française [18.03.1848], zitiert nach und übersetzt von Ingo Fellrath: Georg Herwegh und das Spritzleder. Zur Genese eines Rufmords und seinen Folgen, in: Peter Stein/Florian Vaßen/Detlev Kopp (Hrsg.): 1848 und der deutsche Vormärz, Bielefeld 1998, S. 161–175, hier S. 162.
13 Fanny Lewald: Erinnerungen aus dem Jahre 1848, Bd. 1, Braunschweig 1850, S. 214.

Das Unternehmen der Deutschen demokratischen Legion – für das in Paris breit geworben wurde – fand nichtsdestotrotz viel Zulauf. Zwischen 800 und 1000 Freiwillige schlossen sich an, darunter viele arbeitslose Handwerker, nicht alle stammten aus Deutschland. Die Legion wurde in vier Bataillone unterteilt und notdürftig exerziert. Militärischer Oberbefehlshaber wurde später Karl Börnstein. Ebenfalls miteinbezogen in die militärische Leitung, die nicht ohne persönliche Spannungen blieb, waren unter anderem Adalbert von Bornstedt, Otto Corvin und Wilhelm von Löwenfels. Georg Herwegh zog als politischer Leiter mit, wobei Emma Herwegh, deren Aufzeichnungen *Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris* einen der wichtigsten Augenzeugenberichte darstellen, betonte, dass er in dieser Funktion „mit dem *militairischen* Commando nichts zu thun hatte“.¹⁵ Es gibt widersprüchliche Aussagen darüber, ob und in welchem Ausmaß er sich auch in die militärische Organisation eingemischt hat und welche Hoffnungen er sich überhaupt von dem Unternehmen machte. Emma Herwegh berichtet, dass er eigentlich „*allein* nach Deutschland zurückgehen“¹⁶ wollte und die politische Führung nur aus Pflichtgefühl übernahm, als er nachdrücklich darum gebeten wurde. Er sei sich bewusst gewesen, dass „mehr Chancen zu einer ersten materiellen *Niederlage* als zu einem schnellen Siege“¹⁷ bestanden. Fanny Lewald hingegen berichtet, das Ehepaar sei „jedem Zweifel unzugänglich, für jede Vorstellung taub aus Enthusiasmus“¹⁸ gewesen.

Die provisorische französische Regierung unterstützte die Legion mit einem Wegegeld bis zur deutschen Grenze, weigerte sich aber, sie mit Waffen auszustatten (vermutlich wollte sie die politischen Außenbeziehungen zu Deutschland nicht gefährden). So waren die Legionäre nur spärlich ausgestattet: 250 Gewehre (von wohl mangelhafter Qualität), 150 Sensen, 50 Pistolen, Säbel und Munition kamen auf die knapp 700 Mann, die schließlich über den Rhein setzten.¹⁹ Doch zunächst kam die Legion, deren erstes Bataillon am 24. März von Paris aufgebrochen war, Mitte April in Straßburg zum Stillstand. Ihre Absicht war, sich den badischen Freischärlern unter Friedrich Hecker anzuschließen, die eine badische Republik begründen

14 Sebastian Seiler: Das Complot vom 13. Juni 1849 oder der letzte Sieg der Bourgeoisie in Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenwart, Hamburg 1850, S. 21.

15 Herwegh, *Geschichte der deutschen demokratischen Legion* (wie Anm. 8), S. 54.

16 Ebd., S. 13.

17 Ebd., S. 15.

18 Lewald, *Erinnerungen* (wie Anm. 13), S. 219.

19 Vgl. Ruttmann, *Wunschbild, Schreckbild, Trugbild* (wie Anm. 5), S. 105

wollten. Doch Hecker zögerte aus guten Gründen, die Legion aus Frankreich öffentlich um Hilfe zu bitten. Denn in der liberalen Presse war es zu einem regelrechten „Propagandafeldzug“²⁰ gegen sie gekommen, wie Emma Herwegh entrüstet berichtet:

Daß der einzige Gruß, das einzige Willkommen, welches die deutschen Blätter den republikanischen Brüdern zuriefen, welche die lange, beschwerliche Reise freudig unternahmen, um im Vaterland für das Vaterland mit ihnen zu kämpfen in dem lauten Schrei bestand: Nehmt Euch in Acht, die *fremde Horde*, die *Räuberbande* aus Frankreich dringt nächstens ein, um zu sengen und zu brennen [...].²¹

Herweghs Proklamation, in der er sich um Richtigstellung seiner Intentionen bemühte und versicherte, dass man die Grenze nicht ungebeten übertreten werde, konnte an diesem Bild wenig ändern.

Wir sind keine Freischaaren ! / Wir sind ein wohlgerüstetes Hilfskorps im Dienste des *deutschen Volkes*, bereit für Deutschlands Freiheit und Größe zu fechten bis auf den letzten Mann, gegen innere und äußere Feinde. [...] Wir erklären Euch aber auch zugleich, daß wir ungerufen nicht kommen, daß es ferne von uns liegt, *gewaltsam* in Deutschland einzudringen, und daß, falls ihr unglücklicher Weise Deutschland für die vollständigste Staatsform der Freiheit: *die Republik*, noch nicht reif wähnt, wir weit entfernt sind, Euch unsere Überzeugung aufzudringen [...].²²

In der Zwischenzeit durchquerte Emma Herwegh als Kundschafterin die Linien der gegnerischen Streitkräfte und versuchte, Friedrich Hecker persönlich aufzusuchen und von den Absichten der Legion zu unterrichten, was ihr auch gelang. Sie unternahm zwei Reisen über den Rhein, erst beim zweiten Treffen mit Hecker erhielt sie den ersehnten Auftrag – wenn auch von seinen Offizieren und nicht von Hecker persönlich, der nach wie vor negative Konsequenzen einer öffentlichen Verbündung befürchtete. Die Legion sollte sich am 22. April im französischen Bantzenheim einfinden, während Heckers Truppen gemeinsam „mit den Freiburger Turnern am diesseitigen Ufer zu Ihrem Empfang bereit“²³ stehen wollten, um anschließend gemeinsam in Freiburg einzuziehen. Da die Legion jedoch keine weitere Nachricht mehr von Hecker erhielt, setzte sie in der Nacht zum 24. April etwa zwanzig Kilometer weiter südlich über den Rhein. Der Empfang gestaltete sich anders als erwartet. Adalbert von Bornstedt berichtet in seinen Erinnerungen konsterniert:

20 Ebd., S. 111.

21 Herwegh, Geschichte der deutschen demokratischen Legion (wie Anm. 8), S. 16.

22 Flugblatt der pariser deutschen demokratischen Legion (wie Anm. 2).

23 Herwegh, Geschichte der deutschen demokratischen Legion (wie Anm. 8), S. 34.

Um fünf Uhr morgens erreichten wir Kleinkems, das erste badische Dorf. Unsere Anwesenheit schien die Bevölkerung in Verwunderung und Schrecken zu versetzen. Niemand rief: ‚Es lebe die Freiheit!‘.²⁴

Und Emma Herwegh notierte, dass die Dorfbewohner zwar „ganz erstaunt“ gewesen seien, „als sie statt der ihnen angekündigten Räuberbande eine singende fröhliche Schaar ankommen sahen, die nichts begehrte als freien Durchzug“, merkte aber gleichfalls an, dass von „Begeisterung für die Republik [...] keine Rede“ gewesen sei.²⁵ Entgegen ihren enthusiastischen Erwartungen wird die „Armee der Freiheit“²⁶ vom Großteil der Bevölkerung keineswegs mit offenen Armen empfangen.

Zu diesem Zeitpunkt waren sowohl Heckers Freischaren als auch diejenigen von Franz Sigel und Gustav Struve bereits geschlagen. Als diese Nachricht die demokratische Legion erreichte, die ohne ausreichend Kämpfer und Waffen keine Aussicht auf einen militärischen Erfolg mehr hatte, beschloss man den Rückzug in die Schweiz, wohin sich auch die versprengten Reste der Freischaren und Hecker selbst zurückgezogen haben sollten. Das Gebiet war von hessischen, nassauischen und württembergischen Truppen durchsetzt, was das Vorankommen erschwerte. Die Route führte von Kempis über Kandern Richtung Todtnau, wo man zunächst noch hoffte, sich Struve anschließen zu können. Als auch seine Niederlage bekannt wurde, wandte sich die Legion am 26. April von Wieden zurück Richtung Zell, um von dort aus weiter nach Rheinfeldern in die Schweiz zu gelangen. Nach einem beschwerlichen, achtzehn- bis zwanzigstündigen Marsch durch schwieriges Terrain erreichte sie am Morgen des 27. Aprils, wohl völlig entkräftet, Dossenbach. Nur noch eine Dreiviertelstunde liegt zwischen den Legionären und dem neutralen Boden der Schweiz, als die Nachhut kurz hinter Dossenbach auf eine Kompanie der württembergischen Infanterie – etwa 200 Mann – trifft.

Plötzlich wird, ohne irgend einen Versuch zu parlamentieren [...] auf uns're Vorposten geschossen [...]. Wer denkt an Hunger, wer an Schlaf! Wie rasend schlägt unser Tambour (ein Franzose) den Wirbel, und mit dem einstimmigen Schrei: Aux armes! Aux armes! stürzen Alle zum Wald hinaus, dem Feind entgegen [...]. Von irgend einem militärischen Commando war in diesem Augenblick, dem *einzi-*

24 Zitiert nach: Ingo Fellrath: Adalbert von Bornstedt, Georg Herwegh und Wilhelm von Löwenfels über das Ende der Deutschen demokratischen Legion, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 58 (1999), S. 197–210, hier S. 199.

25 Herwegh, Geschichte der deutschen demokratischen Legion (wie Anm. 8), S. 37.

26 Ebd., S. 20.

gen, während des ganzen Zuges, wo es untentbehrlich gewesen wäre, *keine Rede*. Der General hatte den Kopf verloren, und sah aus der Ferne gelassen mit an, daß die Unsern sich dem Feind in die Arme warfen [...].²⁷



In Friedrich Heckers Schilderung der revolutionären Ereignisse in Baden im Frühjahr 1848, die noch im gleichen Jahr erschien, sind als Nachtrag eine Illustration und ein Augenzeugenbericht des Gefechts bei Dossenbach abgedruckt. Der anonym publizierte Bericht betont, dass „Herwegh und seine Frau [...] keineswegs gleich die Flucht“ ergriffen, sondern „erst, nachdem wir uns alle zurückgezogen“.

Auch andere Zeugnisse belegen, dass es ein kurzes, chaotisches Gefecht gewesen sein muss, bei dem die zahlenmäßig überlegene, aber erschöpfte und schlecht ausgerüstete Legion deutlich unterlag. Zehn unter ihnen lassen bei Dossenbach ihr Leben, darunter der General Reinhard Schimmelpfennig.

Emma und Georg Herwegh waren indes der Vorhut der Legion zugeteilt und recht weit vom Kampfgeschehen entfernt. In dieser Position, so zahlreiche Berichte, bemühten sie sich darum, das Pulver, das auf ihrem Wagen gelagert war, den Kämpfenden zukommen zu lassen. Nachdem sich das Ge-

27 Ebd., S. 44 f.

fecht, „eben so grundlos als es überhaupt angefangen“,²⁸ wieder aufgelöst hatte, fliehen die Legionäre. 373 werden gefangen genommen – auch Adalbert von Bornstedt als einziger militärischer Führer. Emma und Georg Herwegh gelingt es, in einer abenteuerlichen Flucht – sie werden von einem hilfsbereiten Bauern versteckt und verkleidet über die Grenze gebracht – in die Schweiz zu entkommen.

Mit der Niederlage bei Dossenbach erlangte die Deutsche demokratische Legion traurige Berühmtheit – und besonders Georg Herwegh wurde das Ziel diffamierender Berichterstattungen. In seinen berühmten *Liedern eines Lebendigen* hatte er immer wieder die Rolle des Schriftstellers in Zeiten politischer Umbrüche thematisiert und die Handlung, notfalls auch den gewaltvollen Aufstand, zur ersten Priorität erklärt:

In eines Streithengsts Bügeln möcht'
Ich wiegen mich zur Schlacht,
Nicht mehr im Mondschein wandeln,
Nicht länger schreiben mehr.²⁹

Im Licht seiner Taten wurde seine Worte nun ironisch umgedeutet und als rhetorisch überhöhte Revolutionsträume eines weltfremden Poeten dargestellt, der im Angesicht der Realität kläglich versagt habe. Dabei stilisierte man Emma Herwegh zum Gegenbild – unerschrocken und in Männerkleidung habe sie sich weitaus männlicher verhalten als ihr Ehemann. Besonders hartnäckig hielt sich die von der *Deutschen Zeitung* ins Leben gerufene *Spritzlederlegende*, der zufolge Herwegh sich ängstlich unter dem Spritzleder seines Wagens versteckt habe und von seiner Frau vom Schlachtfeld habe kutschieren lassen. Unter den nachgelassenen Gedichten Heinrich Heines, der Herwegh bereits mit dem Spitznamen „eiserne Lerche“³⁰ vor der Realitätsferne seiner Strophen gewarnt hatte, findet sich ein bissiger Abgesang auf „das große Kind aus Schwaben“,³¹ worin er diese Gerüchte aufgreift:

28 Ebd., S. 47.

29 Georg Herwegh: An die Zahmen, in: Kritische Gesamtausgabe, Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 50.

30 Heinrich Heine: [Herwegh, du eiserne Lerche ...], in: Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Bd. 2: Neue Gedichte, hrsg. von Manfred Fuhrmann, bearb. von Elisabeth Genton, Hamburg 1983, S. 186.

31 Heinrich Heine: Die Audienz, in: Historisch-Kritische Gesamtausgabe, Bd. 3/1: Romanzero. Gedichte 1853 und 1854. Lyrischer Nachlaß, hrsg. von Manfred Fuhrmann, bearb. von Frauke Bartelt/Alberto Desto, Hamburg 1991, S. 228–230, hier S. 228.

[...] Er war ein reitender Virtuos,
Ein Liszt zu Pferde, ein somnambüler
Marktschreier, Hansnarr, Philistergünstling,
Ein miserabler Heldenspieler!

Als Amazone ritt neben ihm
Die Gattin mit der langen Nase;
Sie trug auf dem Hut eine kecke Feder,
Im schönen Auge blitzte Ekstase.

Die Sage geht, es habe die Frau
Vergebens bekämpft den Kleinmut des Gatten,
Als Flintenschüsse seine zarten
Unterleibsnerven erschütterten hatten. [...]

Vergebliches Mahnen! Antipathien
Gibt es, woran die Besten siechen,
Wie Goethe nicht den Rauch des Tabaks,
Kann unser Held kein Pulver riechen.

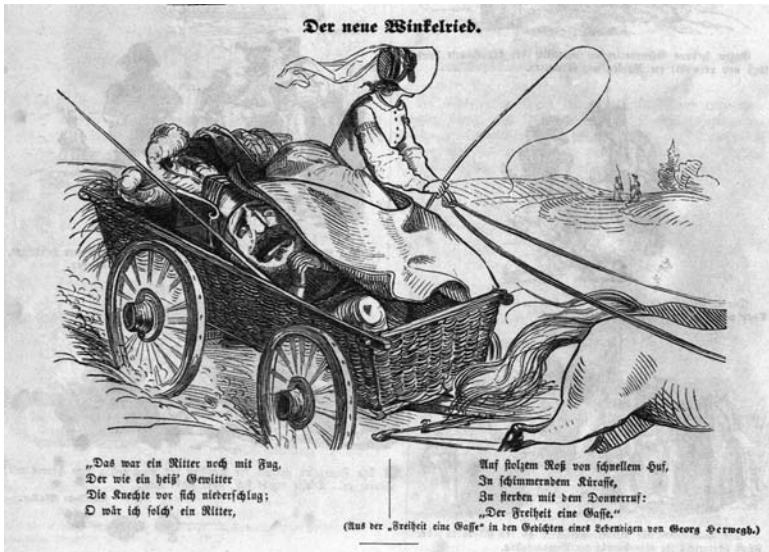
Die Schüsse knallen – der Held erblaßt,
Er stottert manche unsinnige Phrase,
Er phantasieret gelb – die Gattin
Hält sich das Tuch vor der langen Nase.

So geht die Sage – Ist sie wahr?
Wer weiß es? Wir Menschen sind nicht vollkommen.
Sogar der große Horatius Flaccus
Hat in der Schlacht Reißaus genommen.

Das ist auf Erden des Schönen Los!
Die Feinen gehn unter, ganz wie die Plumpen;
Ihr Lied wird Makulatur, sie selber,
Die Dichter, werden am Ende Lumpen.³²

Stichhaltige Anhaltspunkte für diese Legende gibt es nicht, die Berichterstattung kann vielmehr als bewusster Rufmord gewertet werden. Die Gegendarstellungen, von denen durchaus einige publiziert wurden, konnten die öffentliche Meinung nicht mehr beeinflussen. Emma Herweghs noch im gleichen Jahr verfasster Bericht *Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris* konnte nach mühevoller Verlagssuche erst 1849 gedruckt werden und wurde unmittelbar nach dem Erscheinen verboten. So bezahlte Georg Herwegh seinen Einsatz als Präsident der Deutschen demokratischen

32 Heinrich Heine: *Simplizissimus I.*, in: *Historisch-Kritische Gesamtausgabe*, Bd. 3/1 (wie Anm. 31), S. 315–318, hier S. 316–318.



Die Spritzlederlegende wurde zum Gegenstand zahlreicher Karikaturen, häufig mit Herweghs eigenen Versen als Bildunterschrift. Hier: „Das war ein Ritter noch mit Fug, / Der wie ein heiß Gewitter / Die Knechte vor sich niederschlug / O wär ich solch ein Ritter, / Auf stolzem Roß von schnellem Huf, / In schimmerndern Kürasse, / Zu sterben mit dem Donnerruf: / Der Freiheit eine Gasse!“ Anstatt die Freiheit, wie der im Gedicht besungene Ritter Winkelried, unter Einsatz des eigenen Lebens zu erkämpfen, flüchtet Herwegh in die Freiheit der Schweiz – versteckt unter dem Rock seiner Frau.

Legion schlussendlich mit seinem Ruf als Dichter der Revolution 1848/49. Sein Ende als politischer und sozial engagierter Dichter und Denker hat dies allerdings nicht bedeutet; 1863 verfasste er im Auftrag Ferdinand Lasalles das *Bundeslied* für den Allgemein Deutschen Arbeiterverein und bis zu seinem Tod weigerte er sich, eine Deutsche Einheit unter der Vorherrschaft Preußens anzuerkennen, und ließ sich „in freier republikanischer Erde“³³ – im Schweizer Liestal – beerdigen.

33 Emma Herwegh: Eine Erinnerung an Georg Herwegh, Leipzig 1875, S. 11, zitiert nach: Krausnick, Nicht Magd mit den Knechten (wie Anm. 2), S. 124.

Joseph Victor von Scheffel und die Badische Revolution in der Residenzstadt Karlsruhe

In Südwestdeutschland wurde 1848 das revolutionäre Fanal aus Paris unmittelbar aufgenommen. Auf einer Volksversammlung am 27. Februar 1848 in Offenburg wurden Programmpunkte formuliert, die man später unter dem Begriff der „Märzforderungen“ zusammenfasste und am 1. März in der Zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung in Karlsruhe vortrug.

Am 2. März berichtet Scheffel aus der badischen Residenzstadt an seinen Freund Karl Schwanitz:

In diesem gewitterschweren Frühlingsanfang, wo uns der Westwind von den Pariser Barrikaden her auch ein paar schwere Wolken über unser sonst so ruhiges und biedermännisches Karlsruhe getrieben hat, und jeder Tag neue Ereignisse und Entscheidungen bringt, will ich eine Art Tagebuch für Dich führen, – so gut es im allgemeinen Lärm geht.

1. März.

Heute haben Hecker und v[on] Struve den schon lange proponierten Gedanken, mündliche Petitionäre nach Karlsruhe zu führen, ausgeführt. Verdoppelung der Lokomotiven reichte kaum hin, die Menge von Mannheim, Heidelberg usw. zu bringen; – verschiedenes Volk, vom Literaten und Advokaten bis zum Arbeiter, alles mit schwarz-rot-goldener Kokarde. Sie zogen in die Kammer der Abgeordneten mit der Petition Realisierung sämtlicher Volkswünsche. (Diese enthalten außer freier Presse, Jury und Volksbewaffnung noch Gewissensfreiheit, Einkommensbesteuerung nach progressiver Skala, allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht, freies Associationsrecht, deutsches Parlament pp. und einige noch ganz vag gefaßte sozialistische Forderungen, „Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit“, „Allgemeiner Wohlstand“ (!), „Bildung und Unterricht“ u. a. m. – Diese sämtlichen Wünsche waren als kleine Flugschrift gedruckt, und die Mannheimer sollen während der Eisenbahnfahrt ein wahres Schneegestöber von Flugschriften ins Land hinaus losgelassen haben). Die Galerie der 2. Kammer reichte natürlich nicht aus, die vielen Tausende zu fassen. Die ganze Menge, die darin nicht Platz fand, blieb dichtgedrängt in allen Gängen des Ständehauses und im großen Hof desselben versammelt; der Sprecher derselben, v[on] Struve, hatte in der Kammer selbst das Wort verlangt, aber wegen der Geschäftsordnung nicht erhalten. Struve und Grohe, der Redakteur der Abendzeitung, sprachen von den Fenstern aus zum Volk.¹

Am 1. März war die Situation in Karlsruhe angespannt, die angereisten Demonstranten verbrachten eine unruhige Nacht, Mitglieder der Bürgerwehr, zu denen auch Scheffel gehörte, schützten gemeinsam mit den Dragonern das großherzogliche Schloss, um einen befürchteten gewaltsamen Übergriff durch die radikalen Demokraten zu verhindern. In der Nacht des 2. März spitzte sich die Situation zu: das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und ein benachbartes Hotel brannten, gegen Mitternacht fielen Schüsse, die Revolution hatte die Residenzstadt erreicht.

Schilderungen wie die zitierten sind natürlich keine amtlichen historischen Quellen, aber sie können doch illustrieren, welche Hoffnungen, aber auch Ängste die verschiedenen Fraktionen des Bürgertums mit der Revolution verbunden hatten. Scheffel setzte auf eine gesellschaftliche Demokratisierung der deutschen Territorien, aber nur unter der Bedingung eines legalen parlamentarischen Prozesses: „Mit den Waffen des Gesetzes“² habe man versucht, „unsere Revolution in Baden“³ durchzusetzen, so formulierte Scheffel in Abwehr des drohenden gewaltsamen Aufstandes. Seine politische Haltung ist von den sozialistischen Losungen und dem militanten Aktivismus der radikalen Demokraten daher eindeutig abzugrenzen.

Joseph Victor von Scheffel war bereits als Student in den Jahren des Vormärz ein reflektierter Beobachter der politischen Entwicklung gewesen. Von 1848 an schrieb er für die *Karlsruher Zeitung* Artikel, darunter über *Deutsche Kommunisten aus Paris*, und Kommentare über die revolutionären Ereignisse.⁴ Als zweiter Sekretär des Staatsrechtlers Karl Theodor Welcker verfolgte der angehende Jurist von Karlsruhe aus auch die Debatten im Frankfurter Vorparlament und der Nationalversammlung. Diese politische und philosophische Position des späteren „Bestsellerautors“ ist bislang noch wenig bekannt – dabei bildet sie den Grund für seine künstlerische Entwicklung als Maler, Zeichner und Schriftsteller. In Scheffels frühe Werke flossen diese gesellschaftlichen Diskurse unmittelbar mit ein; das 1848 ent-

1 Josef Victor von Scheffel an Karl Schwanitz, 2.3.1848, in: Josef Victor von Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. Nebst Briefen der Mutter Scheffels. 1845–1886, Leipzig 1906, S. 109 f.

2 Ebd., S. 114.

3 Ebd.

4 Vgl. Literatur und Revolution in Baden 1848. Eine Anthologie, hrsg. von Ute Faath und Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Karlsruhe 1997. In der Anthologie finden sich zahlreiche Manuskripte Scheffels aus seinem Nachlass erstmals publiziert, der sich im Oberrheinischen Archiv des Museums für Literatur in Karlsruhe befindet.

standene satirische Gedicht *Bummelmeiers Klage* ist hierfür ein beredtes Beispiel:

Was fang ich an in dieser Zeit?
Es will mir nichts frommen.
Nach Schleswig wollt ich in den Streit,
Bin dort zu spät gekommen.

Im Schwarzwald hätt' ich herzlich gern
Die Republik gestiftet;
Doch war ich noch in weiter Fern',
Als sie schon lang verdüftet.

Ins neue deutsche Parlament
Ließ ich mich gerne schicken,
Allein da mich kein Wahlmann kennt,
So kann mir's niemals glücken.

Und weil ich nichts zu treiben hab',
Bleibt mir nur eins auf Erden:
Ich wart' den deutschen Kaiser ab
Und will sein Hofnarr werden.

Derselbe wird mir sicherlich
Zu seinem Dienst erlesen,
Denn er ist selbst, so gut wie ich,
Ein höchst zweckwidrig Wesen.⁵

Der Titel *Bummelmeiers Klage* als Assoziation der phlegmatischen Biedermeierfigur ist kein Zufall. Doch sind es zuallererst eigene Erfahrungen, die Joseph Victor von Scheffel in seinem Gedicht literarisiert, und diese beziehen sich auf die revolutionären Ereignisse der ersten Monate des Jahres 1848: den Aufstand in Schleswig nach dem Anschluss an Dänemark, Friedrich Heckers Ausrufung der Republik im April 1848 in Konstanz und die darauf folgenden revolutionären Unruhen in Baden. Diese Ereignisse trugen schließlich mit zu einem sich herausbildenden politischen Desillusionismus Scheffels bei, welcher sich durch die Teilnahme als Beobachter an der Frankfurter Nationalversammlung noch verstärkte. In seinen späteren literarischen Werken wie dem historischen Roman *Ekkehard*,⁶ die sich dem bürgerlichen Realismus zuordnen lassen, ist dieser Desillusionismus mit einge-

5 Joseph Victor von Scheffel: *Bummelmeiers Klage*, in: Scheffels Werke, Bd. 1, hrsg. von Friedrich Panzer, Leipzig/Wien 1919, S. 220.

6 1855 als Erstausgabe beim Frankfurter Verlag Meidinger erschienen.

schrieben. „Da unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und Phrase geschädigt worden [ist]“,⁷ formuliert Scheffel in dem poetologisch wichtigen Vorwort zur Erstausgabe des *Ekkehard*, muss die Literatur durch eine „schöpferisch wiederherstellende Phantasie“⁸ wieder lebendig gemacht werden. In seinem historischen Roman experimentierte Scheffel spielerisch mit einem zwischen der literarischen Fiktion und der historischen Authentizität vermittelnden poetischen Verfahren, das historische Quellen unmittelbar in den Text montiert und somit neue literarische Konstellationen schafft, die auf die eigene Zeit zielen.

Am 24. Mai 1848, bereits aus der Frankfurter Nationalversammlung, schrieb Scheffel über den gescheiterten revolutionären „Heckerzug“ im April 1848:

Ich war in der Mitte April, als unsere unglückliche republikanische Schilderhebung losbrach, wieder nach Hause gegangen, um meinen Posten in der Karlsruher Bürgerwehr einzunehmen, weil man zum Teil glaubte, die Herweghsche Kolonne würde bei Au, ein paar Stunden vor Karlsruhe, herüberbrechen, und weil ich, mit der Republik als unserer Zukunft im Herzen, sie doch aus diesen Händen nicht geschenkt haben wollte.⁹

Scheffel warnte in einem Artikel für die *Karlsruher Zeitung* früh vor einem Putsch durch die Radikalen Hecker und Herwegh:

Wenn einmal Baden der Schauplatz geworden ist, auf welchem eine fanatische Minderheit gegen den Willen der übrigen deutschen Nation ankämpft, dann wird auch dort das Volk klar einsehen, auf welcher Seite seine wahren Freunde zu suchen sind. Auf der einen Seite seine natürlichen und gesetzlichen Vertreter im deutschen Parlament, und mit ihnen das Recht; – auf der andern Seite steht eine Partei, und mit ihr die Gewalt! – Wähle ein Jeder, ehe es zu spät ist!¹⁰

Angeregt von den Kämpfen in Paris und den widersprüchlichen Informationen über den „Heckerzug“ setzte sich Georg Herwegh an die Spitze der Deutschen demokratischen Legion in Frankreich und überquerte am 24. April mit knapp 700 Mann bei Freiburg den Rhein.¹¹ Allerdings zu spät, um die aufständischen Revolutionäre um Friedrich Hecker noch unterstützen

7 Joseph Victor von Scheffel: *Ekkehard*, in: Scheffels Werke (wie Anm. 6), Bd. 3, S. 21.

8 Ebd.

9 Ebd., S. 116.

10 Joseph Victor von Scheffel: *Wahl zwischen Recht und Gewalt*, in: *Literatur und Revolution* (wie Anm. 5), S. 78 ff. Zuerst ohne Autorenangabe veröffentlicht in: *Karlsruher Zeitung*, Nr. 102 vom 12.4.1848.

11 Vgl. dazu in diesem Band der Beitrag von Annika Differding.

zu können, sie waren bereits besiegt. Verfolgt und geschlagen von württembergischen Truppen bei Dossenbach konnten sich die verbliebenen Revolutionäre gerade noch in die Schweiz absetzen.¹² Dort wo sie über den Rhein zu den Eidgenossen flüchten konnten, über die Holzbrücke in Säckingen, dort wollte Scheffel zwei Jahre später die Traumata der Revolution verarbeiten – weit entfernt von seiner Geburtsstadt Karlsruhe. Georg Herwegh versuchte nach seiner Flucht von der Schweiz aus weiterhin publizistisch in die politischen Auseinandersetzungen in Deutschland einzugreifen, so mit dem Gedicht *Das Reden nimmt kein End*, in dem er unter anderem auch mit dem badischen Abgeordneten Karl Theodor Welcker und mit Friedrich Daniel Bassermann, dem Exponenten der liberalen Opposition in Baden, scharf ins Gericht ging:

Zu Frankfurt an dem Main –
Da wird man uns befreien;
Man wird die Republiken
Im Mutterleib ersticken,
Und Bassermann und Welcker
Beglücken dann die Völker
Im Parla- Parla- Parlament
Das Reden nimmt kein End!
Zu Frankfurt an dem Main –
Bald zieht der Kaiser ein!
Schon träuft der Gnade Manna,
Ihr Knechte, Hosiannah!
Matthy, der Schuft, Minister –
Triumph, ihr Herrn Philister!
Im Parla- Parla- Parlament
Das Reden nimmt kein End!
[...]
Zu Frankfurt an dem Main –
So schlag der Teufel drein!
Es steht die Welt in Flammen,
Sie schwatzen noch zusammen
Wie lange soll das dauern?
Dem König Schach, ihr Bauern!
Dein Parla- Parla- Parlament,
O Volk, mach ihm ein End!¹³

12 Vgl. Emma Herwegh: Im Interesse der Wahrheit. Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris, von einer Hochverräterin, hrsg. von Horst Brandstätter, Lengwil 1998.

13 Georg Herwegh: *Das Reden nimmt kein End*, in: Herweghs Werke in einem Band, hrsg. von Hans Georg Werner, Berlin 1980, S. 163 f.

Im Gegensatz zu Herwegh ist Scheffel von dem Gelingen einer demokratisch legitimierten Verfassung im Sommer 1848 noch uneingeschränkt überzeugt: „Wir haben mehr Terrain für die Republik in Deutschland, als ich mir vor vier Wochen noch träumen ließ, und sie wird auch nicht mehr lange auf sich warten lassen“,¹⁴ notierte er beispielsweise, um zu monieren, dass noch zu wenigen bewusst geworden sei, „daß wir seit März eine Revolution in Deutschland durchgemacht haben und also auf einem durchaus neuen Rechtsboden stehen“.¹⁵ Eine konstitutionelle Staatsform sah Scheffel daher, ähnlich wie Welcker, nur als „einen Durchgangspunkt“¹⁶ zur liberalen Republik. „So viel ist mir hier klar geworden, daß die Republik unsere Zukunft sein muß“,¹⁷ hatte Scheffel schon im April aus Frankfurt an den Vater geschrieben.

Scheffels frühe politische Position im Frühjahr 1848, am Beginn der revolutionären Ereignisse, lässt sich als skeptischer Liberalismus beschreiben; zeitweise nähert er sich auch radikaleren demokratischen Forderungen an. Seine Enttäuschung über den Verlauf der Erhebung und die Empörung über die Radikalität der Niederschlagung des Aufstandes durch die von den Preußen dominierten Reichstruppen mit vielen Hinrichtungen und Toten hatte ihn an einem teleologischen Entwicklungsgang der Geschichte, wie er sie in der Philosophie Hegels formuliert fand, zweifeln lassen.¹⁸ In einem Brief vom 28. Juli 1849 an den Kommilitonen Karl Schwanitz – noch unter dem Eindruck der Kapitulation der letzten badischen Aufständischen und den anschließend vollstreckten Exekutionen in Rastatt geschrieben – blickte Scheffel schließlich bitter auf die revolutionären Ereignisse zurück:

Was meine Person betrifft, so ist's eigentlich nicht mehr der Mühe wert, etwas davon zu erzählen. Wo die Menschenleben so wohlfeil werden, kommt's auf den einzelnen nicht mehr an. Ich habe die ganze Entwicklung der Ereignisse in unmittelbarer Nähe mitangesehen, ich war am 12. und 13. Mai in Offenburg, habe vergeblich da und dort gesucht, den *deutschen* Gesichtspunkt für Baden hervorzuheben und habe dabei einige Schimpfwörter und keinen Dank geerntet; in der

14 Josef Victor von Scheffels Briefe an Karl Schwanitz, 24.5.1848, in: Briefe an Karl Schwanitz (wie Anm. 2), S. 117.

15 Ebd., S. 118.

16 Ebd., S. 117.

17 Briefe ins Elternhaus (wie Anm. 1), S. 177.

18 Vgl. zu Scheffels Hegel-Lektüre Marcel Krings: „Donnerwetter, wie haben wir uns blamiert!“ Scheffels Hegelstudien und die Badische Revolution, in: Achim Aurnhammer/Wilhelm Kühlman/Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hrsg.): Von der Spätaufklärung zur Badischen Revolution. Literarisches Leben in Baden zwischen 1800 und 1850, Freiburg i. Br. 2010, S. 683–701.

Nacht vom 13. Mai war ich als Bürgerwehrmann im Zeughaus und habe etwas Pulver und Blei gegen die Mitbegründer der neuen Zustände verschossen. Wie aber der Landesausschuß einrückte und die neue Wirtschaft anging, fühlte ich mich zu souverain, um mich von Blind, Steinmetz, Stay beherrschen zu lassen. [...] Ich blieb im Odenwald am Melibokus, viel zeichnend, zusammen mit der Flüchtlingskolonie zu Auerbach, [...] bis der 5te Akt der Geschichte, nämlich die Reichstruppen und die Preußen in langen Heereszügen anrückten. Dann zog ich unmittelbar hinter der Armee in mein armes Vaterland ein, war in Weinheim, Ladenburg, Heidelberg pp. Immer in der ersten Verwirrung; zuletzt ging ich, mehr aus Interesse an der Situation als an dem Geschäft als Aktuar mit dem Zivilkommissär ins Hauptquartier Kuppenheim vor Rastatt; mit der Übergabe der Festung steckte ich diesen Dienst auf, um nicht zu den politischen Untersuchungen verwendet zu werden, und jetzt sitze ich hier, ungewissen Blicks in die Zukunft und trübselig in meiner grünen Stube.¹⁹



Die Kapitulation der Festung Rastatt am 23. Juli 1849, illustriert von Gustav Kühn.

Das blutige Ende des demokratischen Aufbegehrens führte den inzwischen mit *summa cum laude* zum Dr. iur. promovierten Rechtspraktikanten Scheffel zu einer Haltung, mit der er sich außerhalb der postrevolutionären Gesellschaft anzusiedeln versuchte. Resigniert berichtete er am 24. November 1849 an den Freund Friedrich Eggers:

Der politische Bankerott von Deutschland zehrt an mir, jeder Tag bringt mir vergangene Hoffnungen und gegenwärtigen Jammer neu vor Augen, der Staatsdienst

19 Josef Victor von Scheffel an Karl Schwanitz, 28.9.1849, in: Briefe an Karl Schwanitz (wie Anm. 2), S. 130 f.

in seiner gegenwärtigen Bedeutung ekelt mich an; für die Kunst bin ich zu alt, von der Wissenschaft halte ich nicht mehr viel, es kommt mir immer mehr vor, als wenn die Anarchie im Reich der Geister uns unserer allmählichen Auflösung entgegenführte [...].²⁰

Scheffels folgender Versuch der Aufarbeitung gescheiterter Hoffnungen gehört zum europäischen Desillusionismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und hat sich als ein Subtext in seine Texte eingeschrieben – so auch in das Versepos *Der Trompeter von Säckingen*.²¹ Inspiration und Werkentstehung dieses Erstlingswerks sind eng verwoben mit Scheffels Aufenthalt als Rechtspraktikant in der „Waldstadt“ am Rhein. „Also in Säckingen! – Heute vor 8 Tagen um Mitternacht habe ich meinen Einzug gehalten;“ berichtete Scheffel am 6. Januar 1850 in seiner *1. Epistel in die Heimat*.²² Drei Wochen später, am 26. Januar 1850, führte er Karl Schwanitz seine persönliche Situation und seine gescheiterten Hoffnungen vor Augen:

Du wirst Dich über obiges Datum ein wenig wundern. Säckingen? Allerdings. Seit Neujahr hause ich hier in der alten festen und getreuen Waldstadt Säckingen am Rhein, wo die holzerne Bruck über der Rhein nach Helvetien hinüberführt, und bin meines Zeichens Rechtspraktikant bei dasigen Bezirksamt und schreibe Kriminal- und Polizei-Untersuchungen [...]. Ich habs in Karlsruhe nicht mehr aushalten können; die reaktionsfreudigen Staatshämorrhoidariatsgesichter und der Preußenkultus allda haben mir Stehen und Gehen verleidet, und da hab ich die erste Gelegenheit am Schopf ergriffen und habe die hier ausgeschriebene Stellung angenommen. S'ist freilich auch noch der deutsche Rhein, der hier vorüberfließt, aber doch kommt mir's hie und da vor, als säß ich im ultima Thule und könnte wie Ovidius, *Tristia ex Ponto* schreiben. Leider habe ich den Schmerz um Altdeutschland auch hierher mitgenommen und kann ihn immer noch nicht los werden.²³

20 Zitiert nach Gerda Ruge: Eine Studienfreundschaft. Scheffel Briefe an Friedrich Eggers 1844/1849, Karlsruhe 1936, S. 77 f.

21 Vgl. auch Hansgeorg Schmidt-Bergmann: Joseph Victor von Scheffel – *Die Philosophie der Barricade* und der *Trompeter von Säckingen*, in: Heimat am Hochrhein. Jahrbuch des Landkreises Waldshut 42 (2017), S. 83–89.

22 Vgl. Scheffel in Säckingen. Briefe ins Elternhaus 1850–1851, hrsg. von Wilhelm Zentner. Karlsruhe 1927, S. 26. In der Einleitung konstatiert der Herausgeber, S. 5: „Die wechselvollen, in ihrem Ausklang mit herber Tragik durchschütterten Geschehnisse der Revolutionsjahre von 1848/49 – mußten sie nicht auch den jungen Scheffel, der sich im ungebrochenen idealistischen Drang seiner zweiundzwanzig Jahre in den Strudel der plötzlich einbrechenden Ereigniswogen gestürzt hatte, in die Wirrnisse einer schweren inneren Krise schleudern!“

23 Joseph Victor von Scheffel an Karl Schwanitz, 26.1.1850, in: Briefe an Karl Schwanitz (wie Anm. 2), S. 135 f.

Dieser Desillusionismus war einzig durch die Kunst zu lindern und Joseph Victor von Scheffel entschied sich denn auch nach seinen knapp zwei Jahren als Rechtspraktikant in Säckingen und nach inneren Kämpfen und Diskussionen mit den Eltern, den eingeschlagenen Berufsweg als Jurist aufzugeben und schließlich als Künstler zu leben. In Italien wurde ihm bewusst, dass seine Kunstform nicht die bildende Kunst, sondern die Dichtung sei. In wenigen Monaten entstand das Versepos *Der Trompeter von Säckingen*, das Ende 1853 erschien und einige Jahre später zu einem Bestseller mit dreistelliger Auflagenhöhe werden sollte.²⁴ Die ins 17. Jahrhundert gelegte Liebesgeschichte zwischen dem jungen Trompeter Werner Kirchhof und der adligen Margaretha von Schönau bedient die Sehnsüchte der Leser nach Glück und Idylle. Kombiniert mit humorvoller Ironie und offenkundigen intertextuellen Bezügen, fühlt sich das gebildete Bürgertum unterhalten und findet sich im Versepos wieder. Scheffels Texte sind insgesamt geprägt von der Auseinandersetzung mit einer gesellschaftlichen Stimmungslage, in der nach 1848 plötzlich der theoretisch begründete Pessimismus Arthur Schopenhauers als neues philosophisches Ordnungssystem ebenso populär werden konnte wie nur wenige Jahre später die Kunstmetaphysik Richard Wagners. In der Hoffnung auf eine Erlösung durch die Kunst haben diese Optionen ihren gemeinsamen Fixpunkt und das Happy End in seinem Versepos *Der Trompeter von Säckingen* steht dafür stellvertretend. Die Generation der um 1820 Geborenen, zu denen beispielsweise Gottfried Keller, Adalbert Stifter, Theodor Fontane, Conrad Ferdinand Meyer und Gustav Freytag gehören, all jene, die ihre Revolutionserfahrungen ebenso wie Richard Wagner und Joseph Victor von Scheffel in jungen Jahren verarbeiten mussten, ist allgemein geprägt von dem Versuch, sich von der erfahrenen gesellschaftlichen Realität abzuwenden und in der Kunst einzurichten. Daran hat das Werk von Joseph Victor von Scheffel Anteil. Er selbst konstatierte rückblickend:

Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufes riefen in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und kuriosen Verhältnisse im öffentlichen Leben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form der inneren Melancholie.²⁵

24 Vgl. dazu im Allgemeinen: *Der Trompeter von Säckingen. Eine Liebesgeschichte. Ein Buch. Ein Bestseller*, bearb. von Hansgeorg Schmidt-Bergmann und Sarah von Keudell, Karlsruhe 2016.

25 Zitiert nach Johannes Proelß: *Scheffels Leben und Dichten*, Berlin 1887, S. 30.

Wie Heinrich Hansjakob die Revolution nach Engen holte

Am 23. Mai 1869 standen sich Katholiken und Liberale in dem kleinen abgelegenen Engen im Hegau wütend auf Straßen, Plätzen und in Gaststätten gegenüber. Staatsminister Julius August Isak Jolly trieb die Trennung von Kirche und Staat mit neuen Gesetzen zur Einführung einer staatlichen Prüfung für Geistliche und der Zivilehe voran. Sein prominentester Gegner war Heinrich Bernhard Reichsfreiherr von Andlaw-Birseck aus Freiburg, der seinen mächtigen Rückhalt in den katholischen Vereinen nutzte, um die säkularen Bestrebungen des badischen Staates als Angriff auf die Kirchen und die Religionsfreiheit zu entlarven. „Diese Versammlung in Engen dürfte als in ihrer Art ganz eigen dastehen“,¹ beschreibt ein Akteur von damals diesen für die damalige Zeit ungewöhnlichen Straßenkampf um das richtige Staatsverständnis von Demokratie und Freiheit. Es ist der spätere Volksschriftsteller, katholische Landtagsabgeordnete, Sozialreformer und Kritiker des päpstlichen Unfehlbarkeitsdogmas Heinrich Hansjakob aus Haslach im Kinzigtal, der es mit dem Zölibat nicht so genau nahm und Kinder zeugte, mit hohen Einnahmen aus Erzählungen und Reiseberichten prahlte und der trotz Verfolgung durch den badischen Staat an den Idealen der 48er-Revolution unverdrossen festhielt. In Engen betritt er mit einer kämpferischen Rede die große Bühne der badischen Politik. Für seine Polemik gegen die Regierung kommt er wenige Monate später ins Rastatter Gefängnis, wo er seine Erinnerungen an Engen notiert:

Nicht zwanzig Schritte von einander zwei Konvente der entgegen gesetzten Parteien; was der eine verwarf, pries der andere; was dieser lobte, tadelte jener; hier rief man ‚hoch Andlaw!‘ – dort ‚Jolly hoch!‘ Grimmigen Blickes zogen am Abend die Herren der Liberalen durch die Straßen; begegneten sie gar einem *Pfaffen*, so glaubte man die Pulse schlagen zu hören in ihrem ‚tiefempörten‘ Herzen.²

1 Heinrich Hansjakob: Auf der Festung. Erinnerung eines badischen Staatsgefangenen, hrsg. von Heinz Bischof, Rastatt 1979, S. 51.

2 Ebd., S. 45.

Die Katholische Volkspartei hatte eine Veranstaltung mit politischen Reden im *Lamm* auf 15.30 Uhr angekündigt. Schon um 14.00 Uhr war der Saal mit Katholiken aus ganz Baden gefüllt, darunter zahlreiche Bauern aus dem umliegenden Hegau und der Baar. Man entschloss sich kurzerhand frühzeitig zu beginnen, da ohnehin niemand mehr eingelassen werden konnte. War dies ein schlauer Schachzug der Veranstalter, um die Widersacher abzuschütteln, die noch mit der Eisenbahn von weiter her unterwegs waren? Oder war das alles nur ein glücklicher Zufall an diesem sonnigen Sonntag? Der damals weitgehend unbekannte Heinrich Hansjakob gibt darüber in seiner ansonsten ausführlichen Erinnerung *Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen* keine Auskunft. Doch in seinem Text klingt Hohn und Spott auf die „Liberalissimi“ und „in ihrem Gefolge zahlreiche ‚Emancipierte‘ israelitischen Geschlechts von Worblingen und Gailingen“ an, die aus ganz Baden mit den Zügen über Konstanz und Radolfzell mit Verspätung ankamen und im gefüllten Saal keinen Platz mehr fanden, sich ohnehin in der Minderzahl sahen und darum draußen ihre „Spannergelüste in schlechten Reden und gutem Bier“ abkühlten. Aus ihre Absicht, so Hansjakob, „Schwarzwild auszuhauen“, wie zuvor schon einmal bei einer Versammlung in Mannheim, wurde an diesem Tag in Engen erst einmal nichts.³ „Schwarzwild“, dieses Schmähwort hatte Hansjakob aus öffentlichen Reden seiner Widersacher entnommen. Es taucht auch auf in einem Spottgedicht eines unbekanntes Autors in der liberalen *Constanzer Zeitung* vom 6. Juni 1869. Es drückt noch drastischer als der Begriff „Schwarzwild“ aus, was die säkularen Liberalen vom gerade sich formierenden politischen Katholizismus hielten. Der darin angegriffene Jakob Lindau aus Heidelberg, für seine katholische Überzeugung zweimal inhaftiert, für dasselbe Engagement allerdings von Papst Pius IX. mit dem Piusorden ausgezeichnet, wurde 1871 Reichstagsabgeordneter. Gemeinsam mit dem Freiburger Bischof Lothar von Kübel, einem frühen Förderer und Fürsprecher Hansjakobs, empörte er sich über die 1869 angeordnete rücksichtslose Vertreibung der Schwestern aus dem seit 1497 bestehenden Wallfahrtsort bei St. Peter im Schwarzwald, dem Lindenberg, der neben den Personen Lindau und Kübel ebenfalls im Gedicht erwähnt wird. Die 1869 unterbrochene „ewige Anbetung“ der Schwesterngemeinde wurde übrigens erst 1955 mit der Gebetswache des katholischen Männerwerks Freiburg erfolgreich wieder aufgenommen.

3 Zitiert aus dem Hansjakob-Jahrbuch V der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft, zusammengestellt von Max Weber und Karl Motsch, Freiburg i. Br. 1975, S. 44.

Der Wunder- und Ehrentag von Engen

In' s tiefe Tal nach Engen rief Lindau seine Schaar,
Zu leuchten und zu sengen im Höhgau und der Baar,
Zu leuchten den Blinden und Tauben als Hort der Geistlichkeit,
Zu sengen den ganzen Glauben an eine bessere Zeit.

[...]

Und drinnen im Saale beim Totenmahle

Da stöhnen sie laut:

„Weh' dem, der solches spricht und glaubt!
Der Jolly hat uns manch' schöne Himmelsbrauth
Vom stillen Lindenberg geraubt.

Er ist des Landes größter Uebel,
Denkt nur an unseren Bischof Kübel!

[...]

Doch eine Lehr' ihr Liberalen im ganzen Vaterland,
Wo sich die Raben wieder sammeln, seid hurtig bei der Hand!
Erscheint in großen, größeren Schaaren,
Als Lindau es vermag;
Dann wird der Wundermann erfahren
Bald seinen letzten Ehrentag!

In dieser Stimmung, die im Hohn- und Spottgedicht ausgedrückt wird, waren die „Liberalissimi“ nach Engen geströmt. Die Tatsache, zu spät angekommen zu sein und keinen Einlass in das Tagungsort mehr bekommen zu haben, wird ihre Wut weiter angestachelt haben. Die Regierungstreuen ersannen eine List. Heinrich Hansjakob schildert den Vorfall so:

Da tönte mitten in der Versammlung der liberale Ruf: der Saal bricht ein! Eine fürchterliche Unruhe entstand, alles drängte den Türen und Fenstern zu, eine unheilvolle Szene drohte; doch der gewaltigen Stimme des Präsidenten Lindau gelang es, den Sturm zu beschwichtigen. Es war weiter nichts an der Sache als angelegte Buberei, um die Versammlung, die man sonst nicht zu hindern vermocht hatte, auf diese heillose Art zu sprengen. Ich hatte mitten im Tumult meine Blicke auf den Redner gerichtet. Furchtlos und felsenfest blieb Herr von Andlaw auf der Rednerbühne stehen, und ruhig, als ob nichts vorgefallen, führte er, nachdem der Tumult sich gelegt hatte, seine herrliche Rede zu Ende. Ich darf mich nicht schämen zu gestehen, dass mir Tränen in die Augen traten, als der Greis die Tribüne verließ, so sehr hatten mich Mann und Rede begeistert.⁴

Emotional aufgewühlt und durch sein Vorbild Andlaw bestärkt, wird bei Hansjakob der Entschluss gereift sein, für die Sache des Katholizismus fortan als Redner, Politiker und Historiker öffentlich zu kämpfen. Nach dem kurzen Zwischenfall und den Worten des Hauptredners Andlaw trat der

4 Hansjakob, *Auf der Festung* (wie Anm. 1), S. 45.

junge Heinrich Hansjakob ans Rednerpult. Scharfsinnig in seiner politischen Analyse und mit reichlich bissiger Polemik gespickt, machte er in seiner Ansprache klar, dass nicht der liberale Fortschritt, sondern der Katholizismus der Garant für Demokratie und Freiheit sei. Die Gegenseite sah das naturgemäß völlig anders. Tonfall und Wortlaut der Rede von Heinrich Hansjakob waren für die Liberalen ein erneuter Beweis, dass kein moderner Staat zu machen sei mit diesen „Ultramontanen“, jenen „rückständigen“ Katholiken, die dem lateinischen Wortsinn gemäß „hinter dem Berg stehen geblieben“ waren und von jenseits der Alpen vom Papst gesteuert sogar Gesetze der demokratisch gewählten Regierung in Karlsruhe missachteten und zum Boykott von staatlichen Lehramtsprüfungen für Priester aufriefen.

Der liberale badische Innenminister Julius Jolly, dem Hansjakob wegen seiner sozialkritischen Schrift über den *Salpeterer Aufstand* schon die Suspension von der Stelle eines provisorischen Rektors in der Höheren Bürgerschule Waldshut zu verdanken hatte, bekam über Zeitungsberichte im katholischen *Trompeter von Säckingen* und im *Badischen Beobachter* Kenntnis von den neuerlichen Angriffen auf die Regierung. Hansjakob musste sich in Konstanz vor dem Kreisgericht verantworten. Seinen Anwälten ist zu verdanken, dass es nicht noch schlimmer für ihn kam. Denn sie hatten ihn gebeten, sein Temperament zu zügeln und dem Staatsanwalt nicht zu antworten. Der seinerseits nahm auch kein Blatt vor den Mund und „donnerte gewaltig“: „Die Ultramontanen wollen die Anarchie.“⁵ Dieser Vorwurf gegen den konservativen Klerus, der zum Teil so wie Heinrich Hansjakob eine Verbindung von Demokratie und Religionsfreiheit anstrebte, war absurd. Doch Kritik an der Regierung außerhalb des Landtages wurde zu jener Zeit hart verfolgt. Hansjakob bekam seine erste Gefängnisstrafe, die er in Rastatt abzusitzen hatte, wo er seine Erinnerungen an die Ereignisse in Engen niederschrieb.

Der Tag in Engen hatte für Hansjakob neben der politischen auch eine ganz persönliche Bedeutung. Im Vorwort seiner Erinnerung schreibt er: „Der geneigte Leser wird unschwer herausfinden, daß aus diesen Erinnerungen die Sturm- und Drangperiode meines Lebens spricht.“⁶ Er wird mit Stolz auf Engen zurückgeblickt haben, denn sonst hätte er die Schrift wohl kaum ein zweites Mal 25 Jahre später zum Jahrestag des Engener Konvents überarbeitet herausgegeben und ergänzt um den Originaltext seiner Rede. Ihr exakter Wortlaut blieb verschollen bis ein Freund sie ihm nach 25 Jahren unverhofft überreichte.

5 Hansjakob-Jahrbuch V (wie Anm. 3), S. 42.

6 Hansjakob, Auf der Festung (wie Anm. 1), S. 4.



Hansjakob war allein wegen seiner Körpergröße nicht zu übersehen. Auch seinen Reichtum stellte er gerne zur Schau, den er durch hohe Auflagen seiner Erzählungen wie „Bauernblut“ oder „Der Vogt auf dem Mühlstein“ verdient hatte. Nach 1884 wurde er Pfarrer in St. Martin in Freiburg und gönnte sich eine prunkvolle Wohnung und einen Privatsekretär. Für seinen Ruhestand bezog er 1913 sein repräsentatives Haus mit herrlichem Blick über seine Heimatstadt Haslach im Kinzigtal. Heute ist dort das Hansjakob-Museum untergebracht. Es dokumentiert Leben und Werk des Volksschriftstellers anschaulich durch Originalmöbel, Schriften und Gemälde.

Doch was erhitzte damals die Gemüter derart unversöhnlich? Deutschland stand am Beginn des Kulturkampfes, der früh im Großherzogtum Baden als Kirchenkampf begann und der wenig später zwischen Bismarcks Preußen-Staat und der katholischen Kirche noch weit unnachgiebiger vor allem von Seiten Bismarcks geführt werden sollte. Von der Reichsgründung 1871 bis zur Aussöhnung 1878 stritten der preußische Staat und vor allem die katholische Kirche um Macht und Einfluss in Staat und Gesellschaft. Ähnliche Auseinandersetzungen gab es seit der Französischen Revolution ebenfalls in anderen europäischen Ländern. Für Bismarck war der Kulturkampf ein Machtstreit – für das Königtum, gegen das Priestertum. Bis zu 1800 Priester ließ er vorübergehend inhaftieren.

In Baden ging es zunächst darum, die Prüfung zum Priesteramt durch staatliche Stellen vornehmen zu lassen, die Konfessionsschulen abzuschaffen und das Privileg der Eheschließung vor dem Altar durch die Einführung der zivilen Ehe anzutasten. Vor allem Katholiken empfanden das als unzulässigen Eingriff des Staats in die Religionsfreiheit. Protestanten in Baden hatten mit der einen oder anderen Änderung ebenfalls Probleme. Doch politisch stand die protestantische Minderheit, die in den Städten lebte und sozial bessergestellt war, eher auf der Seite der liberalen Regierung. Erst nachdem der deutsche Staat seine Rolle als Hüter der Religionsfreiheit in der Weimarer Verfassung 1919 festlegte, sollte diese Auseinandersetzung zumindest dem Verfassungsanspruch nach ihr vorläufiges Ende finden.

Die ersten allgemeinen, gleichen, direkten und öffentlichen Wahlen in Baden 1868 hatten eine Mehrheit an Sitzen im Zollparlament für die Liberalen gebracht. Das Zollparlament war Bismarcks Versuch, die süddeutschen Staaten mit eigenen Abgeordneten in den preußisch dominierten Reichstag des Norddeutschen Bundes zu integrieren. Die Mehrheit für das liberale städtische Bürgertum im Großherzogtum Baden, das wie in Heidelberg und Karlsruhe weitgehend protestantisch gebunden war, hatte zwei wesentliche Gründe: zum einen die Wahlkreiseinteilung und zum anderen die Wahl von Wahlmännern in den Gemeinden. Dieses indirekte Wahlverfahren führte im Zusammenspiel mit der Wahlkreiseinteilung zu einer Bevorzugung von Kandidaten aus dem liberalen Bürgertum. Das Nachsehen hatte vor allem die zahlenmäßig starke Bevölkerung auf dem Land und damit einhergehend die von dort kommenden katholischen Kandidaten.

In Engen zeigten sich mehrere Konfliktlinien, die damals die politische Debatte in ganz Baden beherrschten: Fortschrittsgläubige gegen sozialkritische Mahner, Stadt gegen Land, Protestanten gegen Katholiken. Aus Sicht der liberalen Regierung in Karlsruhe stand der Pfarrer Heinrich Hansjakob immer auf der falschen Seite. Doch der machte in seinen Schriften und Re-

den deutlich, dass die Karten noch einmal neu gemischt werden müssten, bevor die Ziele der badischen Revolution von 1848 in Staat und Gesellschaft umgesetzt sein würden. Hansjakob trug seinen Heckerhut zeitlebens als Zeichen seiner Verbundenheit mit der demokratischen Bewegung von 1848. Diese Gesinnung kommt in einem Auszug aus seiner Engener Rede besonders überzeugend zum Ausdruck:

[...] wir wollen kein Scheinchristentum, wir wollen kein liberales Freimaurerregiment, wir wollen keine Bismarckerei voll Blut und Steuern, wir wollen keine absolute Fürstengewalt – wir wollen aber auch, womit die Liberalen dem Volke so gerne drohen, wir wollen auch keine Priesterherrschaft, keine Herrschaft irgend eines Standes oder Kaste, sondern wir wollen Freiheit, Freiheit für Alle – Freiheit der Person, Freiheit der Familie, Freiheit der Gemeinde, Freiheit jeder religiösen Genossenschaft – Freiheit des ganzen Volkes! Und in dieser Beziehung sind wir auch Demokraten, wahrhaft Freisinnige, echt katholische Demokraten!⁷

Hansjakob kämpfte in seiner Engener Rede nicht nur für Religionsfreiheit und gegen Übergriffe des Staates auf die Privatsphäre, auf Glaube, Ausbildung und Ehe. Bereits in seiner Schrift *Aus den Ferien* von 1868 hatte er zudem soziale Missstände analysiert und sie als Auswüchse eines entfesselten Wirtschaftsliberalismus kritisiert. In der Nähe seiner Heimatstadt Haslach im Kinzigtal hatte er das Kohlenbergwerk „Zum Hagenbach“ besucht und die katastrophalen Bedingungen der Kinderarbeit und der Bergarbeiter beschrieben. Hansjakob spricht im Geist der katholischen Soziallehre mit ihren Leitprinzipien Solidarität und Gemeinwohl von „Ausbeutung durch geldgierige Kapitalisten“.⁸ Er vergleicht die Verhältnisse im Kinzigtal mit der Sklavenhalterei in den Südstaaten Amerikas. In dieser Schrift, die zuerst im *Trompeter von Säckingen*, einer viel beachteten katholischen Zeitschrift, abgedruckt worden war, prägt er den Begriff „Mastbürger“. In seiner Engener Rede wird er diesen Begriff wiederholen, wenn er die Vorherrschaft der liberalen, reichen, städtischen Protestanten abkanzeln will.

Nur wenige Jahre nach seiner Rede in Engen wird Heinrich Hansjakob versöhnliche Töne anschlagen. Seinen Idealen Demokratie und soziale Gerechtigkeit wird er Zeit seines Lebens treu bleiben. Doch „Sturm und Drang“ werden schon bald von politischer Klugheit abgelöst. Ausgerechnet im Mutterland der Säkularisation, in Frankreich, wird Hansjakob zur Einsicht kommen, dass strikte Opposition gegen den Staat zur Isolation des Katholizismus führen würde.

7 Ebd., S 2.

8 Zitiert nach Manfred Hildenbrand: Heinrich Hansjakob. Rebell im Priesterrock, Haslach i. K., 2007, S. 129.



Das Hagnauer Museum erinnert an Hansjakobs Wirken als Pfarrer am Bodensee von 1869 bis 1884. Die zunehmende Armut der Winzer beschäftigte Hansjakob. Mit der von ihm angeregten Gründung der ersten Winzergenossenschaft in Baden fand er für die damalige Zeit einen Ausweg aus der Krise.

Am 16. Februar 1874 begann Hansjakob eine sechswöchige Reise nach Frankreich. Kurz zuvor, im Januar desselben Jahres, hatte Innenminister Jolly, ermutigt durch kirchenfeindliche Stimmungen in Preußen, eine sogar noch verschärfte Fassung des Examensgesetzes durch den Landtag gebracht. Demnach mussten, wie schon zuvor geplant, alle Priester, die eine ordentliche Pfarrstelle anstrebten, die staatliche Prüfung ablegen. Verschärfend kam durch das neue Gesetz hinzu, dass auch alle Pfarrverweser staatlich geprüft werden mussten. Obendrein sollte die katholische Kirche gezwungen werden, ihre Ausbildungsstellen für den Nachwuchs in Knabenseminaren und Konvikten zu schließen. Geistlichen, die diese Regelungen umgingen, drohte neben einer Geldstrafe Gefängnishaft. „An dieser Radikalkur gegen die Kirche wird nicht der Patient, sondern der Doktor, d. h. der Staat, zugrunde gehen“,⁹ kommentierte Hansjakob das Gesetz. Er war inzwischen in den Landtag gewählt worden und konnte darum nicht so leicht wie 1869 wegen seiner Reden verfolgt werden. Hansjakob griff Jolly im Landtag erneut scharf mit den Worten an: „Dieses Gesetz ist eine Gewaltmaßnahme gegen uns, mit dem Sie, Herr Minister, unser Haus anzünden wollen!“¹⁰

Hansjakob reagierte sichtlich angeschlagen. Möglicherweise machte sich die Nervenkrankheit bei ihm bereits bemerkbar, die er etwas später in der Heilanstalt Illenau behandeln lassen musste. Für den damaligen Moment dürfen wir auf jeden Fall annehmen, dass er enttäuscht war, zumal er 1874 bei seiner Kandidatur um ein Reichstagsmandat ausgerechnet in seiner Heimat im ländlich geprägten Wahlkreis Offenburg seinem nationalliberalen Widersacher unterlegen war.

In Frankreich angekommen benötigte der politisch kluge Kopf nicht lange, um mit einigermaßen Unbefangenheit und Distanz zu den Ereignissen im Nachbarland kühl zu erkennen, welche Fehler der französische Katholizismus in der Auseinandersetzung mit dem säkularen Staat gemacht hatte. Hansjakob beschrieb, wie die radikale Opposition des Katholizismus die Kirche immer stärker in die Abhängigkeit vom Staat getrieben hatte, anstatt Handlungsfreiheiten zu bewahren. Der Kulturkampf in Deutschland könnte eine ähnliche Entwicklung einleiten, notierte Hansjakob in seinen Reiseerinnerungen. Der politische Katholizismus könnte bei fortgesetzter unachgiebiger Haltung ins gesellschaftliche Abseits geraten. Ebenso wichtig war es für den „Rebell im Priesterrock“, eine weitere Gefahr abzuwenden. Hansjakob sollte neben seiner Berufung zum Politiker und Volksschriftsteller ein Leben lang in der Hauptsache Priester bleiben. So galt seine Sorge

9 Ebd., S. 161.

10 Ebd.

vor allem den Gläubigen, die durch eine gesellschaftliche Randstellung der Kirche Nachteile zu befürchten hätten. Daher schlug er noch vor seiner Rückkehr nach Deutschland friedliche Töne an und forderte seine Kirche zum Nachgeben auf, denn sie habe „vor allem den Beruf, eher Unrecht zu erleiden, als das Volk religiös verwildern zu lassen“.¹¹

Sein Appell zur Toleranz zwischen Kirche und Staat, aber auch zwischen den Weltreligionen, hat seine Aktualität nie verloren. Heinrich Hansjakob hat seine Lehre aus dem Kulturkampf gezogen:

Man muss nur einmal ernstlich anfangen, nicht sich und seine Partei für fehlerlos anzusehen! Möge darum, so habe ich mehr denn einmal in Frankreich gebetet, Gott unserem Vaterland gnädig sein und es zum Frieden lenken zwischen Kirche und Staat, ehe es zu spät sein wird.¹²

11 Ebd., S. 163.

12 Ebd.

Wie die Trauerfeier für Albert Dulk in Stuttgart und Esslingen zu einem sozialdemokratischen Großereignis wurde

Das Ziel der 6000 Menschen, die im Herbst 1884 vom Esslinger Bahnhof nach Norden wanderten, war eine schlichte Waldarbeiterhütte. Sie war spärlich möbliert: ein Teppich, ein Tisch, eine Lampe. Es handelte sich um das Sommerdomizil des Schriftstellers Albert Benno Dulk, der das später nach ihm benannte Häusle in seinen letzten Lebensjahren vor allem zum Schreiben genutzt hatte.

Gewerkschafter, Sozialdemokraten, Arbeiter gingen ohne Fahnen und Parteiabzeichen. Offiziell war es eine Trauerfeier für den am 29. Oktober verstorbenen Dulk. Inoffiziell war es die größte Demonstration der Arbeiterschaft in Württemberg während der Sozialistengesetze. Von 1878 bis 1890 hatte der Berliner Reichstag alle sozialistischen, sozialdemokratischen und kommunistischen Vereine, Versammlungen und Schriften, deren Zweck der Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung war, verboten und damit das linke Lager in den Untergrund getrieben.

Die Trauerfeier war eine subversive Aktion, denn die Behörden konnten zwar rechtlich gegen linke politische Demonstrationen einschreiten, aber eben nicht gegen eine bloße Trauerfeier, selbst wenn sie weniger dem Verstorbenen galt als den Rechten der Arbeiterschaft.¹ Die Teilnehmer waren aus den sogenannten „roten Neckarvororten“ von Stuttgart gekommen. Dort, zwischen Esslingen und Cannstatt, stand die Wiege der industriellen Revolution in Württemberg. Die Maschinenfabrik Esslingen, die in alle Welt Lokomotiven auslieferte, war das Herz der Region. In dieser Zeit war die Sozialdemokratie in Esslingen fest verankert – und mit Julius Motteler stammte auch einer der bedeutendsten Sozialdemokraten des Kaiserreichs, Reichstagsabgeordneter und Vertrauter von August Bebel und Wilhelm Liebknecht, aus der Neckarstadt.

Ein Jahr später, zu Dulks erstem Todestag, gab es wieder eine Gedenkfeier für ihn, und sie war wieder nichts weniger als eine Provokation. Denn zur

1 Vgl. Christoph Rieber: Das Sozialistengesetz und die Sozialdemokratie in Württemberg 1878 – 1890, Stuttgart 1984, S. 482.

gleichen Zeit besuchte der deutsche Kaiser Wilhelm I. Stuttgart.² Die Lieder, die an dem nur wenige Kilometer von der Landeshauptstadt entfernten Häusle gesungen wurden, waren bewusst gegen den Besuch des Monarchen gerichtet. Der Reichstagsabgeordnete und Schriftsteller Bruno Geiser hielt eine Rede, und eine bronzene Reliefbüste wurde enthüllt – mit der schlichten Inschrift „Albert Dulk. Von seinen Freunden.“³ Damit wurde die Hütte, in der Dulk 14 Jahre gearbeitet hatte, zum vielleicht ersten Denkmal der Sozialdemokratie auf deutschem Boden, wie eine seiner drei Witwen, Else Bussler, schrieb. Acht Jahre später, im September 1893, sahen die Gewerkschaften und die nach Ende der Sozialistengesetze in SPD umbenannte Sozialistische Arbeiterpartei wieder eine willkommene Gelegenheit für eine antimonarchistische Demonstration. Diesmal war es der Besuch Wilhelms II. in Stuttgart, der seinem Großvater 1888 auf den kaiserlichen Thron gefolgt war. Als Vorwand für eine Versammlung am „Dulkhäusle“ diente nun das Erscheinen des ersten Bandes von Dulks gesammelten Dramen.⁴ Noch eine vierte Versammlung in jenen Jahren ist dokumentiert: 1904, im zwanzigsten Todesjahr von Dulk, trafen sich Arbeiter und Funktionäre der SPD erneut am „Dulkhäusle“.⁵

Bei all diesen Zusammenkünften wurde ein Mann geehrt, dessen Freiheitssinn genauso groß war wie seine Humanität. Albert Benno Dulk war Revolutionär und politischer Redner, Draufgänger und Frauenheld, Gelehrter und Dichter. Er schrieb mehrere Dramen und moralphilosophische Schriften, entwarf 1850 ein wasserstoffgefülltes Luftschiff, war einer der ersten Freikletterer im Teutoburger Wald und im Sinaigebirge und durchschwamm als erster den Bodensee an seiner breitesten Stelle.

Auf seine Zeitgenossen muss Dulk wie eine Naturgewalt gewirkt haben: zwei Meter groß, schulterlange braune Locken, stahlblaue Augen. Menschen wie er scheinen nur aus Kraft und Leidenschaft zu bestehen. Schon seine Mutter Emilie hatte dieses Feuer. Sie wollte eigentlich Alberts Onkel heiraten. Nachdem er aber in der Völkerschlacht von Leipzig ums Leben gekommen war, fiel ihre Wahl auf seinen Bruder Friedrich. Die Umstände waren kurios: Friedrich rang im Krankenbett mit dem Tode, als der Heiratsantrag

2 Vgl. Marco Huggele: Vom politischen zum literarischen Denkmal: Das Dulkhäusle in Esslingen am Neckar. Ein Erinnerungsort zwischen Freidenkertum, Sozialdemokratie und seiner späten Wiederentdeckung, in: Esslinger Studien 48 (2011/12), S. 133–177.

3 Jochen Meyer: Albert Dulk, Ein Achtundvierziger. Aus dem Lebensroman eines Radikalen, in: Marbacher Magazin 48 (1988), S. 36.

4 Vgl. Huggele, Vom politischen zum literarischen Denkmal (wie Anm. 2), S. 159.

5 Vgl. ebd., S. 162.

kam. Er genas, zeugte mit Emilie fünf Kinder und betrieb als Chemieprofessor in Königsberg eine Apotheke. Sein Sohn Albert Benno, geboren 1819, wollte ebenfalls Chemiker werden. Seine Studienzeit in Berlin, Breslau und Leipzig nutzte er auch, um seinen Körper abzuhärten. Vier bis fünf Stunden Schlaf gönnte sich der junge Mann, schlief nachts bei offenem Fenster in der Diele, machte Barfußmärsche, badete im Eis und focht etliche Duelle.

Seine Leibesübungen waren die eine Seite, sein intellektuelles Leben eine andere. In Breslau schloss er sich einem Dichterkreis an, zu dem Hoffmann von Fallersleben gehörte und ebenso Friedrich von Sallet, der religionskritische Dichtung verfasste. In Berlin trat Albert Dulk dem Club *Die Freien* bei, den Max Stirner um sich sammelte.⁶ Der Zirkel bestand zumeist aus Sozialisten und Junghegelianern. Stirner selbst vertrat dort einen übersteigerten Individualismus, den Friedrich Engels als Anarchie kritisierte und der Friedrich Nietzsches *Übermensch* den Weg bereitete.

1844 schrieb Dulk in nur einer Woche sein Drama *Orla* nieder. Seine Stücke sind dem Pathos der Stürmer und Dränger nahe: Satzketzen, überbordende Gefühle. Im Zentrum der Handlung steht Graf Orla, Wahrheitssucher wie Frauenheld, der von Louise verehrt wird und mit dem kalten Immoralisten Berthold in Konflikt gerät. Noch im Untergang zwingt Berthold den Grafen in einen Volksaufstand gegen die Willkür des Adels und für Deutschlands Einheit, in dem dieser schließlich stirbt. Zuvor kann er noch sein Credo verkünden:

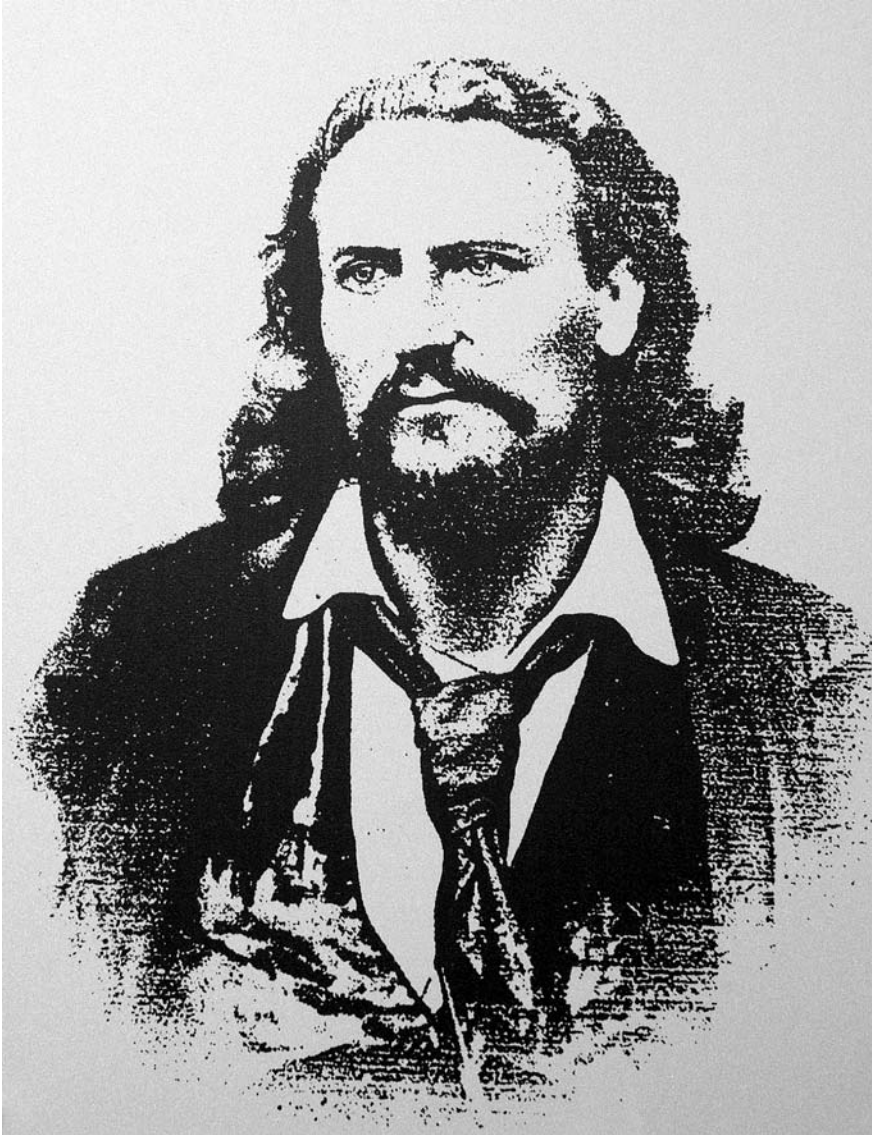
Wohlauf, seid brav! sterbt, oder werdet frei!
Auf unsern Schwertern schwebt ein köstlich Pfand:
Das einige, das freie Vaterland!
Auf, die Parol' ist: „Deutschland über Alles!“⁷

Für die damaligen Zuschauer war klar, dass mit diesem Aufstand der fehlgeschlagene Sturm auf die Frankfurter Hauptwache 1833 gemeint war, der zu den spektakulärsten Vormärz-Ereignissen zählte. Überdies legt die letzte Zeile nahe, dass Dulk mit Hoffmann von Fallerslebens *Lied der Deutschen* (1841), der späteren deutschen Nationalhymne, durch den Autor selbst bekannt war.

Sein nächstes Drama widmete sich Heinrich Ludwig Tschech, der 1844 ein Attentat auf den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. verübte hatte. Der Monarch überstand den Anschlag wie durch ein Wunder völlig unverletzt: Die Kugel wurde von einem Metallknopf aufgehalten. Dulks

6 Vgl. Meyer, Albert Dulk (wie Anm. 3), S. 19.

7 Albert Dulk: *Orla*, zitiert nach Meyer, Albert Dulk (wie Anm. 3), S. 21.



Benno Albert Dulk in einer Aufnahme aus dem Jahr 1855.

Königsberger Freund Johann Jacoby hatte ihm dieses Thema vorgeschlagen. Doch es war nicht ohne Risiko – politisch wie poetisch. Sein Vater hatte ihm daher abgeraten, denn ein Drama über Tschech als Freiheitshelden würde Dulk in heftigen Konflikt mit den preußischen Behörden bringen, und poetisch wäre die Sache heikel, weil Tschech keine Charakterzüge hät-

te, die ihn zu einer tragischen Gestalt tauglich machte. Aber Dulk sah in dem Attentäter das Wirken der Zeitgeschichte und diese allein gelte es, dichterisch zu gestalten. Er schrieb an den Vater: „Die dramatische Kunst, in ihrem *wahren* Wesen, ist ja weiter Nichts, als die Kunst: mit schlagender Wirkung ein Licht in die Weltgeschichte hineinzuhängen.“⁸

Indessen standen in Deutschland die Zeichen auf Revolution. Die Stimmung steuerte auf den revolutionären Höhepunkt des Jahres 1848 zu. Das Bürgertum forderte vom regierenden Adel Grundrechte wie Pressefreiheit, Meinungsfreiheit und eine demokratische Verfassung. In Leipzig schloss sich Dulk revolutionären studentischen Kreisen an und stellte seine poetische Begabung in den Dienst der Freiheit. Dulk zählte unter jene politisch engagierten Studenten, die damals „glühende Freiheitslieder oder bittere Satiren auf Fürstenmacht und Untertanenelend, revolutionäre Dramen oder Tendenzromane“⁹ schrieben.

Ein Jahr nach dem Aufstand der schlesischen Weber kam es 1845 zum „Leipziger Volkskrawall“, der sich gegen den Besuch des erzkatholischen sächsischen Prinzen Johann richtete. Es gab acht Tote. Albert Dulk hielt eine Rede am Grab der Opfer, was ihm die Verfolgung der sächsischen Behörden einbrachte. Als er verhaftet werden sollte, versteckte ihn die Großbürgerstochter Pauline Butter, die Dulk „Ini“ nannte und mit der er in seiner Leipziger Zeit eine Liebschaft unterhielt. Festgesetzt wurde er am Ende doch, und zwar in Halle an der Saale. Seine Recherchen zum Drama *Tschech* hatten ihn verdächtig gemacht. Die vier Wochen seines Arrestes nutzte er, um seine Dissertation über das Dammarharz im Fach Chemie zu schreiben.¹⁰

Dulk kehrte nach Königsberg zurück und heiratete 1846 seine langjährige Verlobte Johanna, „Hannchen“ genannt. Kurz nach der Hochzeitsreise verliebte er sich jedoch in eine weitere Frau, in Else Bussler, Tochter eines Berliner Hofbeamten, die sich später auch als Schauspielerin und Schriftstellerin versuchte und die gerade bei ihrer Schwester in Königsberg zu Besuch war.¹¹

In Königsberg schloss er sein Studium ab und arbeitete weiter an seiner literarischen Karriere. Angeregt durch Wilhelm Hauffs Erzählung *Jud Süß* schrieb er 1847 sein Drama *Lea*, eines der ersten Stücke über die Judenemanzipation in Deutschland, ein Thema, das er auch schon in *Orla* angeris-

8 Albert Dulk an Friedrich Philipp Dulk, 14.4.1845, zitiert nach Meyer, Albert Dulk (wie Anm. 3), S. 31.

9 Meyer, Albert Dulk (wie Anm. 3), S. 19.

10 Vgl. ebd., S. 45.

11 Vgl. ebd., S. 47.

sen hatte. Die erste Fassung verbrannte er, schuf aber nach Rücksprache mit dem Königsberger Schauspieler August Wolff eine Bühnentaugliche Fassung, die 1848 erschien. Dabei ging es Dulk nicht vorrangig um eine Rehabilitation Joseph Süß Oppenheimers als Justizopfer. Vielmehr zeichnet er das

Bild eines Machtmenschen, den Glück und Ehrgeiz und noch mehr die Verhältnisse aus der Niedrigkeit seines seit Jahrhunderten verachteten Volkes an die Spitze eines christlich-absolutistischen Staatswesens geführt [...] und zum Herrn über seine Verächter gesetzt hatten.¹²

Thematisiert Dulk so die Verführung zum Machtmissbrauch, stehen auf der anderen Seite die biederen Bürger in der Kritik, die – gefangen in ihren antisemitischen Ressentiments – das Recht beugen.

Den Aufstand 1848 in Königsberg bereitete Dulk als Agitator maßgeblich mit vor. Er gab das Sonntagsblatt *Der Handwerker* heraus und richtete eine Sonntagsschule ein, an der er selbst unterrichtete. Er wurde Leutnant in der Bürgerwehr, Führer der Studentenwehr und gründete einen Arbeiterverein. Jedoch lehnte er es ab, die Forderungen der Demokraten mit Waffen durchzusetzen. Die Revolution scheiterte. Seine Frau Hannchen und seine Geliebte Ini waren zur gleichen Zeit von ihm schwanger geworden. 1849 stand Dulk vor einem gesellschaftlichen und privaten Scherbenhaufen. In seinem Tagebuch notierte er:

Ich konnte mich nicht entschließen, den Boden eines geistigen ehrlichen Kampfes zu verlassen, von dem ich noch Alles hoffte, und nahm lieber, da mir persönlich unter der Reaktion aller Boden des Wirkens entzogen schien, um diese Zeit einen mir noch breitwilligst erteilten Paß ins Ausland, um im fernen Orient den Boden einer neuen Existenz zu suchen.¹³

Dulk wollte sich im ägyptischen Exil als Französischlehrer niederlassen. Er verließ 1849 seine mit dem zweiten Kind schwangere Königsberger Frau Hannchen und querte zu Fuß die Alpen. In Italien besuchte er noch einmal Ini, die inzwischen Gouvernante in Triest geworden war, und stand ihr bei der Geburt seines unehelichen dritten Sohnes bei. In Alexandria musste Dulk seinen Plan, Französischlehrer zu werden, aufgeben, weil er sich dort wegen seiner Freimütigkeit sogleich mit der europäischen Hautevolee verstritt.¹⁴ In der Mitte des 19. Jahrhunderts griffen die Kolonialmächte nach

12 Ebd., S. 52.

13 Ebd., S. 55 f.

14 Vgl. Ilse Walther-Dulk: Die Flucht nach Ägypten des Albert Dulk, Weimar 2002, S. 217.

Ägypten, das damals noch Teil des Osmanischen Reiches war. Frankreich und England begannen, sich den Nahen Osten aufzuteilen.

Dulk sah Kairo, reiste den Nil aufwärts nach Luxor. Dort besichtigte er den Karnak-Tempel und traf, wie seinem Tagebucheintrag vom 6. März 1850 zu entnehmen ist, Philip Henry Stanhope. Dessen Familienname hatte zu jener Zeit eine große Bekanntheit, denn seine Tante war die legendäre *Queen of the East*, Lady Hester Stanhope, die sich Jahre zuvor als erste westliche Abenteurerin im Nahen Osten niedergelassen hatte und deren außergewöhnliche Eskapaden auch europäische Reisende anlockten. Mit ihrem Neffen diskutierte Dulk über ein rätselhaftes Zeichen, den sogenannten „Nilschlüssel“, ein Henkelkreuz, das die Statuen der Pharaonen in den Händen halten. Stanhope und Dulk kamen überein, dass der Henkel des Kreuzes die Vagina darstelle und der Stil das männliche Glied, aus dem Dulk in einigen Darstellungen „den Lebensstrahl kräftig hervorspringen zu sehen“¹⁵ glaubte.

Den privaten und politischen Verwerfungen in Deutschland entkommen, fühlte Albert Dulk hier im „uralte[n] Wunderland Ägypten“¹⁶ seine Männlichkeit und seine Körperlichkeit am tiefsten. In einer lebensgefährlichen Stafette bestieg er das Dach des Tempels von Dendera oder drang im Pyramidenfeld von Daschur in die Grabkammern ein. In einer Höhle nahe des Berges Horeb, auf dem Gott Moses die zehn Gebote offenbart haben soll, richtete sich Dulk eine Behausung ein, über die er seiner Frau Ini am 10. Mai 1850 schrieb: Sie sei

ein Granitblock, hoch in den Gebirgen – die nur Fels und Klüfte mit wenig Strauchwerk, nirgends aber durch fruchtbare Täler, durch erdige Gegend, unterbrochen sind, etwas nördlich vom Kloster Sinai, in einer wildromantischen Gegend.¹⁷

In diesen Felsen erprobte Dulk seine körperliche Geschicklichkeit. Er nannte es „spazieren klettern“¹⁸ und war damit wohl der erste Freikletterer in Nordafrika. Wasser und Proviant ließ er sich von einem Beduinen bringen. Mit Skorpionen, Ameisen, Schlangen und anderem Getier musste er sich allein herumschlagen.¹⁹ Und wenn ihm seine zahlreichen Besucher – Beduinen, europäische Reisende, türkische Militärs – die Zeit ließen, schrieb er auch

15 Ebd., S. 36.

16 Albert Dulk an Friedrich Albert Dulk, 10.11.1851, zitiert nach Meyer, Albert Dulk (wie Anm. 3), S. 75.

17 Zitiert nach Meyer, S. 71.

18 Zitiert nach ebd.

19 Vgl. ebd., S. 72.

wieder. In diesen Monaten, nur den gestirnten Himmel über sich und die Wüste um sich, begann Albert Dulk eine moralphilosophische Schrift, die später unter dem Titel *Stimme der Menschheit*²⁰ erschien. Ebenso begann er das Drama *Jesus der Christ*.

An seinem 31. Geburtstag brach Dulk das Einsiedlerleben ab. Seine Kinder und seine Frauen fehlten ihm. Seit drei Monaten hatte er keine Post mehr bekommen; er fürchtete, etwas Schlimmes sei geschehen.²¹ Über Italien reiste er nach Norden weiter. Er hatte sich verändert. Er wollte kein politischer Agitator mehr sein und sich stattdessen zurückziehen „in einen inneren Bezirk der Besinnung auf die private Existenz“ – als „Fortsetzung der Wüsteneinsiedelei mit anderen Mitteln“.²² In einem Weinberghäuschen in Chaulin am Genfer See traf er seine Frau Hannchen wieder. Hannchen holte Ini, die Geliebte ihres Mannes, und deren Söhnchen ins Haus, vorgeblich um Geld zu sparen, aber möglicherweise verband die beiden Frauen mehr als nur eine Freundschaft. In Chaulin nutzte Albert Dulk das Winterhalbjahr 1854/55, um das am Sinai entworfene Drama *Jesus der Christ* abzuschließen; 1855 bearbeitete er Christian Dietrich Grabbes *Herzog Theodor von Gothland* für die Bühne. Im Winter 1857/58 entstand das Trauerspiel *Simson*, und auch an der *Stimme der Menschheit* schrieb er weiter.

Dulk zeugte mit Ini das zweite Kind und holte die dritte Frau ins Haus, Else Bussler, mit er schon in seiner Studienzeit ein Verhältnis hatte. Das Geld wurde immer knapper, und so zog die große Familie 1858 nach Stuttgart. Dort gab es Verlage und vielleicht auch die Möglichkeit, die *Lea* am Stuttgarter Theater aufzuführen. In den Stuttgarter Literaturzirkeln traf Dulk auch die Erfolgsautoren Wilhelm Raabe und Eduard Mörike. Sein literarischer Erfolg allerdings blieb aus.

Die zeitgemäße Großfamilie richtete sich im Stuttgarter Bohnenviertel ein. Eine der Frauen kümmerte sich eine Woche lang um die Kinder und den Haushalt, die beiden anderen konnten eigenen Studien nachgehen und selbst schreiben, danach wurde gewechselt. Die Triade in der Rosenstraße machte Eindruck:

Dulk konnte diese dreifache Ehe in Stuttgart ganz öffentlich und unangefochten durchführen, denn es wohnte damals in dem kleinen Schwabenland die weitherzigste Romantik Tür an Tür mit dem beschränktesten Spießertum,

20 Albert Dulk: *Stimme der Menschheit*. Teil 1 und 2. Christliche Glaubenslehre. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus, Leipzig 1876–1880.

21 Vgl. Walther-Dulk, *Die Flucht nach Ägypten* (wie Anm. 14), S. 158.

22 Meyer, *Albert Dulk* (wie Anm. 3), S. 76.

schrieb die Schriftstellerin Isolde Kurz.²³ In der Tat war Stuttgart zu dieser Zeit ziemlich weltoffen und tolerant – gerade für zurückkehrende Exilanten. Auch die Künstlergesellschaft *Das Bergwerk*, der sich Dulk anschloss,²⁴ nahm keinen Anstoß an seiner unkonventionellen Lebensweise.

Problematisch jedoch blieb das Verhältnis von Ini und Hannchen zu Else Bussler. Die Dulks zogen 1871 ohne sie nach Untertürkheim in die Jakobsstraße 1. Mittlerweile war Albert Dulk 52 Jahre alt. Die Familie war arm geworden, und beim großen Börsenkrach 1873 zerrann das letzte Vermögen. In den Sommermonaten lebte und schrieb Dulk nun in jenem Waldarbeiterhaus in Esslingen, das später zum „Dulkhäusle“ werden sollte.



Das „Dulkhäusle“ in der Esslinger Römerstraße wurde im Jahr 2011 wegen Baufälligkeit abgerissen und anschließend neu aufgebaut.

Obgleich diese Umstände geradezu zur „Fortsetzung der Wüsteneinsiedelei“ einluden, engagierte sich Dulk wieder politisch, wurde zu einem unermüdlichen Kämpfer für die Sozialdemokratie und bereitete als Redner deren Wahlerfolge mit vor. In den württembergischen Behörden war er der

23 Zitiert nach ebd., S. 2.

24 Vgl. ebd., S. 76.

am meisten genannte Agitator. Im Mai 1875 vertrat er Stuttgart auf dem Gothaer Vereinigungsparteitag von dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Kurz vor dem Verbot der Sozialdemokraten brachten ihn seine politischen Aktivitäten für 14 Monate ins Heilbronner Gefängnis. Er kann damit als eines der ersten Opfer der Sozialistengesetze gelten.²⁵ Im Gefängnis schrieb er weiter, schloss *Stimme der Menschheit* ab und begann seine andere religionsphilosophische Hauptschrift *Irrgang des Lebens Jesu*, die dann beim Verleger der Sozialdemokratie Johann Heinrich Wilhelm Dietz erschien. Seiner Frau Johanna bekannte er aus dem Gefängnis: „[D]raußen werde ich unter diesen socialen Verhältnissen nicht freier sein, als hier.“²⁶ Weil ihm nach der Haft das politische Betätigungsfeld fehlte, gründete er den Stuttgarter Freidenker-Verein.

Ein turbulentes Leben wie dieses forderte seinen Zoll. Dulk starb im Alter von nur 62 Jahren auf der Heimfahrt von einer Freidenkerversammlung. Ein Schlaganfall ließ ihn am Stuttgarter Bahnhof zusammenbrechen. Er war sofort tot.

Trotz seiner damaligen Popularität in Stuttgart und Esslingen ist es nie zu einer weiterreichenden Rezeption von Dulks literarischen Werken gekommen. Immerhin hat der erfolgreiche Wilhelm Raabe ihn zur Vorlage für die Hauptfigur seines Romans *Abu Telfan, oder die Heimkehr vom Mondgebirge* gemacht. Den Rechten missfiel Dulks Eintreten für das Judentum. Josef Nadler, einer der führenden Literaturwissenschaftler im „Dritten Reich“, hat das Drama *Lea* 1932 in seiner *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* als einen „Versuch mit untauglichen Mitteln an einem untauglichen Gegenstand“²⁷ verdammt. Andere fanden seinen Lebenswandel anstößig. Ebenfalls missfiel Dulks schwärmerischer Glaube an höhere Mächte.²⁸ Selbst die SPD vergaß einen ihrer Gründerväter. Nur eine gesellschaftliche Gruppe pflegt weiterhin die Erinnerung an Dulk: die Stuttgarter Freidenker-Gemeinde, die sich jedes Jahr einmal an der Bronzestatuette ihres einstigen Gründers trifft.

25 Vgl. ebd., S. 77.

26 Albert Dulk an Johanna Dulk, 19.6.1879, zitiert nach Meyer, Albert Dulk (wie Anm. 3), S. 77.

27 Josef Nadler: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*. Bd. 4, 3. Aufl., Regensburg 1932, S. 171.

28 Vgl. Huggele, *Vom politischen zum literarischen Denkmal* (wie Anm. 2), S. 148.

Königliche Ehren für Schiller in Marbach

1 0. November 1903 – großer Bahnhof in Marbach: Erstmals seit seiner Thronbesteigung acht Jahre zuvor besucht der württembergische König Wilhelm II. die kleine Stadt, begleitet von seiner Gemahlin und einem stattlichen Tross von Verwandten und Höflingen. Ministerpräsident Wilhelm von Breitling und andere Regierungsvertreter sind zwecks seines Empfangs schon eine Stunde früher mit dem fahrplanmäßigen Zug eingetroffen. Eine Staatsaktion streng nach Etikette. Als der königliche Sonderzug den Neckarviadukt überquert, können die Majestäten zu ihrer Rechten bereits das eigentliche Ziel ihrer Reise erblicken. Obwohl sie es noch nie gesehen haben, bietet ihnen das, was sich vor ihren Augen auf einer Anhöhe südlich der Stadt auftut, ein vertrautes Bild. Es mutet, zumal aus der Ferne, wie eine Miniaturversion des Schlosses Solitude bei Stuttgart an, das sich ein früherer Regent des Hauses Württemberg einst zur Hochzeit des Rokos erbauen ließ. Was sich wie ein Lustschlösschen ausnimmt, soll jedoch nicht dem Andenken des berüchtigten Herzogs Karl Eugen dienen, sondern dem seines berühmtesten Untertanen. Die Herrschaften sind unterwegs zur Einweihung des Schillermuseums.

Dass Friedrich Schiller (1759–1805) an seinem Geburtstag in seiner Geburtsstadt gewürdigt wurde, ist an sich nicht weiter bemerkenswert – dass der König selbst ihm die Ehre erwies, aber doch. Denn hatte der Dichter nicht in jungen Jahren seiner Heimat und mehr noch ihrem Herrscher fluchtartig den Rücken gekehrt, um fortan als „Weltbürger, der keinem Fürsten dient“,¹ das Ideal der Freiheit zu verfechten? Hatte der Historiker nicht sein erstes großes Geschichtswerk als „Denkmal bürgerlicher Stärke“ verstanden, um zu zeigen,

daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Plane an der menschlichen Freiheit zu

1 Friedrich Schiller: Ankündigung der Rheinischen Thalia (1784), in: Sämtliche Werke, Bd. V: Erzählungen – Theoretische Schriften, hrsg. von Wolfgang Riedel, München 2004, S. 855–850, hier S. 855.

Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmäßige Beharrung seine schrecklichen Hülfquellen endlich erschöpfen kann?²



Eitel Sonnenschein im Schillerjahr. König Wilhelm II. und Königin Charlotte von Württemberg vor dem Schillermuseum am 6. Mai 1905.

1782 war der württembergische Militärarzt desertiert, nachdem der Herzog ihn für seinen zweiten heimlichen Besuch in Mannheim, wo im Jahr zuvor sein erstes Drama *Die Räuber* uraufgeführt wurde, mit Arrest bestraft hatte. Und nun wartete ein württembergischer König Schiller in einer eigens für ihn errichteten Ehrenhalle auf, die dem Schloss nachgebildet war, in dem er als Eleve der Karlsschule einst drangsaliert wurde. War das ein besonders subtiler Fall eines dieser sprichwörtlichen „Schwabenstreiche“? Mitnichten. Ein kurzer Blick auf die deutsche und schwäbische Wirkungsgeschichte Schillers macht den Vorgang verständlicher.

Schon bald nach Schillers Tod begann sich neben dem Bild vom „Dichter der Freiheit“ das Bild vom „Dichter der Nation“ zu profilieren. Das doppelte

2 Ders.: Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (1787), in: Sämtliche Werke, Bd. IV: Historische Schriften, hrsg. von Peter-André Alt, München 2004, S. 27–361, hier S. 33.

Antlitz der Erinnerungsfigur stellte Anfang des 19. Jahrhunderts, zur Zeit der Befreiungskriege gegen Napoleon, keinen inneren Widerspruch dar. Bis an die Schwelle der Reichsgründung ging das Ziel nationaler Einheit in Deutschland mit dem Streben nach bürgerlicher Emanzipation Hand in die Hand. Allerdings schmolz die freiheitskämpferische Dimension des Schillerkults im Laufe der Jahrzehnte, vor allem nach 1848, zusehends dahin. Schiller selbst hatte sich nach der Hinrichtung des abgesetzten französischen Königs Ludwig XVI. 1793 von geschichtsphilosophisch untermauerten Revolutionsidealen verabschiedet. Die in den – während seiner neunmonatigen Schwabenreise 1793/94 ausgearbeiteten – *Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen* entfaltete politische Ästhetik war sein „unblutiger Gegenentwurf zu der zunehmend blutig verlaufenden Revolution in Frankreich“.³ Sein *Lied von der Glocke* (1799) wurde nicht zuletzt deswegen so populär in Deutschland, weil es in bewusster Abgrenzung von den Entwicklungen im westlichen Nachbarland das Ideal einer zwar freiheitlichen, aber durch bürgerliche Sittlichkeit und Arbeit disziplinierten Ordnung vertrat. Dieser biedere, als typisch deutsch empfundene Einschlag machte den Freiheitsdichter in Kreisen beliebt, denen sozialer Radikalismus gänzlich fernlag. In Württemberg, das ein Jahr nach Schillers Tod zum Königreich aufstieg, zeigte sich das politische Neben- und Miteinander von Kräften der Veränderung und Kräften der Beharrung im Kult um den Dichter besonders deutlich. Er beflügelte dort den liberalen Fortschrittsgedanken ebenso wie er einen heimatverbundenen Traditionalismus bestärkte. Manchmal war das eine von dem andern gar nicht recht zu unterscheiden. Im württembergischen Königshaus wurde dies früh erkannt.

Als im Mai 1839 nach mehr als zehnjähriger Vorbereitung auf dem Alten Schlossplatz in Stuttgart Bertel Thorvaldsens Schillerdenkmal enthüllt wurde, war das zwar – ebenso wie das von rund 30 000 Menschen besuchte Volksfest – ein kraftvoller Ausdruck eines neuen bürgerlichen Selbstbewusstseins. Die Initiatoren waren sich allerdings des Wohlwollens von König Wilhelm I. sicher. Um ein liberales Image bemüht, hatte der Monarch im Vorfeld einer Benefizaufführung des *Wilhelm Tell* am Hoftheater zugunsten des Standbilds beigewohnt und sich dann selbst an dessen Finanzierung beteiligt. Noch deutlicher äußerte sich der politisch mehr vereinigende als spaltende Charakter der württembergischen Dichterverehrung bei der großen Schillerfeier im November 1859. Während das in fast allen größeren deutschen Städten begangene Fest – vielerorts eine mehr oder weniger of-

3 Walter Müller-Seidel: Friedrich Schiller und die Politik. „Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe“, München 2009, S. 11.

fene bürgerliche Massendemonstration – in Berlin von obrigkeitsstaatlichen Repressalien überschattet war, beehrte Wilhelm I. die Stuttgarter Feierlichkeiten diesmal sogar mit seiner persönlichen Anwesenheit. Noch deutlicher als anderswo kündigte sich hier die Ablösung eines liberalen Schillers „als Gewährsmann einer besseren Zukunft“⁴ durch einen konservativen Schiller an, auf den man sich zur Affirmation der Gegenwart berief.

Der Marbacher Schillerkult – um einiges älter als der Stuttgarter, im Wettbewerb darüber, wo zuerst ein Denkmal errichtet werden konnte, aber der Landeshauptstadt unterlegen – war von vornherein eine eher unpolitische Angelegenheit. Der lokalpatriotische bürgerliche Enthusiasmus blieb von Kritik an Staat und Gesellschaft unberührt. Bereits 1812 wurde das in Vergessenheit geratene Geburtshaus des Dichters offiziell identifiziert; 1835 konstituierte sich der Marbacher Schillerverein, der es zwei Jahre vor der Zentenarfeier erwarb und in altdeutschem Stil herrichtete; 1859 wurde es als öffentliche Gedenkstätte eingeweiht, in der fortan „Schillerreliquien“ gesammelt und ausgestellt wurden. Der spätere König Wilhelm II. machte das Häuschen mehrmals zum Ziel von Ausflügen, die er als verliebter Prinz mit seiner ersten Frau von seiner Ludwigsburger Villa *Marienwahl* aus unternahm.

Bei Wilhelms Einzug in Marbach im November 1903 bildet der frühe Fremdenverkehrsmagnet seine erste Station. Die Lokalzeitung berichtet am Tag darauf:

Unter jubelnden Zurufen der versammelten Schaulustigen erfolgte die Abfahrt vom Bahnhof per Wagen nach dem Schillerhaus, wo die Majestäten im Geburtzimmer einen Lorbeerkranz niederlegten.⁵

Danach ging die Fahrt weiter zur Schillerhöhe. Dort stand seit 1876 das Marbacher Schillerdenkmal, gegossen aus der Geschützbronze erbeuteter französischer Kanonen, die Kaiser Wilhelm I. gestiftet hatte. Und seit Neuestem stand dort eben auch das Schillermuseum.

Wie das Denkmal atmete das Schillermuseum bereits den Geist des neuen deutschen Kaiserreichs. Dabei ging es auf eine schwäbische „Verbindung von Krone, Kultur und Kapital“⁶ zurück. Als seine entscheidende

4 Christian Grawe: Das Beispiel Schiller. Zur Konstituierung eines Klassikers in der Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts, in: Jürgen Fohrmann/Wilhelm Voßkamp (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1994, S. 638–668, hier S. 662.

5 Der Postillon, 11.11.1903, S. 2.

6 Ulrich Raulff: Kilian von Steiner. Ein Mäzen der Literatur, in: Kilian von Steiner – Firmengründer, Bankier, Mäzen. Annäherung an eine unternehmerische Ausnahmeerscheinung, hrsg. vom Freundeskreis des Museums zur Geschichte von Christen und Juden in Laupheim, Laupheim 2010, S. 57–70, hier S. 63.



Gegossen aus Geschützbronze. Das Marbacher Schiller-Standbild von Ernst Rau (1876).

Gründerfigur ist der Stuttgarter Unternehmer Kilian von Steiner (1833–1903) zu betrachten, ein oberschwäbischer Jude, der im Reichsgründungsjahrfünft zum führenden Finanzmann des Königreichs Württemberg aufgestiegen war und die nationalliberale Deutsche Partei mitbegründet hatte. Der leidenschaftliche Literaturliebhaber und Sammler hatte 1889 Wilhelm Diltheys Vortrag *Archive für Literatur* gelesen und sich die Idee zu eigen gemacht, in dezentralen Einrichtungen Handschriften deutscher Dichter und Denker zu sammeln und zugänglich zu machen. Zwei Jahre später traf er in dem Marbacher Stadtschultheißen Traugott Haffner (1853–1903) den Mann, mit dem er seinen Plan eines Archivs und Museums für Schiller und die schwäbische Literatur umzusetzen gedachte. Haffner, qua Amt zugleich Vorsitzender des Marbacher Schillervereins, erkannte früh die Chancen, die das für die Entwicklung seiner Stadt in sich barg – und auch die Grenzen, die dem Schillerhaus in dieser Hinsicht gesetzt waren. Steiner, Ideengeber und Mäzen in Personalunion, bedachte es in der Folgezeit gezielt mit regelmäßigen Schenkungen, um den Rahmen der kleinen Gedenkstätte zu sprengen und für die Sammlung ein neues, viel größeres Format angezeigt erscheinen zu lassen. Zu diesem Zweck sollte ein Schwäbischer Schillerverein gegründet werden.

Um ihm die erforderliche Durchsetzungskraft zu verschaffen, nutzte Steiner seinen persönlichen Zugang zum Prinzen Wilhelm. Als dieser im Oktober 1891 zum König gekrönt wurde, war er sich der Beschränkungen seiner Macht als konstitutionell eingehogter Herrscher eines mittelgroßen Teilstaats des Deutschen Reichs bewusst. Er konnte die politische Funktion und Legitimation seines Königtums nur mehr in der integrativen Rolle eines über den Parteien stehenden Landesvaters erkennen. Neben repräsentativen und karitativen Aufgaben war er nach eigenen Worten darauf bedacht,

in Württemberg sozusagen ein Kulturzentrum zu schaffen und zu erhalten, eine Stätte, wo mancherlei Interessen idealer Natur eine liebevolle und wohl auch eigenartigere Förderung und Pflege erfahren, als dies da und dort der Fall sein kann.⁷

Der spätere Ministerpräsident Karl von Weizsäcker erklärte die Vorliebe des Königs für die „Kulturpflege“ auch damit, dass der Monarch hier keiner ministeriellen Gegenzeichnung bedurfte. In der „Kultur-Kultur“,⁸ wie Heidegger

7 Zitiert nach: Paul Sauer: Württembergs letzter König. Das Leben Wilhelms II, Stuttgart 1994, S. 239.

8 Martin Heidegger: Überlegungen VII–XI (Schwarze Hefte 1938/39), hrsg. von Peter Trawny, Frankfurt/M. 2014 (= GA 95), S. 13.

die politische Kultivierung (Pflege) und Indienstnahme von Kultur einmal bezeichnet hat, konnte der König noch König sein.

Im Mai 1895 rief Wilhelm II. in einem veröffentlichten Schreiben an Stadtschultheiß Haffner zur Gründung des Schwäbischen Schillervereins auf, der sich dann auch bereits im November desselben Jahres konstituierte – mit dem König als „Protektor und erstem Mitglied“ und seinem Kabinettschef, Julius von Griesinger, als erstem Vorsitzenden (dem die späteren Chefs des Königlichen Kabinetts in dieser Funktion nachfolgten, zuletzt der künftige Reichsaußenminister Konstantin von Neurath). Während der Monarch auf das weitere Vereinsleben, das sich im Aufbau und dann in der Trägerschaft des Schillermuseums erschöpfte, praktisch keinen Einfluss nahm, war seine Patronage entscheidend für den Erfolg des Unternehmens. 1897 zählte der Verein bereits über tausend Mitglieder (eine Zahl, die sich im Lauf des folgenden Jahrzehnts fast verdoppelte), und das Museum war bereits zwei Jahre vor dem ursprünglich angesteuerten Termin, dem Schillerjahr 1905, bezugsfertig.

Dennoch blieb die Stimmung verhalten, als der königliche Tross am 10. November 1903 endlich das imposante Bauwerk des Stuttgarter Architekten Ludwig Eisenlohr erreichte, um die Ehrbezeugungen der anwesenden Honoratioren entgegenzunehmen und sich durch die Ausstellungsräume führen zu lassen. Grund dafür war weniger die schlechte Witterung als das Fehlen der beiden eigentlichen Väter des Marbacher Schillermuseums; Traugott Haffner war bereits im Juni des Jahres seiner langen Krankheit erlegen, Kilian von Steiner im September einem Schlaganfall. Eigentlich hatte die Einweihungsfeier schon im Mai stattfinden sollen, als das Haus seine Tore für die Besucher öffnete. Doch dann musste sie wegen einer kurzfristig anberaumten Reise des Königs verlegt werden. So blieb dem Schwäbischen Schillerverein am Ende das große Fest durch seine Königliche Hoheit verwehrt. Die treuherzigen Marbacher, die draußen vor dem Denkmal bereitstanden, ließen sich davon jedoch nicht bekümmern. Sie bereiteten ihrem Herrscher, der seinen Ruf als Bürgerkönig durch die Ehrung des Dichtersfürsten eben noch einmal gefestigt hatte, einen ungetrübten Abschied:

Hatte bis dahin der Himmel ein trübes Gesicht gezeigt, so durchbrach jetzt die Sonne das Gewölk und übergieß mit ihrem Licht ein überaus reizvolles Bild: jubelnde, festlich geschmückte Jugend um ihren Landesherrn, versammelt vor dem Denkmal des größten Sohnes des Schwabenlandes, inmitten der anmutigen schwäbischen Herbstlandschaft. [...] Brausende Hochrufe erschollen, als das Königspaar und die übrigen Fürstlichkeiten die Wagen zur Heimfahrt bestiegen.⁹

9 Der Postillon (wie Anm. 5), S. 3.

Liest man diesen Stimmungsbericht, drängt sich der Eindruck auf, der universale Freiheitsdichter sei im Zuge seiner postumen Heimholung in die schwäbische Provinz zur Kulisse einer systemstabilisierenden Identitätsstiftung zusammengeschrumpft. Ein politischer Reduktionismus würde der Marbacher Museumsgründung freilich nicht gerecht. Im historischen Kontext erscheint die königlich württembergische Institutionalisierung der Schillerverehrung zudem weniger außergewöhnlich. Schließlich war auch das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar (1885/89) durch ein Fürstenhaus angeregt und ermöglicht worden. Hier wie dort fügte man sich nach dem Ende der Monarchie den unterschiedlichen politischen Systemen, die in Deutschland herrschten. Doch während Weimar trotz beachtlicher Sammlungszuwächse immer um die beiden großen Klassiker kreiste, war Marbach weitaus dynamischer angelegt: Aus der ursprünglichen Integration der gesamten schwäbischen Literatur erwuchs ein Sammlungsprofil, das nach der Gründung des Deutschen Literaturarchivs (1955) bald die ganze Welt der deutschsprachigen literarischen Moderne umspannte, bis hinein in die entferntesten Winkel des Exils. Was sich da in Schillers Gesellschaft eingefunden hat, kommt in seiner pluralen Gesamtheit dem Selbstverständnis des Weltbürgers ebenso nahe wie dem des „Zeitgenosse[n] aller Zeiten“.¹⁰ Als ein solcher fordert Schiller die Nachwelt immer wieder von neuem kritisch heraus. Dasselbe gilt für viele der anderen toten Dichter und Denker, deren stetig weiterwachsendes Reich er von seinem Marbacher Denkmal aus selbstbewusst überschaut.

10 Friedrich Schiller an Friedrich Heinrich Jacobi, 25. Januar 1795, in: Schillers Werke. Nationalausgabe, Bd. 27: Briefwechsel. Schillers Briefe 1794–1795, hrsg. von Günter Schulz, Weimar 1958, S. 129.

Wie Anton Tschechows Tod in Badenweiler Ost und West einander näher brachte

Im Juni des Jahres 1904 schreibt Anton Tschechow aus Deutschland an seinen Freund und Schriftstellerkollegen Ivan Bunin: „Ich fühle mich nicht übel, habe mir einen weißen Anzug bestellt [...].“¹ Nur wenige Tage später reitet Bunin in seinem Dorf in Russland zur Post, nimmt Briefe und Zeitungen entgegen und spricht beim Dorfschmied vor, um sein Pferd beschlagen zu lassen.

Es war ein heißer, schläfriger Steppentag, mit matt glänzendem Himmel und glühendem südlichem Wind. Beim Schmied auf der Schwelle sitzend, schlug ich die Zeitung auf – und plötzlich fuhr es mir wie eine eisige Klinge über das Herz.²

Anton Tschechow war in Badenweiler, wo er sich von den Anstrengungen seiner langjährigen Tuberkuloseerkrankung erholen wollte, gestorben.

Die großen Zeitungen in Russland und Europa brachten Nachrufe, der Leichnam wurde nach Moskau überführt und bei seiner Ankunft von einer Trauergemeinde empfangen. Um den Transport, der Maxim Gorki zufolge in einem Kühlwagen mit der Aufschrift „Austern“³ erfolgt war, rankten sich bald ebenso Gerüchte und Legenden wie um den Marsch der Trauernden, die zunächst dem falschen Sarg gefolgt sein sollen. Tschechows Nachleben begann mit Hindernissen und nicht ohne ironische Note.

Es dauerte nicht lange und Gorki forderte einige russische Autoren auf, ihre persönlichen Erinnerungen an den großen Kollegen zu einem Almanach beizusteuern, mit dessen Erlös ein Tschechow-Denkmal finanziert werden sollte. Der Almanach erschien 1905, das Denkmal kam jedoch nicht zustande.⁴

Auch Bunins großes Buch über den Freund, das sich nicht nur Tschechows Familie erhofft hatte, ließ auf sich warten. Der Erste Weltkrieg, Revo-

1 Ivan Bunin: Čechov. Erinnerungen eines Zeitgenossen, hrsg. von Peter Urban, Berlin 2004, S. 62.

2 Ebd.

3 Peter Urban: Čechov-Chronik. Daten zu Leben und Werk, Zürich 2004, S. 411.

4 Vgl. Bunin, Čechov (wie Anm. 1), S. VI.

lution und Terror, Bürgerkrieg, Lenins Tod und Stalins Aufstieg, der Nobelpreis für Bunin im Jahr der Machtergreifung Hitlers, der Zweite Weltkrieg und die Konferenz von Jalta, wo Bunin Tschechow im Jahr 1901 mehrfach besucht hatte – all das zog vorüber, aber Bunins literarisches Monument blieb ungeschrieben. Erst Tschechows bevorstehender 50. Todestag sollte daran etwas ändern. Doch Bunin starb, bevor sein Buch vollendet war.

Unterdessen hatte man in dem kleinen badischen Kurort Badenweiler längst gehandelt. Tschechow war nur ein einziges Mal hierhergekommen, auf Empfehlung seines russischen Arztes. Der Kurort war berühmt. Im Jahr 1908 sollen elf Prozent aller Kurgäste im Ort Russen gewesen sein. Tschechow, ein Russe unter Russen im Markgräflerland, hinterließ zwar keine nennenswerten Spuren in dem Ort, er hat ihn nicht in Erzählungen oder Theaterstücken verewigt und auch in seinen Briefen – 13 aus Badenweiler abgeschickte Schreiben sind nachgewiesen – nicht allzu viele Worte darüber verloren. Und doch wurde Badenweiler, etwa dreißig Kilometer südlich von Freiburg gelegen, von den Römern als *Aquae Villae* bezeichnet und im Jahr 2018 eine Gemeinde mit etwa 4000 Einwohnern, zum weltweit ersten Gedenkort für einen der meist gespielten Dramatiker des 20. Jahrhunderts – und zu einem markanten und erstaunlich konstanten Punkt auf der wechselvollen Landkarte der kulturpolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland. Nahezu verfemt während zweier Weltkriege, diente Tschechow immer wieder als Brückenkopf, über den vorsichtige Wiederannäherungen der Gegner in Ost und West möglich waren. Das literarische Werk selbst scheint dabei keine große Rolle gespielt zu haben. Die Basis aller Kontakte auf politischer Ebene waren Tschechows Weltruhm und die frühen Verdienste, die sich Badenweiler um das Andenken des Autors erworben hatte.

Anfang Juni des Jahres 1904 reiste der Schwerkranke von Moskau über Berlin nach Badenweiler, wo er am 22. Juni eintraf. Er nahm zunächst Quartier im Hotel *Römerhof*, wo man den weitgereisten Gast jedoch nicht haben wollte. Badenweiler war gerade dabei, eine neue Klientel für sich zu entdecken: Nach den Tuberkulosekranken wollte man nun vor allem weniger moribunde Kurgäste anlocken, die der Thermalquellen wegen nach Badenweiler reisen sollten. Ein Gast wie Tschechow mit seinem bedrohlichen Husten, der Ansteckungsgefahr signalisierte, stand solchen Plänen im Wege. In einem Hotelprospekt des *Römerhofs* aus Tschechows Todesjahr wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass „Lungenkranke im Hotel keine Aufnahme finden können“.⁵ Dass Tschechow tatsächlich seinen „Blauen Hein-

5 Ute Reimann: Anton Pavlovic Čechov in Jalta und Deutschland, Baden-Baden 1994, S. 56.

rich“ während der Mahlzeiten im Hotel auf den Esstisch stellte, wie vermutet wurde, scheint indes nicht sehr glaubhaft. Ein Exemplar eines solchen Gefäßes, das Tuberkulosekranke zur Aufnahme des infektiösen Auswurfs bei sich trugen, ist seit 2015 im Literarischen Museum Tschechow-Salon in Badenweiler zu sehen. Nach wenigen Tagen im Römerhof wechselte Tschechow in die Pension *Friederike* und von dort am 4. Juli ins Hotel *Sommer*, wo er am 15. Juli 1904 um drei Uhr morgens verstarb.



Das Sterbehaus Anton Tschechows, das Hotel „Sommer“ in Badenweiler, auf einer historischen Postkarte (um 1918).

Ob er tatsächlich statt einer Sauerstoffflasche, die der herbeigerufene Arzt kommen lassen wollte, nach Champagner verlangt hat? Die Schauspielerin Olga Knipper, seit 1901 Tschechows zärtlich geliebte Ehefrau, hat es in ihren Erinnerungen so beschrieben.⁶ Sah der Vierzigjährige, der „mit seinem gelblichen, runzligen Gesicht einem betagten Mongolen glich“, ⁷ auf dem Totenbett wirklich wieder wie ein Jüngling aus?

Dass der Tod den Edlen nicht entstellen kann, dass er im Gegenteil die Gesichtszüge des Sterbenden verschönt, weil der Tod ja nicht nur die Erlö-

6 Vgl. Mein ferner lieber Mensch. Anton Tschechow und Olga Knipper. Liebesbriefe, hrsg. von Jean Benedetti, Frankfurt/M. 1996, S. 404.

7 Bunin, Čechov (wie Anm. 1), S. 2.

sung von allem irdischen Übel bedeutet, sondern auch die erste Voraussetzung der nun einsetzenden Apotheose darstellt, ist ein Gedanke, mit dem sich das 18. und frühe 19. Jahrhundert für den Verlust großer Geister schadlos zu halten pflegte. Aber Tschechow stand in Deutschland nicht auf einer Stufe mit Schiller oder Goethe, und Badenweiler war nicht Weimar.

Goethes Wohnhaus am Frauenplan blieb nach seinem Tod auf Jahrzehnte für die Öffentlichkeit verschlossen. Im kleinen Badenweiler handelte man rascher, wenngleich der entscheidende Anstoß dazu aus Russland erfolgte. Ohne Konstantin Stanislawski, den Leiter des berühmten Moskauer Künstlertheaters, und ohne Dimitri von Eichler, den russischen Gesandten am badischen Hof in Karlsruhe, wäre der Badenweiler Gedenkort, das erste Tschechow-Denkmal weltweit und der erste Gedenkort für einen russischen Schriftsteller außerhalb Russlands, wohl kaum zustande gekommen. Stanislawski, dessen Inszenierung von Tschechows *Möwe* mit Olga Knipper in der Rolle der Arkadina 1898 Triumphe gefeiert hatte, verfiel auf den Gedanken, als er 1906 im Rahmen einer Gastspielreise mit dem Künstlertheater durch Deutschland auch nach Badenweiler kam. Nur zwei Jahre später hatte Dimitri von Eichler Stanislawskis Idee in die Tat umgesetzt. Das Badenweiler Tschechow-Denkmal wäre nach dem Willen des Gesandten sogar noch früher eingeweiht worden, aber der Tod des badischen Großherzogs und die damit verbundene Trauerzeit führten zu einer fast einjährigen Verzögerung.

Von Eichler entfaltete eine beachtliche Aktivität: Er verhandelte mit dem badischen Hof und den örtlichen Behörden in Badenweiler und Müllheim, interessierte den Großherzog persönlich für sein Vorhaben, sorgte für die Finanzierung und gewann den russischen Vizekonsul Nikolai von Schleiffer als künstlerischen Beistand. Die etwa drei Meter hohe Skulptur, die von Schleiffer skizziert hat, erschien aber nicht nur dem Gesandten von Eichler als zu monumental. Auch die badischen Behörden äußerten Bedenken: „Ob die Größe dieses Monuments der Bedeutung des Dichters auch für nicht-russische Kreise entspricht“,⁸ darüber werde man sich noch zu verständigen haben, heißt es in einem Schreiben des Müllheimer Amtsvorstands.

Gab es Anlass zu solcher Skepsis? Tschechow war in Deutschland kein Unbekannter. Seit 1890 wurden seine Erzählungen und Stücke eifrig übersetzt, und 1904 lag bereits eine fünfbändige Ausgabe seiner Gesammelten Werke bei Eugen Diederichs in Leipzig vor.⁹ Gleichwohl: Neun Jahre bevor das wilhelminische deutsche Kaiserreich einen russischen Revolutionär na-

8 Reimann, Anton Pavlovic Čechov (wie Anm. 5), S. 63.

9 Vgl. Urban, Čechov-Chronik (wie Anm. 3), S. 429.

mens Lenin samt seiner Ehefrau und seiner Geliebten in einem als exterritorial deklarierten Zug aus dem Schweizer Exil nach Moskau verfrachtete, damit er nicht die Arbeiterklasse befreie, sehr wohl aber das Zarenreich durch revolutionäre Unruhen und Aufstände destabilisiere, war auch die Errichtung einer kleinen literarischen Gedenkstätte in der tiefsten südbadischen Provinz eine Angelegenheit von politischer Bedeutung und Delikatesse. Immerhin musste die Gedenkstätte auch in ihren nun deutlich bescheidener ausfallenden Dimensionen vom badischen Innenministerium genehmigt werden.

Die Genehmigung wurde im September 1907 erteilt; die Einweihungsfeier fand am 25. Juli 1908 statt. Auf einem rechteckigen Steinblock, der von Findlingen umgeben war, stand nun eine Bronzestatue des Schriftstellers, die ihn mit Hut und Mantel zeigte. Ehrenjungfrauen enthüllten die Statue, Tschechows Witwe Olga Knipper und Frau von Eichler, die Gattin des russischen Gesandten, legten Kränze nieder. Neben von Eichler und dem badischen Landeskommissär Adolf Föhrenbach hielten auch der russische Literaturwissenschaftler Aleksej Veselovskij und der Schriftsteller Pjotr Boborykin Ansprachen. Ein orthodoxer Gottesdienst wurde abgehalten; mehrere Konzerte fanden statt. An der Außenwand des Sterbezimmers im Hotel *Sommer* ließ dessen Besitzer, Ernst Gloeser, eine Gedenktafel anbringen, was ihm später noch einigen Ärger eintragen sollte. Zu den Festlichkeiten, die den ganzen Tag über angedauert haben müssen, zählte auch die Aufführung eines der Theaterstücke Tschechows. Die Wahl fiel aus unerfindlichen Gründen auf *Der Bär*, ein 1888 uraufgeführtes Lustspiel in einem Akt, eine eher derbe Posse nach einem Motiv aus dem *Satyricon* des Petronius. Tschechow, der von vielen seiner Arbeiten keine hohe Meinung hatte, bezeichnete den vor allem in der russischen Provinz sehr erfolgreichen *Bären* als „Vaudeville“, geschrieben aus „lauter Langeweile“.¹⁰

Zu den Schauspielern, die den *Bären* in Badenweiler aufführten, gehörte auch Thomas Manns Schwester Carla Mann, eine glücklose Künstlerinnenexistenz, die sich ebenso wie ihre ältere Schwester Julia das Leben nehmen sollte. *Der Bär* handelt von einer ausdauernd trauernden Witwe, die nach dem Tod ihres Mannes auf rüdeste Weise von einem Offizier bedrängt wird, der vorgibt, dem Toten 1200 Rubel geliehen zu haben. Man streitet, es kommt zu wüsten Beschimpfungen, und schließlich fordert die Witwe den Eindringling zum Duell, besteht aber aus Gründen der Fairness wie der Selbsterhaltung auf einem Schnellkurs im Gebrauch von Pistolen. Während des Unterrichts kommen die Duellanten sich näher, und das Stück endet

10 Ebd., S. 408.

glücklich mit heftigen Küssen. Carla Mann, die Darstellerin der Witwe, hatte weniger Glück in der Liebe: Sie ließ sich mit einem bekannten Schürzenjäger ein, der sie prompt zu erpressen versuchte. Als die Affäre ihre Verlobung zu zerstören drohte, nahm sie sich das Leben.

Vier Jahre nach dem Tod seiner Lieblingsschwester Carla stand in der Familie Thomas Manns eine ganz andere Theateraufführung bevor. Die Generalprobe sollte am 1. August 1914 stattfinden. Man verbrachte den Sommer im Ferienhaus der Familie in Bad Tölz. Die Kinder hatten bereits ihre Kostüme angezogen, gespielt werden sollte *Die Büchse der Pandora*. Aber das Kinderfräulein brach die Generalprobe umstandslos ab: „Zieht euch nur wieder aus, ihr könnt heute nicht Theater spielen, der Krieg ist ausgebrochen.“ Auf der Terrasse finden die ratlosen Kinder ihre Eltern, die Mutter in die Zeitung vertieft, der Vater den Blick in die Ferne gerichtet. Der Historiker Jörn Leonhard eröffnet mit der Schilderung dieser Szene seine monumentale Studie *Die Büchse der Pandora. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs*. Eigenartig, so schreibt Leonhard, sei den Kindern erschienen, dass sich ihr Vater in diesem Moment an den 1910 verstorbenen Leo Tolstoi erinnerte:

„Merkwürdig“ erklärte er, „aber wenn der Alte noch lebte, – er brauchte gar nichts zu tun, nur da zu sein auf Jasnaja Poljana, – dies wäre nicht geschehen, – es hätte nicht gewagt, zu geschehen.“¹¹

Auch wenn man nicht vergessen darf, dass es ein Schriftsteller ist, der sich hier in einem Akt magischen Denkens die Wirkungsmacht eines anderen Schriftstellers imaginiert, vermittelt Thomas Manns zutiefst melancholische Bemerkung doch einen Eindruck davon, welche Dimensionen die Dichterverehrung als Erbe früherer Jahrhunderte auch in der Moderne noch annehmen konnte. Tolstoi, der Graf und Dichtenfürst, der seinem jungen Bewunderer Tschekow einmal gesagt hatte, seine Stücke seien noch miserabler als jene Shakespeares,¹² als Fürst des Friedens: Das ist eine Vorstellung, wie man sie im vormodernen Russland weitaus eher erwartet hätte als in Thomas Manns Sommeridyll in Bad Tölz.

Mit Kriegsausbruch wurde der Status russischer Dichter im Deutschen Reich mehr denn je zu einer politischen Frage. Der Hotelier Gloeser musste seine Gedenktafel während des Krieges entfernen. Die Büste fiel kurz vor Kriegsende, nämlich im Sommer 1918, dem Metallmangel im ausgebluteten Deutschen Reich zum Opfer und teilte das Schicksal zahlreicher Kirchenglo-

11 Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs*, München 2014, S. 9 f. Leonhard beruft sich dabei auf die Mann-Biographie von Peter de Mendelssohn: *Der Zauberer*, Frankfurt/M. 1996, S. 1585–1587.

12 Vgl. Bunin, Čechov (wie Anm. 1), S. 48.

cken: Sie wurde zu Rüstungszwecken eingeschmolzen. Ihr Sockel geriet ebenso wie ihr Standort allmählich in Vergessenheit.

Nach Kriegsende brachte Gloeser seine Erinnerungstafel zwar wieder an, aber als Olga Knipper und Stanislawski 1929 wieder nach Badenweiler kamen, schien Tschechow dort ebenso vergessen zu sein wie im Rest Deutschlands. Und auch in seiner Heimat war Tschechows Stern fast schon erloschen: „In der Sowjetunion meinte man, der pessimistische Autor der bürgerlichen Vergangenheit habe der siegreichen Arbeiterbewegung nichts zu sagen.“¹³ Nicht sehr viel anders dürften die Nazis gedacht haben, als sie während des Zweiten Weltkriegs die Vernichtung der Gedenktafel befahlen. Gloeser versteckte die Tafel und ließ sie sofort nach Kriegsende, noch im Mai 1945, wieder anbringen. Fünf Monate später war Gloeser, 1877 in Herrenberg geboren und unter anderem Chef der Gastronomie eines Nilkreuzfahrtschiffs, Bürgermeister von Badenweiler und wenig später Mitglied der Beratenden Landesversammlung des Landes Baden, des Vorgängergremiums des Badischen Landtags.

Gloeser starb 1956, in ebenjenem Jahr, als Klaus Mehnert, der damalige Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde, dazu anregte, eine Gedenkstätte für Anton Tschechow in Badenweiler zu errichten. An die Bronzestatuette von 1908 konnte sich offenbar niemand mehr erinnern. Wie die Chronik der Deutschen Tschechow-Gesellschaft vermerkt, erkundigte sich Bundespräsident Theodor Heuss „persönlich nach dem Stand der Gedenkkultur für Tschechow“.¹⁴ Dennoch dauerten die Verhandlungen, die nun anstanden, nicht wie damals bei dem russischen Gesandten von Eichler, wenig mehr als zwölf Monate, sondern sieben Jahre. Erst im Juli 1962 konnte sich der Gemeinderat dazu durchringen, der Osteuropagesellschaft die Errichtung eines Gedenksteins zu erlauben: „Er sollte allerdings so unauffällig wie möglich sein und auf keinen Fall an einen Grabstein erinnern.“¹⁵

So ganz ist das wohl nicht gelungen. Der rote Granitfindling, der am Schwanenweiher im Kurpark platziert wurde, trägt die Inschrift *Dem gütigen Menschen und Arzt / dem großen Schriftsteller Anton P. C.* Der Wortlaut mit der irritierenden Abkürzung des Nachnamens stammt von dem Slawisten Johannes Halm, der 1931 die erste deutschsprachige Dissertation über Tschechow verfasst hat. Zur Enthüllung am 15. Juli 1963 reisten sowjetische Botschaftsangehörige an. Neun Jahre vor dieser Einweihung, im Jahr 1954,

13 Reimann, Anton Pavlovic Čechov (wie Anm. 5), S. 65.

14 www.deutsche-tschechow-gesellschaft.de (letzter Zugriff: 10.6.2018).

15 Reimann, Anton Pavlovic Čechov (wie Anm. 5), S. 68.

hatte aus Anlass des 50. Todestages die erste Nachkriegsfeier für Tschechow stattgefunden, die zum Anlass genommen wurde, erstmals alle Dokumente zu sichten, die mit dem Aufenthalt des Autors in Badenweiler zu tun hatten. Entstanden ist daraus im Laufe der Jahrzehnte eine wichtige Archivsammlung von Dokumenten zur Tschechow-Rezeption in Deutschland, darunter ein Konvolut von über 300 Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln aus dem Jahr 1960 zur Neubewertung von Tschechows Werk für das moderne Drama. Dass hier, mitten im Kalten Krieg, keineswegs allein philologisches Interesse am Werk war, zeigt ein Aktenvermerk des Gemeinderates aus der Zeit. Als langfristiges Ziel des Archivs wird darin die Dokumentation der Anstrengungen Badenweilers zur „Aussöhnung mit dem ehemaligen Kriegsgegner Sowjetunion“¹⁶ beschrieben. Als der damalige Bundeskanzler Ludwig Erhard 1964 erstmals nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine Delegation russischer Journalisten in die Bundesrepublik einlud, wählte man nicht ohne Bedacht Badenweiler zur ersten Station der Rundreise.

Die Badenweiler Bemühungen konnten auch in der Sowjetunion nicht unbemerkt bleiben. Die Tschechow-Museen und -Gedenkstätten in seinem Geburtsort Taganrog, auf Jalta und Sachalin, in Moskau und Melichowo stehen mit Badenweiler und der deutschen Tschechow-Gesellschaft, die dort 2009 gegründet wurde, in Kontakt. Im Jahr 1979 marschierten die Sowjets in Afghanistan ein, und die damalige Direktorin des Tschechow-Museums in Moskau, Gallina Schtschoboljewa, reiste im offiziellen Auftrag nach Badenweiler, um die sogenannte „Tschechow-Kiste“ zu übergeben. Sie enthielt 48 zu diesem Zweck angefertigte Großfotos zu Tschechows Leben und Werk.

Drei Wochen hat Anton Tschechow in Badenweiler verbracht. Was hat er in dieser Zeit getan? Wie Olga Knipper in ihren Erinnerungen festhielt, las er viel in den Zeitungen, wohl vor allem, um die Ereignisse im vier Monate zuvor ausgebrochenen Russisch-Japanischen Krieg zu verfolgen, genoss die Wärme der kräftiger werdenden Sonne, saß im Garten oder „auf seinem Balkon und beobachtete das Kleinstadtleben von Badenweiler mit größtem Interesse“.¹⁷ Einem Freund hatte er vor der Abreise nach Deutschland gesagt: „Ich fahre, um zu sterben.“¹⁸ An seine Schwester Maria Tschechowa schrieb er am 16. Juni aus Badenweiler:

Ich lebe unter den Deutschen, habe mich bereits an mein Zimmer und die Lebensweise gewöhnt, kann mich aber an die deutsche Stille und Ruhe einfach nicht

16 www.deutsche-tschechow-gesellschaft.de (letzter Zugriff: 10.6.2018).

17 Mein ferner lieber Mensch (wie Anm. 6), S. 402.

18 Urban, Čechov-Chronik (wie Anm. 3), S. 408.

gewöhnen. Im Haus und außer Haus hört man keinen Ton, nur um 7 Uhr abends und mittags spielt im Park Musik, reich, aber sehr unbegabt. Man verspürt keinen einzigen Funken Talent, in nichts, keinen einzigen Funken Geschmack, aber dafür Ordnung und Ehrlichkeit im Überfluss. Unser russisches Leben hat weit mehr Talent, ganz zu schweigen vom italienischen oder französischen.¹⁹



Tschechow-Büste des russischen Bildhauers Wladimir Tschebotarjow (1992) auf dem alten Denkmalsockel von 1908.

Geliebt hat Tschechow Badenweiler offenbar nicht, aber er ist aus dem Kurort nicht mehr wegzudenken. Bislang drei Mal, 1985, 1994 und 2004, versammelte das Internationale Literaturwissenschaftliche Tschechow-Sympo-

19 Ebd., S. 409.

sium jeweils etwa hundert Referenten aus zwanzig Ländern in Badenweiler. Im Jahr 1992 wurde ein neues Bronzedenkmal auf dem alten Sockel eingeweiht und 1998 das erste Tschechow-Museum im Ort eingerichtet, dem 2015 der vollständig neu gestaltete Tschechow-Salon folgte, erweitert um 24 weitere Autoren, die Spuren in Badenweiler hinterlassen haben, von Stephen Crane und Hermann Hesse bis zu Hermann Broch und Gabriele Wohmann.

Olga Knipper überlebte Tschechow um 55 Jahre. Sie hat nie wieder geheiratet und starb 1959 in Moskau, sechs Jahre nach Ivan Bunin, dessen Erinnerungen an Tschechow posthum 1955 in New York doch noch erschienen sind. Tschechows letzte Worte sollen dem Champagner gegolten haben. Seine vorletzten Worte hat er auf Deutsch geäußert, obwohl er kaum Deutsch konnte. Sie lauteten: „Ich sterbe.“²⁰

20 Mein ferner lieber Mensch (wie Anm. 6), S. 404.

Wie Moscherosch in Willstätt in Stellung gebracht wurde

Was aber die Feder einem Menschen gibt,
das macht ihn leben und geliebt werden.

(J. M. Moscherosch)

Wenn man das Datum der Einweihung des Denkmals 1907 zum Maßstab nimmt, dann hat sich Willstätt etwas spät auf seinen bekanntesten Bürger besonnen. Moscherosch und Grimmelshausen sind ungefähr zur gleichen Zeit gestorben, 1669 und 1676. Ihre Hauptschriften sind 250 Jahre später ungefähr zur gleichen Zeit in Neuauflagen zugänglich geworden, die ersten vier *Gesichte* Moscheroschs durch die Ausgabe von Heinrich Dittmar, die in Berlin 1830 verlegt wurde, der *Simplicissimus* von Grimmelshausen durch Karl Eduard von Bülow in Leipzig 1836.¹ Es war der romantischen Bewegung zu verdanken, insbesondere dem erfolgreichen Romantiker Ludwig Tieck, dass man sich für so alte deutsche Erzählungen populärer Art interessierte. Auf dem politischen Feld war es der Auftrieb des nationalen Gedankens, der, durch die Befreiungsbewegung verstärkt, sich für Zeugnisse deutscher Vergangenheit erwärmte. Vor dieser Zeit waren nur einzelne Textauszüge aus den Satiren Moscheroschs und – zahlreicher noch – modernisierte Nacherzählungen bekannt.² Das gleiche Bild im Fall von Grimmelshausen: Die Schicksale des *Simplicissimus* waren zwar in Umrissen bekannt, aber ein wortgetreuer Nachdruck fehlte. Nun waren die Professoren der ersten Generation der Germanistik, die ja eine späte Wissenschaft ist, und ein Teil des Lesepublikums mit solchem Behelf nicht mehr zufriede-

1 Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, hrsg. von Heinrich Dittmar, Berlin 1830 (= Bibliothek der wichtigsten deutschen prosaistischen Satiriker und Humanisten des siebzehnten Jahrhunderts, Bd. I); Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, hrsg. und bearb. von Eduard von Bülow, Leipzig 1836.

2 Mit bis dato unbekanntester Vollständigkeit sind die Bearbeitungen und Nacherzählungen der satirischen Prosatexte Moscheroschs erfasst und charakterisiert bei Dieter Martin: Barock um 1800. Bearbeitung und Aneignung deutscher Literatur des 17. Jahrhunderts von 1770 bis 1830, Frankfurt/M. 2000, S. 216–301.

den. Man wünschte die Vollständigkeit eines Werkes im Nachdruck und die Zuverlässigkeit seiner Textgestalt. Grimmelshausen war da eigentlich im Nachteil: Sein wahrer Name war zunächst nicht bekannt. Man wusste nicht, welche Schriften ihm sonst noch zuzuordnen seien und wo er landschaftlich einzuordnen sei. Bei Moscherosch lagen die Dinge einfacher. Sein Name ließ sich hinter dem Decknamen Philander von Sittewalt leicht erraten. Man kannte Familie und Abstammung aus Willstätt und wusste auch, welche Werktitel ihm zugehörten.

Es waren aber keineswegs, wie man vermuten könnte, Gelehrte, Professoren, die aus verstaubten Regalen der Bibliotheken die alten Bände herausholten, um sie neu zum Druck zu bringen. Heinrich Dittmar, der sich um die *Gesichte* Moscheroschs kümmerte, war Lehrer in der Pfalz, Eduard von Bülow – übrigens der Vater des Dirigenten Hans von Bülow – war freier Schriftsteller und Journalist.³ Neuausgaben durch Universitätsgermanisten setzten erst später ein.

Verläuft also die Entwicklungsgeschichte der Wiederentdeckung der Schriften Moscheroschs und Grimmelshausens in groben Zügen gleichförmig, so überrascht es, dass die Stadt Renchen schon 1876, zum zweihundertsten Todesjahr von Grimmelshausen, dem Dichter ein Denkmal setzen konnte – es steht neben der Stadtkirche Renchens auf dem Platz des alten Friedhofes –, Willstätt aber erst mehr als dreißig Jahre später, eben 1907, daran dachte, an Moscherosch durch ein Denkmal zu erinnern. Schon 1869 wäre der zweihundertste Todestag Moscheroschs gewesen.

Was sind die Gründe für diese Verzögerung, wenn man es bei diesem Vergleich Grimmelshausen–Moscherosch belassen will?⁴ Einer der Gründe dürfte die sehr verschiedene Schreibweise beider Autoren sein. Grimmelshausen hat mit dem *Simplicissimus* eine durchgängige, geschlossene Erzählung vorgelegt, deren Sprache relativ leicht verständlich ist, die alle Kniffe kennt, Erwartungen des Lesers zu wecken, also spannend zu erzählen. Moscherosch, der gebildetere von beiden, hat ein Werk mit allerhand Brüchen geschrieben, denn die einzelnen *Gesichte* knüpfen nur in geringem Maß an Vorausgegangenes an, sind zum Teil selbständige Einheiten. Eine größere durchlaufende Erzählung ist nur im „Gesicht“ *Soldatenleben*

3 Die Ausgabe Dittmars analysiert Martin, Barock um 1800 (wie Anm. 1), S. 222–226; zu Eduard von Bülow vgl. Cornelia Lutz: Artikel „Bülow, Karl Eduard von“, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 2, hrsg. von Wilhelm Kühlmann, 2. Aufl., Berlin 2008, S. 277.

4 Vgl. dazu auch Walter E. Schäfer: Die Grimmelshausenfeiern in Renchen 1876 und 1879 in ihrem historischen Kontext, in: Ortenau 84 (2004), S. 427–452.

zu finden.⁵ Moscheroschs Texte sind bereichert durch französische, niederländische und andere fremdsprachliche Fetzen, durch Passagen in schwäbischem Dialekt und anderen Idiomen. Er machte in Randnotizen und Einschüben Anmerkungen, die auf weitläufige Verflechtungen der europäischen Literaturen verweisen.

Grimmelshausens Schrift ist ein Roman, Moscheroschs dagegen eine Folge von Satiren. Die Wirkungsabsicht beider Autoren ist verschieden. Grimmelshausen will zwar auch, wie alle Literaten in diesem Jahrhundert, den Leser belehren und auf den Weg der christlich verstandenen Tugend weisen, doch versteht er, diese Absicht beim Erzählen zurücktreten zu lassen, oder, wie er sich ausdrückte, „mit Lachen die Wahrheit zu sagen“. Bei Moscherosch treten die didaktischen und moralischen Absichten deutlicher zutage. Er scheut sich nicht, zwischendurch in Lehrsätzen – manchmal im Fettdruck – seine ethischen Ermahnungen vorzubringen. Kurz, das Andenken Grimmelshausens erfasste weitere Kreise als das Moscheroschs.

Vielleicht muss man bei einem solchen Vergleich auch über Ursachen sprechen, die außerhalb der Literatur selbst lagen. Renchen war der größere Ort, hatte mehr Wirtschaftskraft. Ein günstiger Zufall kam der Stadt entgegen. Eine Gruppe Renchener Bürger hatte ein Denkmal für die hingerichteten Aufständischen von 1848 in Auftrag gegeben. Als die Aufstellung eines solchen politisch brisanten Denkmals in Rastatt durch den Festungskommandanten, einen preußischen General, nicht genehmigt wurde, kam man auf die Idee, den schon hergestellten Sockel zugunsten von Grimmelshausen umzuwidmen, an dessen Todesjahr 1676 man sich erinnern wollte.

Man muss wohl auch in Rechnung ziehen, dass in Renchen eine Anzahl von Bürgern ansässig war, deren Ahnentafel zu Grimmelshausen zurückreichte, die ein persönliches Interesse an einem Gedenken hatten. In Willstätt lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine Moscherosch mehr.

In Renchen und in Willstätt ist deutlich jeweils eine treibende Person erkennbar, welche für das Projekt warb und Vorbereitungen trieb. Das war für Renchen Amand Goegg (1820 – 1897), für Willstätt Johannes Beinert (1877 – 1916). Und auch hier werden Unterschiede bemerkbar. Amand Goegg stammte aus einer stadtbekannteren Honoratiorenfamilie, hatte durch seine Rolle als Organisator der Volksvereine 1848 und als Finanzminister der provisorischen Regierung 1849 zahlreiche Bekannte unter Intellektuellen und Schriftstellern gewonnen, die er für sein Anliegen interessieren konnte. Jo-

5 Die leichte Lesbarkeit auch für heutige Leser hat die Ausgabe erwiesen: Unter Räufern. Johann Michael Moscherosch „Soldatenleben“, hrsg. von Walter E. Schäfer, Karlsruhe 1996.

hannes Beinert kam aus Eckartsweier, aus bescheidenen Verhältnissen, war 1907 erst dreißig Jahre alt und hatte, soweit ich sehe, kaum Bekannte über seine Studienorte in Leipzig, Freiburg und kurze Zeit in Straßburg hinaus. Er war 1907 noch Lehramtspraktikant, noch nicht beamteter Gymnasiallehrer. Die Verzögerung in Willstätt ist also auch von dieser Seite erklärbar.

Beinert hatte schon seine Promotionsarbeit in Freiburg 1904 Moscherosch gewidmet. Ihr Thema holte historisch weit aus: *Deutsche Quellen und Vorbilder zu Moscheroschs Gesichten Philanders von Sittewald*. Darin zog Beinert die Traditionslinie zu den deutschsprachigen Satirikern des 16. Jahrhunderts, zu Thomas Murner und Johann Fischart, aus. Man darf annehmen, dass er mit dieser Arbeit frühere Studien in Straßburg fortsetzte, denn selbst der Professor, der seine Doktorarbeit betreute, Friedrich Kluge, hatte in Straßburg promoviert und sich habilitiert und hatte danach, 1893, den Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur in Freiburg erhalten.⁶ Das Thema wurde zum Kristallisationspunkt weiterer Studien Beinerts, die gerade in der Zeit der Denkmalsherstellung kulminierten. Er war also ausgewiesener Kenner.

Im Bereich der Universitäten gab es erst wenige Professoren, die sich um die Schriften von Moscherosch gekümmert hatten. Doch an der 1871 neu gegründeten Universität Straßburg hatte Ernst Martin den Lehrstuhl für deutsche Philologie inne. Er hatte schon 1891 einen Überblick über Leben und Werke von Moscherosch gegeben.⁷ Gut möglich, dass Johannes Beinert in der kurzen Zeit, die er in Straßburg studierte, die Anregung zum Thema seiner Doktorarbeit von Ernst Martin erhielt. Was ihn dann bewogen hat, sie an der Universität von Freiburg auszuarbeiten, ist unbekannt. Ernst Martin ist der andere Moscherosch-Forscher, der während der Feier am 9. Juni 1907 das Wort ergriffen hat und wohl auch schon an den Vorbereitungen zur Einweihung beteiligt war. Der eigentliche Antrieb musste natürlich aus der Gemeinde selbst kommen. Auch hier hatte Johannes Beinert vorgearbeitet. Er hatte schon am 18. Dezember 1904 und wieder am 8. Januar 1905 einen Vortrag in Willstätt gehalten.⁸ Doch im Übrigen kann man nur bruchstückhaft erfahren, welche Kräfte bei der Finanzierung und der Herstellung des Denkmals wirksam waren. Die Aktenlage ist spärlich. Die ausführlichsten Nachrichten finden sich in einem Bericht der *Straßburger Neuesten Nach-*

6 Vgl. Deutsche Biographische Enzyklopädie. Bd. 7, hrsg. von Rudolf Vierhaus, München 2007, S. 204 f.

7 Vgl. Ernst Martin: Johann Michael Moscherosch, in: Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte 3 (1891), S. 1–16.

8 Johannes Beinert: Johann Michael Moscherosch und sein Geburtsort Willstätt, in: Alemannia 8 (1907), S. 200.

richten vom 10. Juni 1907 und in Beinerts Beitrag *Moscherosch und die Gemeinde Willstätt. Festgabe zur Denkmalsenthüllung 1907*. Demnach waren es der (in Willstätt schon praktizierende?) Arzt Dr. Scheer und ein Amtmann in Kehl namens Beizer, die neben Johannes Beinert die Willstätter zu einer Initiative ermunterten.⁹ Es wurde ein Aufruf mit der Bitte um Spenden verschickt, der Erfolg hatte. Beinert nennt zwei Förderer aus der Ortsgemeinde, die Familie König und den Willstätter Sparverein, die spendeten. Aufhorchen lässt die Nachricht, dass der Deutsche Sprachverein in Berlin, dessen Zweigstelle in Straßburg sowie Heinrich Hansjakob, Stadtpfarrer in Freiburg und überaus erfolgreicher Erzähler, Mittel beisteuerten.¹⁰ Der Deutsche Sprachverein hatte sich ja nach seinen Statuten zum Ziel gesetzt, für die Reinheit der deutschen Hochsprache einzutreten und sie vor Überfremdung durch ausländische, vor allem französische Sprachelemente zu schützen. In Moscherosch meinte er einen Vorkämpfer für sein Anliegen zu sehen. Was Hansjakob veranlasst hat zu spenden, lässt sich vermuten. Er war bei seinen späten Reisen nach Willstätt gekommen und hatte das Dorf zu schätzen gelernt.¹¹

Das Fest um die Willstätter Kirche fand an einem angenehm heiteren Sonntag statt und versammelte eine unerwartet große Festgemeinde. Vor allem aus dem nahen Straßburg waren zahlreiche Besucher gekommen. Noch hallte ja die Freude über die Eingliederung des Elsass in den deutschen Reichsverband und die Erneuerung der Straßburger „Reichsuniversität“ in den Gemütern nach. Straßburg war zum kulturellen Anziehungspunkt für das Hanauerland geworden. Es kamen von Straßburg außer Professor Ernst Martin auch der Direktor der Landes- und Universitätsbibliothek Professor Dr. Julius Euting, eine große Schar von Studenten und ein Vertreter der Stadtbehörde, der Beigeordnete Dominicus. Beim Direktor der Universitätsbibliothek handelte es sich übrigens um den eigenwilligen Arabisten, der später auf deutscher Seite, auf einem der höchsten Grate des Schwarzwaldes oberhalb des Wildsees, sein Grab fand, das sogenannte Eutinggrab.¹²

9 Informationen über den Arzt Dr. Scheer in: Arbeitskreis Brauchtum und Geschichte der Gemeinde Willstätt: Chronik. Willstätt im Wandel der Zeit, hrsg. von der Gemeinde Willstätt, Kehl-Goldscheuer 2003, S. 374.

10 Straßburger Neueste Nachrichten, 10.6.1907.

11 Vgl. Heinrich Hansjakob: Sommerfahrten. Tagebuchblätter, 3. Aufl., Stuttgart 1904, S. 42–45.

12 Vgl. Robert Weyl: Artikel „Euting, Julius“, in: Nouveau Dictionnaire de Biographie alsacienne. Bd. 10, Straßburg 1988, S. 896–871.



Die Denkmalsweihe fand am 9. Juni 1907 an einem sonnigen Sonntagnachmittag statt. Begleitet von einer Blaskapelle, sangen Studierende und Burschschafter aus Straßburg gemeinsam mit Besuchern aus der badischen Umgebung Ludwig Uhlands Lied „Das ist der Tag des Herrn“.

Es wurde ein ziviles Fest. Obgleich nationale Töne angesichts der neu gewonnenen Reichseinheit nahegelegen hätten, kam es zu keiner Demonstration deutscher Stärke. Anders als noch in Renchen marschierte kein Militärverein auf, wenn auch das *Deutschlandlied* am Schluss der Veranstaltung gesungen wurde. Im Übrigen war der Rahmen von feierlichem Gesang bestimmt. Am Anfang intonierte der Musikverein den Choral *Das ist der Tag des Herrn*. Eine Lehrerin aus Willstätt, Frau Hessig, trug zwei Gedichte vor, darunter das von Moscherosch um mehrere Strophen erweiterte *Verleih uns Frieden gnädiglich*, das wir in der Fassung von Martin Luther im evangelischen Gesangbuch kennen.¹³ Der Männerchor *Teutonia* trat mit Feierliedern auf.

Die Festansprache hielt Johannes Beinert. Er umriss die Biographie Moscheroschs und stellte einige seiner Schriften vor. Noch konnte er sagen, „seine Werke seien noch nicht vergessen; er sei bekannter als man glaube, er habe viele Freunde, finde immer mehr Anhänger und Leser“. Das Gleiche

13 Das Kirchenlied von Moscherosch ist kaum je beachtet worden. Der Text findet sich in: J. M. Moscherosch: *Visiones de Don Quevedo. Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewalt*, Hildesheim/New York 1974, S. 539–540 (Nachdruck der Ausgabe Straßburg 1642).

wird man nun, mehr als hundert Jahre später, so nicht mehr behaupten können. Auch hier stellte Beinert die Verbindung zu Straßburg her. Moscherosch sei einer der ersten Studenten der 1621 gegründeten Straßburger Universität gewesen. Danach übergab Beinert im Namen des Vorbereitungskomitees das Denkmal an die Gemeinde, vertreten durch den Bürgermeister Ludwig Reiß.¹⁴

Der feierlichste Augenblick kam mit der Enthüllung des Denkmals. Sie war Professor Martin aus Straßburg vorbehalten. Der Berichterstatter der *Straßburger Neuesten Nachrichten* schwelgte in Erinnerung an diesen Moment:

Die Hülle fiel unter Tusch, und das obeliskartige Denkmal mit dem Bronze-Medaillon des deutschen Dichters erhob sich, bestrahlt von leuchtendem Sonnenschein. Eine schwarze Marmortafel zeigte die Inschrift in Goldbuchstaben: „Hans Michael Moscherosch, Philander von Sittewald, 1601–1669“. Ein gemeinsamer Gesang der Festversammlung des Liedes Deutschland, Deutschland über alles unter Musikbegleitung beschloß die erhebende, würdige Feier und mächtig hallten die wuchtigen Klänge des Vaterlandsliedes durch die sonntäglichen Dorfstraßen, worauf Bürgermeister Reiß das Denkmal im Namen der Gemeinde übernahm und seinen Dank dafür aussprach.¹⁵

Das sind dann doch deutlich Töne der Wilhelminischen Ära. Und auch das Denkmal trägt Züge der Zeit Wilhelms II. Von einem Straßburger Steinmetz namens Krön hergestellt, zeigt es den bei Denkmälern aus dieser Zeit beliebten Sockel aus Granitquadern, dem die straffen, fast militärischen Züge des Bronzeporträts Moscheroschs entsprechen. In der Inschrift ist der Vorname Johann zu dem deutschen klingenden Hans verkürzt – doch das hatte Moscherosch selbst schon auf den Titelblättern einiger seiner Schriften zugelassen. So bleibt das Denkmal ein Zeugnis seiner Ära.

Auch das anschließende gesellige Beisammensein der Festversammlung in den oberen Sälen des Gasthauses *Adler* entspricht den Gepflogenheiten bei solchen Festen. Pfarrer Heinrich Wilhelm Kühner führte den Vorsitz und trug mit einer Ansprache zur Festlaune bei.¹⁶ Einen befremdlichen Ton brachte allein Professor Martin in die Runde. Er lehnte – so berichten die *Straßburger Neuesten Nachrichten* – „die Gefolgschaft von Straßburg, besonders die Straßburger Studenten ab, die wohl aus eigenem Antrieb gekommen seien“.¹⁷ Die Begründung, die er dafür gab, ist befremdlich:

Moscherosch sei seiner Zeit nicht auf bestem Fuß mit den Straßburger Studenten gestanden, da er als Polizeidirektor eifrig gegen die damalige übertriebene Mode-

14 Vgl. Willstätt im Wandel der Zeit (wie Anm. 9), S. 457.

15 *Straßburger Neueste Nachrichten*, 10.6.1907.

16 Vgl. Willstätt im Wandel der Zeit (wie Anm. 9), S. 433.

17 *Straßburger Neueste Nachrichten*, 10.6.1907.

kleidung der Studenten und auch gegen die üblichen Ruhestörungen der Studenten gekämpft habe.¹⁸

Das ist sicher richtig, konnte aber doch keine Begründung dafür sein, mehr als 250 Jahre später die Straßburger Studenten wegen der Beteiligung an der Wirtschaftsrunde zu tadeln.¹⁹ Im Gegenteil, es musste die Studenten ehren, viele davon aus der Verbindung Arminia, dass sie dennoch den Weg auf sich genommen hatten und dabei sein wollten. Vielleicht wollte Professor Martin die abschließende Geselligkeit den würdigen Gästen vorbehalten wissen.

Die sonntägliche Feier in Willstätt fand vielfältige Resonanz in badischen und elsässischen Zeitungen.²⁰ Die hundertjährige Geschichte des Denkmals bestätigt die Hoffnung Johann Beinerts, der schon 1916 in Frankreich gefallen ist, Willstätt möge seiner großen historischen Vergangenheit auch in Zukunft nacheifern. Der Wunsch gilt auch für die nächsten hundert Jahre.²¹

18 Ebd.

19 Vgl. Walter E. Schäfer: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter, München 1982, S. 161 – 162.

20 Mir sind Berichte aus folgenden Zeitungen zusätzlich bekannt geworden: Ortenauer Bote Nr. 135, 13.6.1907; Straßburger Post Nr. 633, 11.6.1907; Karlsruher Zeitung Nr. 155, 9.6.1907. Für Beihilfe danke ich Francois-Joseph Fuchs in Straßburg und Martin Ruch in Willstätt.

21 Dieser Beitrag ist ein geringfügig veränderter Wiederabdruck des Aufsatzes von Walter E. Schäfer: Hundert Jahre Moscherosch-Denkmal in Willstätt, in: Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden 87 (2007), S. 381 – 388.

Wie Urach für Johannes R. Becher zum gelobten Land wurde

Im Sommer 1919 taucht Johannes Robert Becher zum ersten Mal in Urach auf. Er hat in der *Berliner Zeitung* eine Anzeige gelesen, in der stand, dass der „Landwirt und Ökonom“ Karl Raichle „Unterricht in Literatur“ wünsche, und zwar „gegen Kost und Verpflegung“. Als künftiger Lehrer also macht Becher sich auf den Weg, teils mit dem Zug, teils zu Fuß. Er ist 28 Jahre alt, als Poet nicht mehr unbekannt, wenn auch bettelarm, und seit dem Gründungsparteitag Mitglied der kommunistischen Partei.

In welchem Zustand der Großbürgersohn sich damals befand, hat Harry Graf Kessler in seinem Tagebuch festgehalten. Bei diesem republikanischen Adeligen war Becher in Berlin und Weimar oft zu Gast gewesen. Der Suchtgefährdete erzählte dem Grafen auch, wie er von seinen größten Plagen, Morphium und Kokain, losgekommen war. Obwohl jüngst Genosse geworden, wollte Becher sich der Politik noch fernhalten. Graf Kessler notierte:

Becher sagt, der Anarchist Mühsam habe ihm geschrieben, er möge nach München kommen und helfen bei der Umwälzung; ebenso habe man ihn aufgefordert, als Spartakist in Berlin mitzukämpfen. Aber er erkenne sich nicht die genügenden Erkenntnisse und Erfahrungen zu, um einzugreifen. Als Dilettant in der Politik mitzulaufen und womöglich Unheil anzurichten, sei ihm widerwärtig.¹

Anders gesagt: Becher hatte in seinem ersten Urachjahr die künstlichen Paradiese der Drogenwelt verlassen und die künstlichen Paradiese der Ideologie noch nicht betreten.

Als er in Urach zu Karl Raichle stößt, findet er eine Baustelle vor. Der etwa gleichaltrige, aus Weilheim an der Teck gebürtige ehemalige Weltkriegssoldat, der 1918 die Matrosenaufstände in den Ostseehäfen mitorganisiert hat, baut im hinteren Ermstal an einer Kolonie. Das einen Hektar große Grundstück auf der Gemarkung Oberer Brühl, herrlich gelegen unter Schorrenfels und Hohenwittlingen, hingeschmiegt an gleich mehrere Erms-

1 Harry Graf Kessler: Tagebücher 1918–1937, hrsg. von Wolfgang Pfeiffer-Belli, Frankfurt/M. 1982, S. 143.

schleifen, hat seine Frau Elisabeth in die Ehe eingebracht. Raichle, im Praktischen ein Universaltalent, ist Bauherr, Bauplaner, Bauleiter, Bauarbeiter und Baugehilfe zugleich; nur einige Gleichgesinnte legen mit Hand an.

Es ist die Zeit der Landkommunen. Der Monte Verità, der Wahrheitsberg neuer Lebensformen, ruft. Das Fortschrittsideal der Industriegesellschaft überzeugt nicht mehr. Es hat, statt zu allgemeinem Frieden und Wohlstand, zu Krieg und Katastrophe geführt. Endzeitstimmung herrscht. Die Republik strahlt höchstens für ein paar Intellektuelle. Demokratische Aufbruchsstimmung hat sich kaum breit gemacht. Dafür blühen anthroposophische, orgiastisch-mystische, kreatürlich-technikfeindliche, naturreligiöse, auch bereits völkisch-schollenhafte Utopien. Ein ernstzunehmender Widersacher solcher Subkulturen ist der Kommunismus, der eine weit umfassendere Welterlösung verspricht und immer mehr Anhänger gewinnt. Das Überzeugendste an seinem Heilsplan: Mit Lenins Sowjetunion meint er sein irdisches Jerusalem bereits zu kennen.

Ob der Kommunist Becher die lebensreformerischen Bauarbeiten im Ernstal mit Argwohn sah, ist nicht überliefert. Doch in sein Werk sind die Bauarbeiten am Oberen Brühl durchaus und schon früh eingegangen, wenn auch in gesteigerter, ja verklärter Form. Das Kleinklein des Baustellenalltags, das Planen und Errichten, die Sorgen des Bauherrn erscheinen in Bechers Gedichtband *Um Gott* von 1921 nur mythisch aufgeladen. Hier wird nicht einfach hart gearbeitet, mit dem Zweck, nötigen Wohnraum zu schaffen. Nein, hier wird an der Zukunft selbst gebaut, und Karl Raichle ist ihr mutig-tätiger Ingenieur. Im Zyklus *Urach* heißt es:

Du aber, mein Bruder,
Du stößt ein Schwert durch die Zeit,
Fegst Rinnen aus und schwingst hoch über dir,
über zerflackerndem Haupt eine Schaufel voll Kot.
Verstrickt bist du in das Geflecht der Eingeweide
dieser Erde.
Nebel-Reiche und die dunstigen Korridore der
Nacht durchklettert dein Schritt.
Und pflanzt auf die Zinnen einer
Erebtten Macht
Frohlockend
Deiner Unschuld und Kühnheit steil glänzende Lanze.²

2 Johannes R. Becher: *Um Gott*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 12: *Ausgewählte Gedichte 1919–1925*, hrsg. vom Johannes-R.-Becher-Archiv der Akademie der Künste der DDR, Berlin 1966, S. 151.

Urach selbst ist beim frühen Becher noch der Zufluchtsort eines verlorenen Sohns:

In südlichen Duft-Lüften durfte ich wieder ausruhen
Süß gestillt
Zum Fest der Laubhütten
Auf den Hügeln der Kanaan-Traube.³

Die Laubhütten des Ermstals werden ihm zu Fluchtbehausungen, nachdem er der pharaonischen Gefangenschaft des Elternhauses entronnen ist. Doch Urach könnte auch schon ein Ankunftsort sein: Kanaan, das den Israeliten verheißene Land. Becher hat kein Ort mehr bedeutet als die kleine Stadt an der Erms, keinen hat er häufiger besungen. Nicht Berlin, nicht Moskau, nicht Paris oder die Vaterstadt München, sondern Urach war die Hauptstadt seiner lyrischen Provinz. 1954, vier Jahre vor seinem Tod, soll er zum letzten Mal hier gewesen sein. Gerade Kulturminister der DDR geworden, hielt er sich inoffiziell im Westen auf. Seinem alten Freund Gustav Thumm, links und erfolgreicher schwäbischer Kleinunternehmer, hat er damals anvertraut, die beiden ihn mit Argusaugen begleitenden sowjetischen Kulturoffiziere hätten ihn zu behüten, dass er auch ja wieder in den Osten zurückkehre.

Sein neuer Freund Raichle fasziniert Becher, weil er mit beherzter Bautätigkeit seine Sesshaftigkeit, sein „Heimischsein“ sozusagen organisiert oder gar erst erschafft. Doch bereits in den frühen Urachgedichten fällt auf, dass Becher mächtig projiziert: Der Mann auf der Baustelle, der mauert, fegt, die Schaufel schwingt, mutiert in seiner Phantasie zu einem proletarischen Herkules, und die „Nebel-Reiche“, mit denen er vertraut gewesen scheint, weisen ihn fast schon als nordische Sagengestalt aus.

Karl Raichle und die Seinen errichten im hinteren Ermstal fünf Gebäude von unterschiedlicher Größe. Das Haupthaus, in das er und seine Frau einziehen werden, erinnert an ein schwäbisches Forsthaus. Rings gruppieren sich meist Einzimmerhäuschen, zwei davon wirken wie Backsteinvillen im Kleinstformat und stehen zusammen mit dem Haupthaus noch immer. Die übrigen sollen dem Gartenlaubenstil nachempfunden gewesen sein und wurden längst abgerissen. Es ist wohl alles in allem ein stark familienhaftes Ensemble gewesen, hierarchisch auf ein Zentrum hin ausgerichtet. Raichle, so scheint diese Ordnung zu sagen, waltet als Vaterfigur, milde und realitätstüchtig. Ihm am nächsten residiert Becher, freilich im stets für ihn freigehaltenen „Becherhäusle“. Er ist der heimliche Führer auf dem Anwesen, der bisweilen unsichtbare *local hero*, der pflichtlose Lehrer des Familien-

3 Ebd., S. 149.

oberhaupt. Doch das allein genügt Becher nicht, er bringt auch eine sportliche Note in die Siedlung. Sobald er es sich leisten kann, kauft er sich ein Motorrad und ein Paddelboot. Auch klettert er gern in den Ermstalfelsen herum: Liegestützen in der Laubhütte, Klimmzüge in Arkadien.



Johannes R. Becher (2. v. l.) im Kreis seiner Uracher Freunde auf dem Balkon des neuerrichteten Haupthauses. Bei dem Paar rechts von ihm handelt es sich um Elisabeth und Karl Raichle.

Becher bestimmt ebenso die ideellen Größenverhältnisse in Raichles Reich. Seinen Freund Karl legt er auf die Rolle des „Weltverbessers im Kleinen“⁴ fest (wenn er ihn nicht gerade literarisch in den Himmel hebt). Als der ewig erfinderische Raichle, der sich schon einen fahrbaren Rucksack hat patentieren lassen und mit seinen im bürgerlichen Urach begehrten Kunstschmiedearbeiten das zum Erhalt der Kommune nötige Geld verdient, es wagt, einen Roman zu schreiben, intervenierte Becher, zwar nicht offen und grob, aber indirekt und deutlich genug. Er bedenkt Raichles literarischen Versuch mit genialisch-bösen Cartoons.⁵ Auf dem Feld der Kunst

4 Lilly Becher/Gert Prokop: Johannes R. Becher. Bildchronik seines Lebens. Mit einem Essay von Bodo Uhse, Berlin 1963, S. 70.

muss Becher der alleinige Feldherr bleiben! Sicher, er ist stets ein Schwärmer gewesen, hat aber von Anfang an auch die Kunstgriffe der Macht beherrscht. In seine rasch ausufernde politische Radikalität ist beides, Schwärmertum und Machtbewusstsein, eingeflossen. Gleichzeitig verliert er seine poetische Experimentierfreude. Seine Gottsucherlyrik wird er später als expressionistische Jugendsünde abtun.

1920 lädt Raichle sich mittels Zeitungsanzeigen seine ersten Gäste ein. Die wohlhabenden müssen für den Aufenthalt bezahlen. Es wird ein vegetarisches Einheitsmenü gereicht: grüne Bohnen mit Kartoffeln, beides auf eigenem Grund gezogen. Blechkannen mit Tee hängen zur Kühlung im Wasser der Erms. Bis zu 50 Personen finden in den Gebäuden Unterkunft. Aus Urach pilgern nicht nur Kinder herbei, um die Fremden, die nackig im Fluss baden, zu beäugen.

Aus der alten Ascona-Riege mieten sich Gustav Nagel und (Hermann Hesses einstiger Guru) Gusto Gräser ein. Spiritisten, Sprachreformer, Sexualrevolutionäre, Agrarutopisten und Inflationspropheten kommen zu Besuch. Manche wollen nur schnuppern, andere bleiben. Die Kolonie am Grünen Weg, so heißt das Sträßchen, das daran vorbei- und weiter auf die Alb führt, war eine wild zusammengewürfelte Nischengesellschaft. Es muss ihr nicht als Schwäche ausgelegt werden, wenn sie in ihrer ersten Phase bis etwa 1925 nie zur Homogenität gefunden hat. Sie war wohl eher eine Art Paradies für Transitreisende jedweder Couleur.

Becher reduziert mit den Jahren seine Anwesenheit auf die Sommermonate. Seine zweite Frau reist mit an, auch Sohn Atti, für den ein Kindermädchen gefunden werden muss – so viel Bürgerlichkeit muss sein. Doch es dauert nicht lange, bis die lebensreformerische Kleinarbeit, das liebe Alltagschaos und das Zeitverträumen am Rand der Gesellschaft ihn nerven. Er unterzieht sein Bild von Urach einer Revision und sucht hier fortan nicht länger Heimat und Zuflucht, sondern Erholung und Inspiration. Mentale Stärkung hat er inzwischen woanders erfahren. Und die Furcht, in der Politik Schaden anzurichten, ist wie weggeblasen. Freilich zählt Becher nie zu denen, die in der Partei in Ungnade fallen, weil sie deren Stalinisierung kritisieren. Er bleibt, was er insgeheim immer gewesen ist: autoritätsfixiert. Zum politischen kommt der künstlerische Stilwandel. Und von nun an übt er sich in jenem volkstümlichen Klassizismus, der bis zum Ende sein Markenzeichen bleiben wird. Die bisher betriebene Ästhetisierung der Existenz weicht einer Politisierung der Kunst. Wie keine Kraft zuvor schenken ihm Aufstieg und Einpassung in der KPD eine Erneuerung seiner Gesamtperson.

5 Vgl. ebd., S. 68 f.

Rechenschaft hat Becher sich darüber in dem während des Exils in Moskau entstandenen Versepos *Urach oder Der Wanderer aus Schwaben* gegeben, das zugleich Heimwehstenogramm, literarische Chronik der Kolonie Raichle, aber auch die letzte und endgültige Version seines Urachmythos ist:

Die Rauhe Alb. Von Höhen rings umfassen
Und zu den Höhen wie im Traumverlangen
Aufblickend: Urach [...] Apfelbäume blühen,
Und tief verneigen sich die Blütenzweige.
Ein Holzfuhrwerk zieht hoch die Ulmer Steige.
Die Burgruine – Fels im Hügelgrün.

Was war nicht – Traum? Sind nicht die Apfelbäume
In ihrem weißen Blühen – nur Blütenträume!
Wem blühen sie zu? O Traum im Apfelwein!
Sie sitzen in den Lauben, und sie trinken
Vergessenheit. Traumtrunkenheit. Versinken
Von Traum zu Traum. O Traum vom Anderssein!⁶

Vielleicht war es gar kein Zufall, dass Urach für Becher gerade in Moskau so leuchten konnte. Das irdische wie das himmlische Ermstal blieben neben Stalins blutigen Machtspielen gewissermaßen rein. Zeitlich wie räumlich lagen sie fern aller Niederlagen, Irrtümer und Selbsttäuschungen. Im Exilpoem vom *Wanderer aus Schwaben* schreibt Becher seinen Ermstaler Mythos um. Die Lebensreformer der frühen Jahre, die einzelgängerischen Togaträger, die skurrilen Verweigerer werden nun erbarmungslos als Bande von Spießern gezeichnet. Ein Hauch von George Grosz und Otto Dix liegt über ihnen. Der politisch Geläuterte, der das Krafttraining einer alle Widersprüche aufhebenden Dialektik hinter sich hat, kann in den Traumtänzern der Raichlekolonie nur alberne Träger falschen Bewusstseins erkennen.

Auch Karl Raichle, der proletarische Halbgott aus Bechers Frühphase, hat sich verwandelt. In der Gestalt des „Wanderers aus Schwaben“ ist aus ihm so etwas wie eine volkstümliche Engelsgestalt geworden, die aus der Sagentiefe vorzeitlicher Vergangenheit aufsteigt und froh in die Zukunft blickt. In diesem „Wanderer“ verkörpert sich offenbar Bechers Wunsch nach einer politischen Volksreligion, nach einer jugendlich vorwärtstrebenden Inkarnation des Volksgeists, die eine morbide Gesellschaft einreißt.

Ein Klassenkampf auf provinzieller Ebene mag sich Mitte der zwanziger Jahre auch in Raichles Kolonie zugetragen haben, zumindest wenn man dem Chronisten Becher glaubt:

6 Johannes R. Becher: *Urach oder Der Wanderer aus Schwaben*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 7: *Epische Dichtungen* (wie Anm. 2), S. 419.

Und es erwacht der Wanderer aus Schwaben:
„Die Gäste, die wir hier im Hause haben –
ist dir die Narrenwirtschaft nicht zu dumm?“
Das Gästebuch lag vor ihm aufgeschlagen.
„Was hat sich da nicht alles eingetragen?
Gesindel ist's und ein Panoptikum!
Ist das ein Haus, ein deutsches Haus, ich frage?“
Er sprach wie einst: „Das ist die Niederlage!
Und dieses Haus, dies Narrenheim wär mein?
Hab lang genug geschwiegen, meinetwegen,
Nun gilt's das Tollhaus gründlich auszufegen,
Mein Haus soll sauber und soll – menschlich sein!“⁷

Und so geschah es: Ein eiserner Kehraus findet statt, mutmaßlich unter Führung des Säuberungskommissars J. R. Becher. Anschließend wird Karl Raichles Kolonie in ein kommunistisches Ferienheim umfunktioniert. In Urach hieß es lange, im Lauf der Zeit sei die gesamte Reichstagsfraktion der KPD zu Gast gewesen, außerdem Kulturschaffende aus dem Umfeld der Partei, also Bechers erweiterter Freundeskreis. Dieser hält nun im Ermstal Vakanz: Ferien vom Klassenkampf, Urlaub von der Revolution. Alexander Abusch ist darunter, auch Erich Weinert, Friedrich Wolf sowie der spätere Leipziger Literaturprofessor Karl Bittel. Eine antizipierte DDR *en miniature* – und ein „deutsches Haus“, versteht sich.

Einer verschworenen Zukunftselite musste also die buntscheckige, schwer kontrollierbare Gegenkultur der Außenseiter weichen. Während noch die erste Generation der Urachsiedler ein modernes, multikulturelles Gesellschaftsleben erprobte, verzichtete die zweite, die Genossengeneration, auf jedes für die Praxis nützliche Experimentieren und begnügte sich damit, die Beine hochzulegen und davon zu träumen, die Staatsmacht von morgen zu sein. Nie wieder gab es in Deutschland eine so große subkulturelle Vielfalt wie in den 1920er-Jahren, als Ausdruck jener „großen Werteverwirrung“ (Hugo Ball), die der Erste Weltkrieg angerichtet hatte. Ist es also Zufall, dass die Schlussversion von Bechers Utopie nur einen vagen gesellschaftlichen Kern hat? Statt der Gesellschaft kommt nun etwas anderes in den Blick: die Nation. Es ist, von Moskau auf Urach geschaut, nicht der Sozialismus, den Becher hochleben lässt, sondern Deutschland. Die deutsche Nation, ja sogar das „Reich“, ist die letztgültige Form, die Urach-Kanaan annimmt. So endet das Poem mit einem wahren Stakkato des deutschen Namens:

7 Ebd., S. 434.

Ein heimlich Reich, so lag es wie vergangen,
So lag es wie im Traum und lag gefangen.
Doch einmal, wußten wir, wird es geschehn,
Da wird des Volkes Wille es erwecken,
Und alle werden dann das Reich entdecken,
Das Deutschland heißt, Deutschland wird auferstehn!

Es riefen uns die Stimmen unsrer Ahnen,
Die Zukunft schien uns daran zu gemahnen:
Ihr seid berufen! Deutsches Reich seid ihr!
Es war das Reich, das wir in uns bewahrten.
Wie wir uns fest um unser Deutschland scharten.
Und Deutschland waren – Deutschland wurden: wir!⁸



Johannes R. Becher auf seinem Motorrad mit Berliner Zulassungsnummer: Er liebte seine Maschine, schrieb sogar Gedichte auf sie. Laut Becher-Legende der DDR besaß er sie aber nur, um etwa von 1930 an reichsweit den antifaschistischen Widerstand zu organisieren.

8 Ebd., S. 455.

Wenn Becher – nach den stalinistischen Härtetests der Parteilichkeit – Kommunist geblieben ist, dann vielleicht nur, weil er in dieser Rolle sein Land annehmen durfte. Das aber konnte er auf *diese* Art, also im Stil des Moskauer Urachepos und dessen irritierender Reichsmystik keinesfalls ausdrücken, zumindest nicht im politischen Raum. Folglich sagte er es anders:

Auferstanden aus Ruinen
Und der Zukunft zugewandt,
Laß uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.⁹

Bechers Verse indes wurden, wie der übrige Text seiner Hymne, nicht sehr lange gesungen. Als die DDR ihre Bestrebungen zur Wiedervereinigung aufgegeben und sich selbst zur „sozialistischen Nation“ erklärt hatte, durfte von diesem Lied nur noch die Melodie erklingen. Erst die Hunderttausenden, die bei den Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 dem SED-Staat das letzte Geleit gaben, griffen die unerwünschten Becherworte wieder auf und skandierten sie fordernd. Das Verdrängte war zurückgekehrt. Noch im Sturz der DDR kamen somit Bauelemente von Bechers Hand zum Vorschein, die der an Urach und Kanaan geschulte Politromantiker einst ins Selbstbild des ostdeutschen Teilstaats eingebracht hatte und die sich auch nach Jahrzehnten noch immer als tragfähig erwiesen.

9 Zitiert nach Carl Otto Conrady (Hrsg.): Der große Conrady. Das Buch deutscher Geschichte, Düsseldorf 2008, S. 697.

Carl Zuckmayer und Joseph Goebbels. Ein Jahr in Heidelberg und die Folgen

Als im Jahr 1929 erstmals der Preis der Heidelberger Festspiele vergeben wurde, um prominente Autoren zu neuen, auf den *genius loci* abgestimmten Dramen zu bewegen, fiel die Wahl neben René Schickele und Max Mell auf Carl Zuckmayer.¹ Von dem 32-jährigen, dem kurz zuvor mit dem *Fröhlichen Weinberg* der Durchbruch als Theaterautor gelungen war, erhoffte man sich ein volkstümliches Stück im Geschmack der Zeit. Die seit 1926 jährlich veranstalteten Festspiele mussten allerdings wenige Monate nach der Preisverleihung am 20. Juli 1929 aus finanziellen Gründen eingestellt werden. Sie sollten erst nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten unter kulturpolitisch völlig veränderten Vorzeichen wiederbelebt werden. Aufgrund dieser Entwicklungen hat Zuckmayer kein Theaterstück für die berühmte Kultur- und Wissenschaftsstadt verfasst, deren eigentümlichen Reiz er allerdings viele Jahre später eindrücklich schilderte:

Heidelberg war damals von Göttern und Halbgöttern, Propheten und Narren, Faunen, Bacchen und Eroten, Dionysiern und Peripatetikern durchwandert, wobei die Nymphen, Hetären und Vestalinnen nicht fehlten. Auch der Nachtalb fehlte nicht, der hinkende böse Zwerg, in Gestalt von Joseph Goebbels, der eines Klumpfußes wegen den Krieg nicht hatte mitmachen können und seinen Neid und Haß besonders gegen uns richtete, die verändert und voll neuen Antriebs Heimgekehrten: wir waren später die ersten Ziele seiner Verfolgung. Damals hielt er sich noch zurück und saß bei Gundolf (dem Juden) in den Kollegs.²

1 Vgl. Oliver Fink: Theater auf dem Schloß. Zur Geschichte der Heidelberger Festspiele, Heidelberg 1997; zu Zuckmayer v. a. S. 30.

2 Carl Zuckmayer: Werkausgabe in zehn Bänden. 1920–1975, Bd. 1, Frankfurt/M. 1976, S. 301 f. [künftig im Fließtext unter Angabe der Bandnummer und der Seitenzahl zitiert]. Über die Bedeutung Heidelbergs für Zuckmayer und Goebbels haben bereits gehandelt Gerhard Sauder: Der Germanist Goebbels als Redner bei der Berliner Bücherverbrennung, in: Horst Denkler/Eberhard Lämmert (Hrsg.): „Das war ein Vorspiel nur ...“. Berliner Colloquium zur Literaturpolitik im „Dritten Reich“, Berlin 1985, S. 56–81; Jochen Becker: Carl Zuckmayer und Heidel-

Aus dem zeitlichen Abstand von gut 45 Jahren entwirft Zuckmayer ein Erinnerungsbild seiner Studienjahre 1919 und 1920 an der, wie er meinte, „fortschrittlichsten und geistig anspruchsvollsten Universität Deutschlands“ (I, 286). Die dort florierende Kunst- und Wissenschaftsszene erschien dem lebensdurstigen Frontoffizier, der in den Menschen- und Materialschlachten des Ersten Weltkriegs zu einem überzeugten Pazifisten geworden war, als verheißungsvolle mythologisch anmutende Welt voller „geistiger Erregung“ (I, 282). Nicht zuletzt der „Dichterstefan“ Stefan George“ (I, 302), zu dessen Jüngerkreis mit Friedrich Gundolf auch der bekannteste Literaturwissenschaftler der Weimarer Republik zählte,³ und die berühmten Soziologen Max und Alfred Weber ließen Heidelberg gleichsam zu „Deutschlands heimlicher Hauptstadt“⁴ werden. Zuckmayer, der in Heidelberg unter anderem mit dem Schriftsteller Hans Schiebelhuth und den Politikern und späteren Widerstandskämpfern Carlo Mierendorff und Theodor Haubach befreundet war, zeichnet in sein Erinnerungsbild mit der Gestalt des späteren Reichspropagandaministers Joseph Goebbels indes auch ein Menetekel ein. Erzählerisch gekonnt konfrontiert er die Ebene des chronikalischen Berichts mit dem Wissen um die Verbrechen des Nationalsozialismus und lässt bereits in Heidelberg unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg das unheilvolle Ende der Weimarer Republik erahnen. Die Verspottung Goebbels als eines mit Neid und Hass erfüllten Krüppels speist sich auch aus einer gegenseitig empfundenen persönlichen Verachtung, die sich nachzuzeichnen lohnt.

Doch haben Zuckmayer und Goebbels einander in Heidelberg tatsächlich gekannt? Zwar gibt es abgesehen von obigem Zitat keine Indizien für ein persönliches Zusammentreffen, doch es dürfte in der kleinen Universitätsstadt genügend Berührungspunkte zwischen dem Fabrikantensohn Zuckmayer und dem aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Goebbels gegeben haben. Die beiden Rheinländer waren in ihrer vormaligen Begeisterung für den Beginn des Ersten Weltkriegs, ihrer Sympathie für den Sozialismus

berg. Ein Vorhaben und ein Fund, in: Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft 12.1 (1986), S. 33; Stephan Reinhardt: Carl Zuckmayer, in: Markus Bitterolf/Oliver Schlaudt/Stefan Schöbel (Hrsg.): Intellektuelle in Heidelberg, 1910–1933. Ein Lesebuch, Heidelberg 2014, S. 403–415.

3 Vgl. zu den verschiedenen George-Kreisen Jürgen Egyptien: Die Kreise, in: Achim Aurnhammer u. a. (Hrsg.): Stefan George und sein Kreis. 3 Bde, 2. Aufl., Berlin/Boston 2016, S. 365–407.

4 Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, 2. Aufl., München/Wien 2006, S. 290.



Das Foto aus der *Heidelberger Zeit* zeigt Zuckmayers Freundeskreis (v. l. n. r., vermutlich): Theodor Haubach, Carlo Mierendorff, Carl Zuckmayer (teilweise von der Büste des badischen Großherzogs Friedrich I. verdeckt), Emil Henk, Eduard Zuckmayer und Hans Prinzhorn.

und ihrem Wunsch nach einem Leben als Schriftsteller einander auch gar nicht unähnlich. Dennoch war ihre Heidelberger Studienzeit von gänzlich anders gelagerten Zielen und Erfahrungen geprägt. Für Zuckmayer, der nach eigenem Bekunden möglichst viel „Geistes- und Bildungsgut“ aus verschiedenen „Disziplin[en]“ an sich „reißen“ wollte (I, 304), war vor allem „Die Gemeinschaft“⁵ um den linksliberalen Querdenker Wilhelm Fraenger von Bedeutung. Der Kreis um den freischaffenden Kunsthistoriker, der sich bewusst gegen eine Universitätskarriere entschieden hatte, verpflichtete sich einem Gesellschaftsideal, das die Atomisierung des Einzelnen in der Moderne ohne völkische Verflachung überwinden sollte. Hier lernte Zuckmayer Klabund, Oskar Kokoschka, Paul Hindemith, Arnold Schönberg und andere Künstler und Geistesgrößen kennen und hier erhielt sein Wissens- und Erlebnisdrang reiche Nahrung. Wenige Monate nach seinem Wechsel von der „unbekömmlichen Universität“ (I, 282) Frankfurt, wo er mit mili-

5 Vgl. Petra Weckel: *Wilhelm Fraenger (1890–1964). Ein subversiver Kulturwissenschaftler zwischen den Systemen*, Potsdam 2001, zur „Gemeinschaft“ S. 65–84.

tanten Antirevolutionären aneinandergeraten war, besuchte er auch bereits Friedrich Gundolfs „berühmte[!]“ (I, 303) Vorlesung *Die Romantische Schule*, in der dieser im Sommer 1919 sein Wissenschaftsverständnis im Zeichen von Kunstsinnigkeit, Genieemphase und Gegenwartsdeutung zelebrierte.⁶ Es ist bezeichnend für Zuckmayers zeittypisches „Lebenspathos“,⁷ dass er sich von Gundolfs weihewoll monotonem Vortragsstil gerne einschläfern ließ, aber ein „einziges Seminar“ des traditionalistischen Philologen Max von Waldberg genügte, um ihn „die Literaturgeschichte wie die Mieselsucht scheuen und meiden zu lassen.“ Bei Waldberg, so soll Gundolf ihm später gesagt haben, wäre er auch „nie ein Dichter geworden“ (I, 304).

Im folgenden Sommersemester besuchte auch der Germanistikstudent Joseph Goebbels Gundolfs Romantikvorlesung *Die Begründer der romantischen Schule*, und zwar mit dem konkreten Ziel, sein Studium nach Semestern in Bonn, Freiburg, Würzburg und München mit einer Promotion abzuschließen. Brach für Zuckmayer nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Heidelberg endlich das „Leben“ im emphatischen Sinne „als Realität, als vorwärtstragender Strom, als Hoffnung“ an (I, 262), betrieb Goebbels seine akademischen Pläne immer auch „als Kompensation für seine körperlichen und sozialen Defizite“.⁸ Seit einer Knochenmarkentzündung, eines der in der eigenen Erinnerung „richtunggebenden Ereignisse“⁹ der Kindheit, war sein rechter Fuß gelähmt. Dass er aufgrund seiner Behinderung im August 1914 nicht als Soldat angenommen wurde, schmälerte zwar nicht seine Kriegsbegeisterung,¹⁰ befeuerte aber – so in Zuckmayers Deutung – seine

6 Vgl. für einen Überblick Ernst Osterkamp: Friedrich Gundolf (1880–1931), in: Christoph König/Hans-Harald Müller/Werner Röcke (Hrsg.): *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*. Berlin/New York 2000, S. 162–175. Gundolfs Vorlesungen verzeichnet Philipp Redl: *Dichtergermanisten der Moderne*. Ernst Stadler, Friedrich Gundolf und Philipp Witkop zwischen Poesie und Wissenschaft, Köln 2016, S. 409–411.

7 Wolfdietrich Rasch: *Aspekte der deutschen Literatur um 1900*, in: ders.: *Zur deutschen Literatur seit der Jahrhundertwende*. Gesammelte Aufsätze, Stuttgart 1967, S. 1–48, hier S. 18.

8 Ralf Georg Reuth: *Goebbels*, München 1990, S. 52. In Bezug auf Goebbels' Vita folge ich dieser Darstellung.

9 Joseph Goebbels: *Tagebuch für Joseph Goebbels (Erinnerungsblätter) von 1897 (Geburtsjahr) bis Oktober 1923 (geschrieben Juli 1924)*, in: ders.: *Die Tagebücher. Sämtliche Fragmente*. Bd. 1, hrsg. von Elke Fröhlich, München 1987, S. 1–29, hier S. 2.

10 Vgl. Goebbels Abiturrede, die er als Verfasser des besten Deutschaufsatzes halten durfte: Joseph Goebbels und Rheydt, in: *Vitus-Post* 2 (2002), S. 1–3.

Missgunst und seinen inneren Erfolgszwang.¹¹ Als sich während des Heidelberger Sommersemesters 1920 seine Freundin Anka Stalherm von ihm trennte, steigerte sich Goebbels erst recht in ein Gefühl der Hoffnungslosigkeit hinein. Der Dokortitel, auf den er bis zu seinem gemeinsam mit seiner Frau begangenen und auf die eigenen Kinder erweiterten Selbstmord am 1. Mai 1945 geradezu versessen war, verhieß ihm in dieser Situation eine bessere Zukunft. Bereits kurz nach seiner Ankunft in Heidelberg war er mit dem Wunsch nach einem Promotionsthema an Friedrich Gundolf herangetreten, der ihn aber, von Prüfungsverpflichtungen freigestellt, „[a]n Waldberg verwiesen“¹² hatte. Im April 1921 machte sich Goebbels für vier Monate an eine Abhandlung über den schon damals annähernd vergessenen romantischen Dramatiker Wilhelm von Schütz.¹³ Der national gesinnte Konservative Max von Waldberg, der die wenig gründliche Arbeit mit dem mäßigen Prädikat *rite superato* bewertete, wurde von seinem Doktoranden sehr geschätzt.¹⁴ Wie Gundolf jüdischer Abstammung, schützte ihn dies zwölf Jahre später aber nicht vor dem Entzug seiner Lehrbefugnis. Da er am 6. November 1938 seinem Krebsleiden erlag, entging er selbst dem Massenmord an den europäischen Juden. Doch seiner Frau Violetta drohte im April 1942 die Deportation nach Theresienstadt. Wenige Tage vor ihrer Verschleppung nahm sie sich das Leben.

Als der ehemalige Musterschüler Goebbels am 18. November 1921 ins Rigorosum ging, hatte Zuckmayer sein Studium längst abgebrochen. Hatte er bereits während des Ersten Weltkriegs Gedichte in Franz Pfemferts Zeitschrift *Die Aktion* veröffentlicht und später an Mierendorffs *Tribunal* mitgearbeitet, stellte er während seiner Heidelberger Zeit mit *Kreuzweg* sein erstes Drama fertig. Als es vom Staatlichen Schauspielhaus Berlin angenommen wurde, glaubte Zuckmayer an das „große Los“ (II, 330) und zögerte nicht, sein wenig zielführendes Studium unterschiedlicher Fächer abzubrechen und ganz auf den literarischen Durchbruch zu setzen.¹⁵ Da die Premiere al-

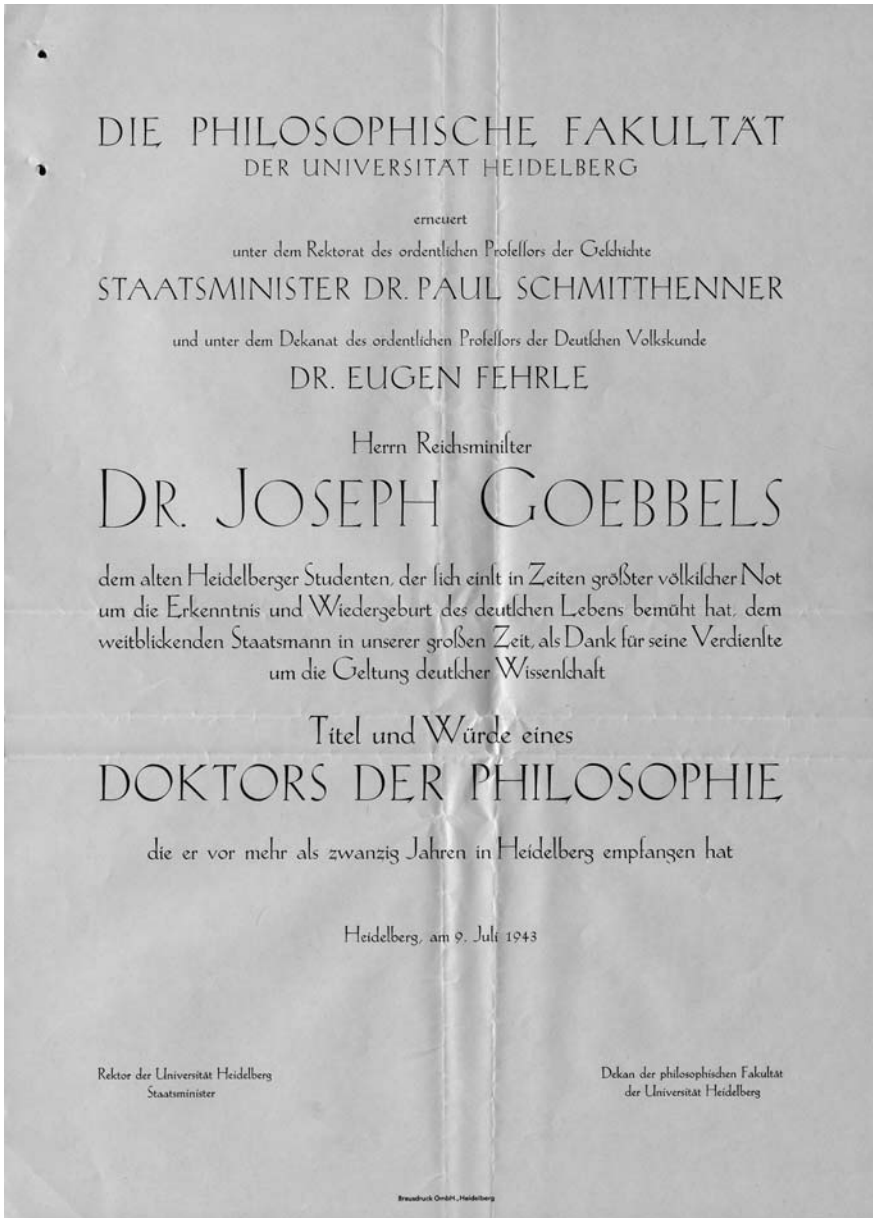
11 Vgl. neben dem Eingangszitat auch Carl Zuckmayer: *Geheimreport*, hrsg. von Gunther Nickel/Johanna Schrön, Göttingen 2002, S. 78.

12 Goebbels, *Erinnerungsblätter* (wie Anm. 9), S. 18.

13 Vgl. Joseph Goebbels: *Wilhelm v. Schütz als Dramatiker*. Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas der Romantischen Schule, Heidelberg 1922.

14 Vgl. zu den Hintergründen Olha Flachs: *Max Freiherr von Waldberg (1858–1938)*. Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik, Heidelberg 2016, zu seinem Verhältnis zu Goebbels S. 113–126.

15 Siehe in Bezug auf Zuckmayers Studium auch die Erinnerung von Wolfgang Petzet: *Damals in Heidelberg ...*, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft* 8.1 (1982), S. 27–33.



Der Name Max von Waldberg wird in der erneuerten Doktorurkunde, die Goebbels am 9. Juli 1943 im Senatssaal der Neuen Universität überreicht wurde, aus rassenideologischen Gründen verschwiegen.

lerdings einer „Katastrophe“ (II, 335) gleichkam, musste er die Theater- und Kulturhauptstadt nun „von unten kennen[lernen], aus der Keller-Perspektive, aus der Sicht der häßlichen Mietshäuser und finsternen Hinterhöfe“ (II, 338). Auch Goebbels, der sich bereits während seiner Schulzeit zum Dichter berufen glaubte, schrieb kurz nach seiner Ankunft in Heidelberg an Anka Stalherm: „Ja man kann wohl dichten, wenn man in Heidelberg ist und keine Sorgen hat.“¹⁶ Doch weder seine Gedichte noch seine Dramen und Erzählungen fanden einen Verleger, bis er 1928 für die Veröffentlichung seines Romans *Michael. Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern* schließlich auf den nationalsozialistischen Eher-Verlag zurückgreifen konnte. Goebbels hatte noch im Herbst 1921 in eine Hochzeitszeitung ungelenke Spottverse gesetzt: „Seh ich nur ein Hakenkreuz, krieg ich schon zum Kackken Reiz.“¹⁷ Doch infolge seiner beruflichen Misserfolge steigerte sich sein Hass auf die Weimarer Republik zusehends, als dessen Überwinder ihm seit 1924 Adolf Hitler galt, der ihm „[h]alb Plebejer, halb Gott“ und, wenn nicht „Christus“ selbst, zumindest „Johannes“ schien.¹⁸ Sein sprachliches Vermögen und sein literaturgeschichtliches Wissen sollte er fortan in seinen Hetzreden entfalten.¹⁹

Ein knappes Jahr bevor Goebbels am 7. November 1926 als Gauleiter in Berlin sein erstes großes Parteiamt antrat, landete Zuckmayer mit dem am 22. Dezember 1925 ebendort uraufgeführten *Fröhlichen Weinberg* einen sensationellen Theatererfolg. Noch im selben Jahr wurde ihm für dieses Stück der renommierte Kleist-Preis zugesprochen, was ihn in eine Reihe unter anderem mit Bertolt Brecht, Robert Musil, Anna Seghers und Else Lasker-Schüler stellt. *Der fröhliche Weinberg*, der Zuckmayer über Nacht nicht nur zu einem Star der Literaturszene, sondern auch zu einem reichen Mann machte, steht im Kontext einer um „1923 einsetzenden Zuwendung zur Komödie und zum Volksstück“, was „mit der Aufhellung des Zeitklimas“ in den *Golden Twenties* in Zusammenhang steht.²⁰ Das von vitaler Lebensfreude und unkomplizierter Erotik strotzende Stück provozierte einen Theaterskandal nach dem anderen, hatte es doch, wie Zuckmayer später meinte, „deutsche

16 Zitiert nach Reuth, Goebbels (wie Anm. 8), S. 49.

17 Zitiert nach ebd., S. 54.

18 Joseph Goebbels: Die Tagebücher, hrsg. von Elke Fröhlich, München 1993–2008, Teil 1, Bd. 1.1, S. 365.

19 Vgl. Ralf Georg Czapla: Ein Leben im Zitat. Joseph Goebbels' Weg vom Germanisten zum Politiker, in: Marcel Atze u. a. (Hrsg.): akten-kundig? Literatur, Zeitgeschichte und Archiv, Wien 2009, S. 221–250.

20 Helmuth Kiesel: Geschichte der deutschsprachigen Literatur, 1918–1933, München 2017, S. 542 f.

Landschaft, deutsches Volkstum“ ins Bild gesetzt, aber das grassierende „Blut-und-Boden-Geschwätz“ der Lächerlichkeit preisgegeben (II, 429). Nationalsozialistische Schläger und rechte Korpsstudenten störten vielerorts Aufführungen des Stücks, dessen Autor mit einem Gotteslästerungsprozess überzogen und – so der *Völkische Beobachter* – als „Halbjude“ in dem „ärgersten Judennest Europas“ angefeindet wurde.²¹ Auch Goebbels, der am 8. September 1926 in seinem Tagebuch seinen Besuch des „Kulturstück[s] [...] [m]it den edelsten Absichten“²² avisierte, beteiligte sich an den Störaktionen. Zwei Tage später notierte er:

Stinkbomben wurden geworfen. Eine Panik entstand. Ich selbst wurde wegen Hausfriedensbruch an die Luft gesetzt. Aber so recht hat's nicht geklappt. Es fielen nur 5 Frauen in Ohnmacht. Das Stück war einfach saumäufig. So etwas krönt man ihn [sic!] Deutschland mit dem Kleistpreis.²³

Auch Zuckmayers am 5. März 1931 uraufgeführter *Hauptmann von Köpenick* überzog der mittlerweile im Reichstag sitzende Goebbels mit einer Schmutzkampagne. Zuckmayer hatte dort die wahre Geschichte des Hochstaplers Wilhelm Voigt, der im Jahr 1906 als preußischer Gardehauptmann verkleidet das Bürgermeisteramt von Köpenick unter seine Kontrolle gebracht hatte, zum Anlass genommen, um für einen Patriotismus im Zeichen humaner Werte zu werben. Bereits in seinem Tagebucheintrag vom 11. März 1931 beklagte Goebbels eine „Verhöhnung des preußischen ‚Amts- und Offizierkadavers‘“: „Wenn auch in der Karikatur, ich bin auf Seiten der Preußen. Immer! Das Prinzip ist richtig und groß.“²⁴ In dem von ihm redigierten *Angriff* verunglimpft er „besagte[n] Herr[n] Zuckmayer“ sodann als einen „von jenen Asphaltchreibern, die fälschlich in *dieser* Demokratie als *Dichter* ausgegeben werden“.²⁵

Der angegriffene Starautor, der am 11. Dezember gegenüber seinem Freund Albrecht Joseph eine „Angst vor Goebbels“²⁶ in der Filmbranche konstatierte, begriff den Chefdemagogen der NSDAP offenbar längst auch

21 Kammerspiele. Erstaufführung: Der fröhliche Weinberg, in: *Völkischer Beobachter*, 11.2.1926, S. 2.

22 Goebbels, *Die Tagebücher* (wie Anm. 18), Teil 1, Bd. 1.2, S. 130.

23 Ebd., S. 131.

24 Ebd., Teil 1, Bd. 2.1, S. 361.

25 Joseph Goebbels: *Der Hauptmann von Köpenick*, in: *Der Angriff*, 12.03.1931, o. P. [S. 1 f.].

26 Carl Zuckmayer an Albrecht Joseph, 11.12.1930, in: *Carl Zuckmayer und Albrecht Joseph. Briefwechsel 1922 – 1972*, hrsg. von Gunther Nickel, Göttingen 2007, S. 52.

als persönlichen Widersacher. Noch vor der Premiere des *Hauptmann* schreibt er abermals an Albrecht Joseph, dass er „im Rahmen einer ganz gross aufgezogenen Versammlung im Sportpalast als Gegen-Redner gegen Dr. Goebbels auftreten“ werde und dort „den Brüdern – den Nazis *und* den unsrigen – mächtig den Arsch aufreissen“ wolle.²⁷ Zuckmayers Ärger richtet sich auch gegen das linke Lager, dem er Hilflosigkeit und mangelnde Sensibilität für die Stimmung in der Bevölkerung ankreidete. Die Frage, ob die prorepublikanischen Kräfte einschließlich seiner selbst genug gegen den Aufstieg des Nationalsozialismus getan haben, beantwortete er später mit dem amerikanischen Idiom: „Too little and too late“ (II, 465). Nachdem die direkte Konfrontation mit Goebbels nicht zustande gekommen war, ereignete sich allerdings eine Art mittelbaren Zusammentreffens. Während der heißen Wahlkampfphase im Frühjahr 1932, in der Hitler den greis gewordenen Amtsinhaber und Weltkriegsgeneral Paul von Hindenburg herausforderte, besuchten Zuckmayer und sein Freund Gottfried Bermann Fischer, der Sohn des berühmten Verlegers Samuel Fischer, mit ihren beiden Frauen aus Interesse „im Berliner Sportpalast eine große Massenversammlung der Nationalsozialisten“.²⁸ Noch vor den Reden von Hermann Göring und Joseph Goebbels wurde Zuckmayer erkannt, der mit seinen drei Begleitern nach der Veranstaltung nur um Haaresbreite den Schlägern der SA entkam. Zwei Tage bevor Hindenburg am 10. April 1932 schließlich als Reichspräsident bestätigt wurde, teilte Zuckmayer Albrecht Joseph ein launiges Gedicht mit, das später in die Hände der Gestapo geriet.²⁹

Hitler, Göbbels, Strasser, Hinkel,
Fegt sie in den Kehrrechtwinkel,
Und den Hindenburg dazu,
Denn dann habt Ihr Eure Ruhe!³⁰

Diesen derben Vierzeiler schlug Zuckmayer erfolglos als Wahlkampfmotto der Eisernen Front vor, jenem Ende 1931 konstituierten Zusammenschluss der SPD mit verschiedenen politischen Gruppierungen, darunter auch der

27 Ebd., S. 58 f.

28 Carl Zuckmayer: Für Gottfried Bermann Fischer zum sechzigsten Geburtstag, in: ders.: Aufruf zum Leben. Porträts und Zeugnisse aus bewegten Zeiten, Frankfurt/M. 1976, S. 61–65, hier S. 62; vgl. auch Gottfried Bermann Fischer: Bedroht – bewahrt. Weg eines Verlegers, Frankfurt/M. 1967, S. 78 f.

29 Vgl. Christian Strasser: Carl Zuckmayer. Deutsche Künstler im Salzburger Exil, 1933–1938, Wien 1996, S. 187 f.

30 Carl Zuckmayer an Albrecht Joseph, 8.4.1932, in: Briefwechsel (wie Anm. 26), S. 89.

prorepublikanische Veteranenverband Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold.³¹ Die Eiserne Front war „die einzige politische Organisation“, der Zuckmayer nach eigener Aussage „je angehört“ hat (II, 466). Aber bereits im Dezember 1930 hatte er in Zusammenhang der Debatte um das nicht zuletzt von Goebbels geforderte Verbot der Verfilmung von Remarques Roman *Im Westen nichts Neues* deren Sache vertreten.³² In seiner Rede *Front der Unzerstörten* kritisierte Zuckmayer jene „Rückschrittler“, die entweder „den *Film* nicht kennen“ oder aber „den *Krieg* nicht kannten“.³³ Die Deutungshoheit über den Ersten Weltkrieg und dessen künstlerische Gestaltung reservierte er für diejenigen Soldaten, die in den Schützengräben zu Kriegsgegnern und Republikanern gewordenen waren. Sie organisierten sich im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und anderen Verbänden, die neben den berüchtigten rechten Korporationen wie dem Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten oder dem Kyffhäuserbund allzu oft vergessen werden.³⁴

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten gab es immer wieder Versuche, den inzwischen fest in sein Haus in Wiesmühl bei Salzburg übersiedelten Zuckmayer für das „Dritte Reich“ zu gewinnen. Hierauf mag es zurückzuführen sein, dass Heinrich Mann zeitweise mutmaßte: „Zuckmayer möchte vielleicht zurück.“³⁵ So versuchte ihn der Schriftsteller Hans Reimann mit der Aussicht, der „Volksdramatiker der Nation“ zu werden, zur Anpassung an das „neue[] Theaterpublikum“ zu bewegen, um auf diese Weise „den Rahm abschöpfen zu können“.³⁶ Und der Schauspieler Emil Jannings wollte Zuckmayer „mit Göring und Goebbels zusammenbringen“, „um ‚Frieden zu schliessen‘ und ‚die Wege zu ebnen‘“.³⁷ Albrecht Joseph zufolge beteuerte Jannings noch im März 1938, „daß die Nazis ihn wirklich

31 Vgl. zur Eisernen Front Carsten Voigt: *Kampfbünde der Arbeiterbewegung. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und der Rote Frontkämpferbund in Sachsen, 1924–1933*, Köln 2009, S. 456–464.

32 Vgl. Peter Dörp: *Goebbels' Kampf gegen Remarque. Eine Untersuchung über die Hintergründe des Hasses und der Agitation Goebbels' gegen den amerikanischen Spielfilm *Im Westen nichts Neues* nach dem gleichnamigen Bestsellerroman von Erich Maria Remarque*, in: *Erich-Maria-Remarque-Jahrbuch* 1 (1991), S. 48–59, und 3 (1993), S. 45–72.

33 Carl Zuckmayer: *Front der Unzerstörten*, in: *Blätter der Carl-Zuckmayer-Gesellschaft* 10.2 (1984), S. 87–90, hier S. 88 f.

34 Vgl. grundlegend Benjamin Ziemann: *Contested Commemorations. Republican War Veterans and Weimar Political Culture*, Cambridge 2013.

35 Zitiert nach *Der deutsche PEN-Club im Exil, 1933–1948*, hrsg. von Werner Berthold und Brita Eckert, Frankfurt/M. 1980, S. 90 f.

36 Zuckmayer, *Geheimreport* (wie Anm. 11), S. 61.

37 Ebd., S. 145.

mochten, daß sie dringend einen Dramatiker seines Formats und seines Talents brauchten“.³⁸ Mit Adolf Hitler hatte Zuckmayer in der Tat einen entschiedenen Bewunderer, wie der Photograph Heinrich Hoffmann und dessen Tochter Henriette von Schirach später berichteten. Hitler soll in ihm wörtlich den „Dichter des Dritten Reiches“ gesehen und erklärt haben: „Zuckmayer könnte die Probleme des deutschen Volkes so dramatisieren, dass von ihnen eine ungeheure propagandistische Dynamik ausströmen würde.“³⁹ Doch alle Vorstöße, die Repressionen gegen Zuckmayer, sein Berufsverbot und seine Ausbürgerung zu verhindern, stießen auf den Widerstand von Goebbels, der am 11. Januar 1938 in sein Tagebuch notierte: „Man versucht Zuckmeyer [sic!] neu zu lancieren. Ich lehne das ab. Er ist zu kompromittiert.“⁴⁰ Hoffmann und von Schirach zufolge war Zuckmayer dem Propagandaminister derart verhasst, dass er ihn „scharf“,⁴¹ gar „fanatisch bekämpft“⁴² und Hitler erklärt haben soll: „Mein Führer, wenn Sie darauf bestehen, Zuckmayer zuzulassen, stelle ich mein Amt zur Verfügung.“⁴³

Zuckmayer floh mit seiner Familie erst in die Schweiz und dann in die USA, wo er dafür warb, Deutschland nicht pauschal mit dem Nationalsozialismus zu identifizieren, sondern auf ein „anderes Deutschland“ zu hoffen. Mit seinem noch während des Kriegs begonnenen Stück *Des Teufels General* machte er für die je verschiedenen Motivlagen und Anpassungsstrategien der deutschen Täter sensibel, weshalb ihm eine Tendenz zu leichtfertiger Rechtfertigung vorgeworfen wurde und wird.⁴⁴ Als Zuckmayer im Herbst 1946 als Kulturbeauftragter des amerikanischen Kriegsministeriums erstmals wieder nach Deutschland kam, besuchte er auch Heidelberg.⁴⁵ In sei-

38 Albrecht Joseph: Carl Zuckmayer, in: ders.: Portraits I. Carl Zuckmayer – Bruno Frank, hrsg. von Rüdiger Völkers, Aachen 1993, S. 7–243, hier S. 213.

39 Zitiert nach Joe J. Heydecker: Das Hitler-Bild. Die Erinnerungen des Fotografen Heinrich Hoffmann. Aufgezeichnet und aus dem Nachlass. St. Pölten/Salzburg 2008, S. 169; vgl. auch Henriette von Schirach: Anekdoten um Hitler. Geschichten aus einem halben Jahrhundert, Berg 1980, S. 150 f.

40 Goebbels, Tagebücher (wie Anm. 18, Teil 1, Bd. 5, S. 91; vgl. auch die Nachweise bei Gunther Nickel/Ulrike Weiß (Hrsg.): Carl Zuckmayer 1896–1977. „Ich wollte nur Theater machen“, Marbach 1996, S. 260 f.

41 Zitiert nach Heydecker, Das Hitler-Bild (wie Anm. 39), S. 169.

42 Schirach, Anekdoten (wie Anm. 39), S. 151.

43 Zitiert nach Heydecker, Das Hitler-Bild (wie Anm. 38), S. 169.

44 Vgl. Gunther Nickel: Des Teufels General und die Historisierung des Nationalsozialismus, in: Zuckmayer-Jahrbuch 4 (2001), S. 575–612.

45 Vgl. Carl Zuckmayer: Deutschlandbericht für das Kriegsministerium der Vereinigten Staaten von Amerika, hrsg. von Gunther Nickel/Johanna Schrön/Hans Wagner, Göttingen 2004, S. 114–124.

ner Rede anlässlich seiner späteren Ernennung zum Ehrenbürger der Ruprecht-Karls-Universität sprach er 1967 nur beiläufig von „Deutschlands schwärzester Zeit“.⁴⁶ Dass diese Institution seinem erbitterten Widersacher Joseph Goebbels keine drei Jahrzehnte zuvor gegen jedes Protokoll aus Ehrerbietung eine neue Doktorurkunde ausgestellt hatte,⁴⁷ erwähnt er ebenso wenig wie dessen Rede anlässlich der Einweihung der für nationalsozialistische Kultveranstaltungen geschaffenen Heidelberger Thingstätte auf dem Heiligenberg am 22. Juni 1935.⁴⁸ Nur in seiner Autobiographie *Als wär's ein Stück von mir* erinnert er an den „Nachtalb“ Heidelbergs, den „hinkende[n] böse[n] Zwerg“ mit dem „Klumpfuß[]“, der ihn mit „Neid und Haß“ überzogen hatte (I, 301 f.).

46 Carl Zuckmayer: Scholar zwischen gestern und morgen. Ein Vortrag gehalten in der Universität Heidelberg anlässlich seiner Ernennung zum Ehrenbürger am 23. November 1967, in: Zeitschrift der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e. V. 19.42 (1967), Anlage S. 9.

47 Vgl. Sauder, *Der Germanist Goebbels* (wie Anm. 2), S. 63–65.

48 Vgl. Rainer Stommer: *Die inszenierte Volksgemeinschaft. Die „Thing-Bewegung“ im Dritten Reich*, Marburg 1985, S. 103–115.

Auf Lenins Rat: Maxim Gorki im Schwarzwald

Im Dezember 1921 erhielt Wladimir Iljitsch Lenin einen Brief aus St. Blasien, in dem es hieß:

Zwei Stunden liege ich an der Luft, bei jedem Wetter: Ob es schneit oder regnet, wir müssen liegen. Landschaft und Ort sind sehr schön: Berge, Wald, viele Eichhörnchen, Drosseln. Ach, kämen Sie doch für einen Monat, um sich hier zu erholen. Ich scherze; ich weiß, daß Sie nirgendwo hinfahren werden.¹

Absender des Briefs war Alexej Peschkow, der sich seit 1892 Maxim Gorki, zu Deutsch „der Bittere“, nannte. Die beiden, der Revolutionär und der Dichter, kannten sich seit 1905. Gorki, der „Sturmvogel der Revolution“, bewunderte den zwei Jahre Jüngeren fast schwärmerisch, während Lenin vorwiegend den Nutzen im Blick gehabt haben dürfte, den der Ruhm des damals bereits international anerkannten Dichters den Bolschewiki einbringen würde. Die Freundschaft geriet in eine erste Krise, als Gorki 1908 in Anlehnung an die Gruppe der „Gottesebauer“ für eine Synthese zwischen Marxismus und Christentum eintrat – eine Provokation für den Revolutionsführer! Noch tiefer wurde die Kluft bei der Machtübernahme der Bolschewiki, der Oktoberrevolution. Gorki beschuldigte Lenin, er stürze das Land in ein anarchistisches Chaos, er sei eine „denkende Guillotine“, durchdrungen von der „gnadenlosen Haltung des Herrenmenschen über Leben und Tod der Massen“.² Im Gegenzug schrieb nun die *Prawda*, Gorki habe die Revolution verraten und sich mit der Reaktion solidarisiert.

Ende 1918 wurde ein Attentat auf Lenin verübt, auf das die Regierung mit Massenterror reagierte. Dennoch führte der Anschlag dazu, dass Gorki sich wieder der charismatischen Führergestalt Lenins annäherte. Jetzt hielt er ihn für den einzigen, der eine wahnwitzige Anarchie unter den Bauern und Soldaten verhindern könne. Um unter den gegebenen Umständen noch

1 Eva Kosing/Edel Milowa-Florin (Hrsg.): Lenin und Gorki. Eine Freundschaft in Dokumenten, Berlin 1974, S. 244.

2 Geir Kjetsaa: Maxim Gorki. Eine Biographie, Hildesheim 1996, S. 236.

etwas zu erreichen, schien ihm nun die Zusammenarbeit mit den Bolschewiki unumgänglich. Tatsächlich ermöglichte es ihm seine exklusive Beziehung zu Lenin, zahllose Menschen freizubekommen oder vor der Liquidierung zu bewahren, aber immer öfter reichte sein Einfluss nicht mehr aus. Im Machtapparat saßen erbitterte Feinde, in erster Linie der Vorsitzende des Exekutivkomitees Grigori Sinowjew, die Gorkis Interventionen torpedierten, so als es darum ging, dem todkranken Dichter Alexander Blok die Ausreise in ein Sanatorium in Finnland zu ermöglichen. Lediglich der Freundschaft mit Lenin hatte Gorki es zu verdanken, dass er selbst noch unbehelligt blieb.

Zuletzt wurde Gorki dem Sowjetstaat noch einmal nützlich, als er 1921 mit dringlichen Appellen an seine Schriftstellerkollegen in aller Welt und an die ausländische Presse erreichte, dass im Zusammenwirken mit dem tatkräftigen Frithjof Nansen endlich eine effektive Hilfe gegen die gigantische Hungerkatastrophe in der Sowjetunion in Gang kam. In Deutschland war es der an Gerhart Hauptmann adressierte Notruf, der die Reichsregierung zur Beteiligung an der Hilfsaktion bewog, allerdings beschränkte man sich auf ärztliche Hilfe und Heilmittelsendungen, weil Nahrungsmittelhilfen im Nachkriegsdeutschland nicht durchsetzbar gewesen wären.³

Hinter den vielfältigen organisatorischen Aufgaben war Gorkis dichterische Produktion fast vollständig zum Stillstand gekommen. Aber so wertvoll der prominente Gorki als Sympathieträger für das Regime auch gewesen war, jetzt wurde er der Führung zunehmend lästig. Als seine seit 1896 schwelende Tuberkulose wieder zunehmend zu alarmierenden Symptomen führte, empfahl Lenin dem Freund dringend, die Krankheit im Ausland auskurieren zu lassen. Seiner fürsorglichen Empfehlung lag mit Sicherheit auch die Absicht zugrunde, den unbequemen Dichter für einige Zeit lang auf Distanz von dem Geschehen in der Sowjetunion zu halten, denn Säuberungsaktionen standen bevor.

Im Oktober 1921 reiste der 53-Jährige zunächst nach Berlin. Er ließ sich in der Charité untersuchen, der Befund lautete: Tuberkelbakterien im Auswurf, also eine offene Tuberkulose, Verwachsungen zwischen Lungenfell und Herzbeutel sowie nur noch ein Drittel ungeschädigter Lunge. Man empfahl ihm eine unverzügliche Kur im Süden oder im Schwarzwald. Schon sein Freund Anton Tschechow hatte sich von Badenweiler eine Besserung seiner Tuberkulose erhofft. Allerdings war ihm in dem fortgeschrittenen Stadium seiner Erkrankung nicht mehr zu helfen. Er starb dort am 15. Juli 1904.

3 Vgl. Wolfgang Eckert: Nach bestem Willen tatkräftige Hilfe leisten, in: Ruperto Carola 3 (1999), S. 15–20.

Am 4. Dezember 1921 kam Gorki zusammen mit seinem Sohn Maxim, dessen Ehefrau Timoscha und dem Maler Iwan Nikolajewitsch Rakicki in St. Blasien an. Bereits 1913 hatte Lenin ihm die dortige Heilanstalt für Lungenkranke als eines der

exzellenten deutschen Sanatorien empfohlen, das in der Lage ist, Lungenaffektionen vollständig zu heilen [...], indem man die Patienten aufpäppelt und sie systematisch an die Kälte gewöhnt; so härtet man sie ab und kann sie kräftig und arbeitsfähig entlassen.⁴

Keine Werbeschrift hätte das therapeutische Konzept des 1882 gegründeten Sanatoriums besser formulieren können: Im Zentrum der Behandlung stand die „Klimatherapie“, die eine tägliche mehrstündige Liegekur an der frischen Luft sowie dem Zustand des Patienten angepasste Spaziergänge vorsah. Zunächst musste Gorki sich den für die Liegekur unentbehrlichen Fellsack für 2600 Reichsmark besorgen; bereits die Anfahrt von Freiburg her hatte 1250 (allerdings inflationär abgewertete) Reichsmark gekostet.

Rasch hatte sich Gorki einen Überblick über die Verhältnisse im Kurort verschafft. In dem eingangs zitierten, am Weihnachtstag verfassten Brief an Lenin beschrieb er seine Eindrücke: „Die Schwarzwälder sind ein listiges, verschlagenes Völkchen.“ Immerhin:

Wenn sie aber auf die Idee eines Bündnisses mit Russland zu sprechen kommen, dann spürt man ein lebhaftes Interesse. Demnach ist selbst für die Massen ein derartiges Bündnis nicht undenkbar.⁵

Tatsächlich wurde wenige Monate später der Vertrag von Rapallo geschlossen. Der Brief endet:

Bleiben Sie gesund und schonen Sie sich. Vergessen Sie nicht, dass der Russe ein Mensch ist, dessen Handlungsweise völlig unberechenbar ist – er begeht eine Gemeinheit und wundert sich dann selbst: Wie konnte ich das bloß fertigbringen?⁶

Gorki meinte damit die Gefahr eines erneuten Attentats.

Wenig später hatte Gorki seine schriftstellerische Arbeit wieder aufgenommen. Bereits am 15. Januar 1922 konnte der Artikel *Vom russischen Bauern* abgeschickt werden. Gorki beschuldigte darin das russische Bauerntum der Grausamkeit und Unbarmherzigkeit und stand damit in Gegensatz zur Doktrin vom „Klassenbündnis zwischen Proletariat und Bauernschaft“.

4 W. I. Lenin: Collected Works, Bd. 35, Moskau 1976, S. 112 f.

5 Maxim Gorki: Brief an W. I. Lenin, in: ders.: *Polnoe sobranie sočinenij*. Pisma, Bd. 13, Moskau 2009, S. 272.

6 Kosing/Milowa-Florin, Lenin und Gorki (wie Anm. 1), S. 244.



Maxim Gorki in St. Blasien.

In der Arbeit war um diese Zeit auch der dritte Band der autobiographischen Romane, *Meine Universitäten*, der Gorkis wohlweislich völlig unakademischen Bildungsgang zum Thema hat, und schließlich hatte er auch die in Berlin vorgesehene Ausgabe seiner gesammelten Werke zu redigieren.

Auf den 25. Januar ist Gorkis Beitrag zur Festschrift der Frankfurter Goethewoche datiert: „Sie bitten mich, Ihnen einige Zeilen über meine Stellung zu Goethe zu schreiben: Nun, was sollte ich da eigentlich wohl sagen?“ Zu einer Huldigung an den zu Feiernden ist das Dokument nicht geraten: „Die Schatten der einst unter uns gewesenen Großen“ (darunter außer anderen auch Goethe) müssten sich angesichts einer vom Krieg verwüsteten und von einem Untergang in Chaos und Blut bedrohten Welt eingestehen: „Jawohl, wir haben umsonst Großes geschaffen!“⁷ Den Beitrag habe er in „fürchterlicher Stimmung“⁸ verfasst, schrieb Gorki an seinen Schriftstellerkollegen Romain Rolland.

Die Anwesenheit des russischen Dichters war eine Sensation für die Gesellschaft des kleinen Ortes St. Blasien. Gelegentlich ließ er sich in einem exotischen Morgenmantel auf dem Balkon seines Zimmers sehen; die örtliche Buchhandlung hatte eigens für ihn russische Zeitungen in ihr Angebot aufgenommen und dekorierte das Schaufenster mit Gorki-Ausgaben. Es kamen Besucher, so Nikolai Bucharin, Mitglied des Politbüros, der anscheinend den Auftrag hatte, Gorkis Äußerungen gegenüber der Presse zu überwachen. Weiterhin traf Sinowi Peschkow ein, der im diplomatischen Dienst Frankreichs stehende Adoptivsohn Gorkis, der nun seinem Außenminister die aktuelle politische Meinung Gorkis mitteilte: „Er zeichnet ein hoffnungsloses Bild von Russland und wartet darauf, dass das Schicksal die Bolschewiken zu Fall bringt.“⁹

Eigentlich war geplant gewesen, im März 1922 nach Berlin zurückzukehren, doch die Genesung kam ins Stocken, und Gorkis Stimmung sank auf den Tiefpunkt. Eine Broschüre, mit der er und Fridtjof Nansen nochmals an die Welt appellierten, dem hungernden Russland zu helfen, ist von der damaligen Gemütslage geprägt. Sein drastisches Porträt des westlichen Europa:

7 Maxim Gorki: Untitulierte, in: Die Frankfurter Goethewoche, Frankfurt/M. 1922, S. 24.

8 Correspondance Romain Rolland – Maxim Gorki (1916–1936). Cahier 28, hrsg. von Jean Pérus, Paris 1991, S. 65.

9 Geir Kjetsaa, Maxim Gorki (wie Anm. 2), S. 287.

Mir scheint, dass sein Herz verblindet, abgestumpft ist und sein Hirn verwesend sich in grünen Schaum verwandelt und alles das mit seinem Gift bespritzt, was früher für human, für Menschenpflicht gegolten hat.¹⁰

Am 11. April reiste Gorki nach Berlin ab. Es gab Gründe genug dafür: die hohen Behandlungskosten des Sanatoriums, das zudem in lärmendem Umbau begriffen war, die unerträgliche Langweile des Kurregimes und die weite Entfernung vom pulsierenden kulturellen Geschehen. Die im Schwarzwald erreichte Besserung der Tuberkulose erwies sich in der Hauptstadt als trügerisch, zusätzlich wurde eine Herzerkrankung festgestellt, deren Behandlung Vorbedingung für eine Besserung der Schwindsucht sei. Gorki bezog nun eine Villa in Heringsdorf an der Ostsee. Dort erreichten ihn irritierende Nachrichten aus Moskau: Mitgliedern der sozialrevolutionären Partei drohte die Todesstrafe. Gorki bewirkte durch seinen Protest, dass die Strafe auf Bewährung ausgesetzt wurde. Seine ursprüngliche Planung, wieder heimzureisen, gab er auf, als im Herbst zahlreiche Intellektuelle aus der Sowjetunion ausgewiesen wurden. Er ließ sich nun in einem Sanatorium in dem östlich von Berlin gelegenen Bad Saarow behandeln. Aber auch hier machte sich die Lungenerkrankung wieder mit Bluthusten bemerkbar; in der Charité hielt man eine weitere Kur im Schwarzwald für unumgänglich. Erneut nach St. Blasien zu fahren, kam für ihn allerdings nicht in Frage. Noch acht Jahre später warnte er in einem Brief den gleichfalls tuberkuloseerkrankten Dichter Konstantin Fedin unverhohlen vor dem Chefarzt der Lungenheilanstalt: „Das ist ein ganz grober und gieriger Mensch.“ Er habe zwar den Ruf eines erfahrenen „Tuberkuljoznik“, aber mit den Kranken gehe er sehr nachlässig um.¹¹ Stattdessen entschied sich Gorki jetzt für Günterstal bei Freiburg, das bisher noch nie als Kurort für Tuberkulose hervorgetreten war.

Entscheidend für die Ortswahl dürfte die Sympathie zur Universitätsstadt gewesen sein, die ihn 1921 zu einem Vortrag über Russland und die russische Literatur eingeladen hatte. Seine familiären Verhältnisse hatten sich seit dem letzten Jahr verändert. Baronin Moura Budberg, eine schillernde Persönlichkeit, hatte schon in Heringsdorf die Stelle der Hausfrau und Sekretärin eingenommen. Mit ihr bezog er das Hotel Kyburg in Günterstal, „zehn Pferdeminuten von Freiburg entfernt“.¹² Die örtlichen Verhältnisse

10 Maxim Gorki: Wenn Europa sich nicht besinnt, in: Fridtjof Nansen/Gerhard Hauptmann/Maxim Gorki: Rußland und die Welt, Berlin 1922, S. 28 f.

11 Maxim Gorki: Polnoe sobranie sočinenij. Pisma, Bd. 20, Moskau 2018, S. 270 f.

12 Maxim Gorki: Brief an W. F. Chodassewitsch, in: ders.: Polnoe sobranie sočinenij. Pisma, Bd. 14, Moskau 2009, S. 224.



Maxim Gorki und sein Sohn Maxim jr., aufgenommen im Jahr 1922 in der Bibliothek des Sanatoriums St. Blasien.

behagten Gorki, aber sein Blick auf die Bevölkerung war nicht weniger kritisch als in St. Blasien: „Die hiesigen Deutschen sind besser als die Preussen, aber sie haben etwas Grobes an sich.“¹³ Die autobiographischen Romane waren mittlerweile abgeschlossen, nun beschäftigte Gorki sich mit dem Projekt einer literarisch-wissenschaftlichen Zeitung *Beseda* („Das Gespräch“), die russischen Emigranten und sowjetischen Schriftstellern eine gemeinsame Plattform bieten sollte. Auch Stefan Zweig und Romain Rolland lieferten Beiträge. Gorkis Plan, die Zeitschrift auch in der Sowjetunion erscheinen zu lassen, wurde zu seiner Erbitterung vom Moskauer Regime unterbunden.

Als auch Sohn Maxim und Schwiegertochter Timoscha nach Günterstal kamen, zog die Familie in ein Privathaus in der Dorfstraße um. In der „Datscha“ ging es zwar „etwas eng, aber gemütlich“ zu.¹⁴ Im September reiste der amerikanische Journalist Barrett H. Clark an, der schon in Bad Saarow ein Interview mit Gorki geführt hatte. Er wurde Zeuge, wie Gorki eine größere Anzahl russischer Gäste bewirtete und es sich nicht nehmen ließ, sel-

13 Ebd.

14 Maxim Gorki: Brief an I. P. Ladyschnikow, in: *Polnoe sobranie sočinenij* (wie Anm. 12), S. 254.

ber am Herd zu stehen und für sie heimische Spezialitäten zuzubereiten. Gorki erzählte dem Journalisten, er sei momentan mit einem längeren Roman beschäftigt. Es gehe darin um einen Kaufmann, den die Revolution um seinen gesamten Besitz bringt. Demnach handelte es sich um *Das Werk der Artamonows*, Gorkis letzten vollendeten Roman.¹⁵

Mit dem Herbst 1923 begann sich die Situation in Deutschland zu verdüstern. Die sich abzeichnende Radikalisierung erinnerte Gorki an die Oktoberrevolution: In Lörrach „werfen Arbeiter“ (auf deren Fahnen der Sowjetstern prangt) „und Bauern Granaten auf die Polizisten“, in Freiburg wurde (von den Kommunisten) „ein Generalstreik ausgerufen“.¹⁶ Gorki berichtete in einem Brief:

Neulich hat die Menge in Freiburg bei einer großen Versammlung einem Polizisten in Zivil eine Tracht Prügel verpasst, danach hat man seine Wunden versorgt und ihn zur Polizeiwache begleitet. In Russland hätte man ihn wahrscheinlich umgebracht, keinesfalls hätte man ihm jedoch seine Wunden verpflestert, sehr wahrscheinlich hätte man sie ihm noch mit Salz eingerieben.¹⁷

Die politische und wirtschaftliche Instabilität – die Hyperinflation stand auf ihrem Höhepunkt – machte Gorki bald so zu schaffen, dass er beschloss, nach Italien zu ziehen. Dort, auf Capri, hatte er von 1905 bis 1913 schon einmal im Exil gelebt. Er entwarf zuletzt ein schonungsloses Porträt seines Gastlandes: „Die Bürger sind ausschließlich durch die Sorge in Anspruch genommen, sich Dollars zu verschaffen.“ Und: „Der politische Konservatismus der hiesigen Intelligenz scheint mir ebenso fratzenhaft wie ihr so krankhaft aufgeblasener Nationalismus.“ Als Beispiel für den Konservatismus führte Gorki einen „sehr bekannten Philosophen, Husserl“ an,¹⁸ „der die Auffassung äusserte, die einzige ideale Staatsführung“ hätte Deutschland in den 1848er-Jahren gehabt, „als hundertfünfzig Professoren dem Parlament angehörten“.¹⁹

Während der kommenden acht Jahre in Sorrent ließ die Tuberkulose Gorki in Ruhe, dafür litt er zunehmend unter dem Heimweh. 1928 reiste er erstmals wieder in die Sowjetunion, wo man ihm einen überschwänglichen Empfang bereitete. 1932 kehrte er endgültig heim und hatte noch vier Jahre

15 Vgl. Barrett H. Clark: *Intimate Portraits*. New York 1951, S. 19 ff.

16 Maxim Gorki: Brief an G. Gejlord, in: *Polnoe sobranie sočinenij* (wie Anm. 12), S. 247 f.

17 *Correspondance Romain Rolland – Maxime Gorki* (wie Anm. 9), S. 109.

18 Edmund Husserl (1859–1938) war seit 1916 Ordinarius für Philosophie an der Universität Freiburg.

19 *Correspondance Romain Rolland – Maxime Gorki* (wie Anm. 9), S. 113.

zu leben. Der seit 1921 erreichte materielle Aufschwung der Sowjetunion beeindruckte Gorki so tief, dass er sich blenden ließ und Stalins Täuschungsmanöver nicht mehr durchschaute. Er wurde zum inoffiziellen Kulturminister und hatte in Stalins Auftrag den Sozialistischen Realismus zu proklamieren, den er aber selber in seinem unvollendeten Spätwerk *Klim Samgin* keineswegs praktizierte. Die Gunst des Diktators gipfelte in der Umbenennung von Gorkis Geburtsstadt Nischni Nowgorod in Gorki. Zum Schluss wurde er in einer luxuriösen Villa ständig vom Geheimdienst überwacht und von Besuchern abgeschottet. 1935 besuchte ihn Romain Rolland und sah unter dem oberflächlichen Anschein eines jovialen alten Bären „Schmerz und Pessimismus, viel Güte und viel Traurigkeit“.²⁰ Gorkis Sohn war 1934 vermutlich auf Betreiben des Geheimdienstchefs Jagoda ermordet worden, und der Verdacht, dass Gorkis Tod zwei Jahre später von Stalin befohlen war, konnte nie völlig aus der Welt geschafft werden. Immerhin hatte Gorki seinem Freund Romain Rolland bereits 1935 anvertraut, dass er befürchte, vergiftet zu werden. Anders als noch das Italien seines ersten Exils hat der Schwarzwald in Gorkis Werk keine Spuren hinterlassen.

20 Romain Rolland: Voyage à Moscou, Paris 1922, S. 230 f.

Vladimir Nabokov im Südschwarzwald, oder: Die Bäume des Exils

Bertolt Brecht schrieb eines seiner bekanntesten Gedichte in seinem Svendborger Exil, in das er 1933 vor den Nazis über Prag, Wien, Zürich, Lugano und Paris geflohen war. *An die Nachgeborenen* wurde nicht zuletzt wegen der Verse, in der die „finsternen Zeiten“ jener Jahre definiert werden, berühmt. Bereits in der zweiten Strophe klagt dort das Ich:

Was sind das für Zeiten, wo
Ein Gespräch über Bäume ein Verbrechen ist
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!¹

Bei einem anderen politischen Exilanten des 20. Jahrhunderts, bei Vladimir Nabokov, der Brecht bei Gelegenheit eines seiner nicht selten provokativen Interviews als „ein reines Nichts“² abtat, verhielt es sich genau umgekehrt. Für ihn wäre es nach dem Jahr 1917 ein Verbrechen gewesen, *nicht* über Bäume, *nicht* über Wälder zu sprechen; denn das Schweigen über Wälder und Bäume hätte für ihn das Verschweigen eines großen politischen Verbrechens bedeutet, dem er und seine Familie zum Opfer gefallen waren. Die Wälder und die Bäume seiner russischen Heimat waren für Nabokov Zeichen des Verlustes und der Gefährdung seiner Identität. Sie besaßen freilich längst nicht nur die Qualität von Chiffren, sondern waren in hohem Maße emotional besetzt. Ein Gespräch und das Schreiben über Bäume meinten für Nabokov mehr als die Reaktivierung von Sehnsucht, sie bedeuteten die Aktivierung von Widerstand gegen die Exilierung, das Beharren auf seinem Heimatrecht und letztlich Resilienz, die Wiederbelebung seiner Lebensgeister. Das sollte sich gerade im Spätsommer des Jahres 1925 bei einer ausgedehnten Fußwanderung durch den Südschwarzwald erweisen.

1 Bertolt Brecht: Die Gedichte, hrsg. von Jan Knopf, Frankfurt/M. 2007, S. 355.

2 Vladimir Nabokov: Deutliche Worte. Interviews – Leserbriefe – Aufsätze, in: Vladimir Nabokov. Gesammelte Werke. Bd. 20, hrsg. von Dieter E. Zimmer, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 162.

Als Vladimir Nabokov 1925 von Berlin aus zu Urlaubsreisen an die Ostsee und, anschließend, in den Schwarzwald aufbrach, hatte der erst Sechszwanzigjährige bereits ein turbulentes Leben hinter sich. Er wurde am frühen Morgen des 23. April 1899 in St. Petersburg in eine ebenso alte wie kosmopolitisch orientierte aristokratische Familie hineingeboren.³ Zu Nabokovs Vorfahren zählte unter anderem der Komponist Carl Heinrich Graun (1704 – 1759). Einer seiner Großväter war, in reaktionärer Zeit, ein liberaler Justizminister. Sein Vater Wladimir Dmitrijewitsch Nabokow gehörte der russischen Intelligenzija an und betätigte sich als Jurist, Journalist und liberal-demokratischer Politiker. Er war nach 1902 ein enger Mitarbeiter der illegalen Zeitschrift *Oswoboshdenije* („Befreiung“), die in Stuttgart von Pjotr Struve herausgegeben wurde.⁴ Nach dem Sturz des Zaren im Zuge der Februarrevolution von 1917 sah es eine Zeit lang so aus, als würde W. D. Nabokow Justizminister. So weit kam es zwar nicht, aber zumindest spielte er eine führende Rolle in der Justizkommission und im Ausschuss zur Reform des Strafrechts. Beide Gremien hatte die provisorische republikanische Regierung eingesetzt. Doch bald schon machten die Bolschewiki dieser Regierung mit der Oktoberrevolution den Garaus.

Vladimir wuchs in größtem Reichtum auf. Im Winter lebte die Familie in ihrem St. Petersburger Stadtpalais, die Sommer verbrachte sie in Wyra, einem ihrer drei Landgüter südwestlich der Hauptstadt, das Vladimir als sein eigentliches Zuhause empfand. Etwa 50 Dienstmoten umsorgten Erwachsene und Kinder,⁵ französische und englische Kindermädchen und Gouvernanten sowie wechselnde Privatlehrer nahmen sich des Nachwuchses an. Ausgedehnte Reisen nach Westeuropa waren selbstverständlich. Im Alter von 17 Jahren erbte Nabokov von seinem Onkel Ruka, einem Diplomaten, das prächtigste der familieneigenen Güter, den Landsitz Roshdestweno, der in der Nähe von Wyra lag – zusammen mit einem Geldvermögen, das ein paar Millionen Dollar entsprach.⁶ Doch der Umsturz der Bolschewiki und der Bürgerkrieg setzten dieser für den jungen Nabokov paradiesischen Zeit, in der er seiner Leidenschaft für Schmetterlinge nachzugehen begann, die ersten Schritte einer intensiven Lyrikproduktion machte und eine erste gro-

3 Zur Biographie vgl. Brian Boyd: Vladimir Nabokov. Die russischen Jahre 1899–1940, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 65 ff.

4 Vgl. ebd., S. 90.

5 Vgl. Vladimir Nabokov: Erinnerung, sprich. Wiedersehen mit einer Autobiographie, in: Gesammelte Werke (wie Anm. 2), Bd. 22, S. 55 f.

6 Vgl. Boyd, Nabokov (wie Anm. 3), S. 203.

ße Liebe erlebte, ein jähes Ende. Später erinnerte sich Nabokov voll Bitterkeit an den Beginn der bolschewistischen Revolution:

Als am Ende des Jahres Lenin an die Macht gelangte, wurde von den Bolschewiki sogleich alles der Erhaltung dieser Macht untergeordnet, und ein System des Blutvergießens, der Konzentrationslager und der Geiselnahmen begann.⁷

Die Familie floh nach einem längeren Aufenthalt auf der Krim nach Westen, zunächst nach England, wo Vladimir bis 1922 am Trinity College in Cambridge studierte, um dann seinen Eltern und Geschwistern nach Berlin zu folgen, wo das Leben erheblich billiger war. Hatte die Familie in Russland in Zimmerfluchten residiert, so stellten sich Flucht und Exil nun als eine Abfolge schlechter gemieteter Zimmer dar.⁸ Anders als sein Sohn blieb W. D. Nabokow als liberal-demokratischer Politiker aktiv und engagierte sich intensiv im Rahmen der Opposition. Am 28. März 1922 fand in der Berliner Philharmonie ein Vortrag des russischen Demokraten Pawel Miljukow über das Thema *Amerika und der Wiederaufbau Rußlands* statt. An diesem Abend unternahmen russische Rechtsextremisten, die in München ihr Hauptquartier hatten, einen Attentatsversuch auf Miljukow. Dabei entstand ein Handgemenge, in dessen Verlauf W. D. Nabokow erschossen wurde.⁹

Vladimir war gezwungen, seinen Lebensunterhalt mit kleinen Statistenrollen beim Film, vor allem aber mit Sprach-, Tennis- und Boxunterricht zu verdienen. Daneben schrieb er Kabarettsketche, fertigte Übersetzungen an und publizierte, meist unter dem Pseudonym „Sirin“, eigene literarische Arbeiten in russischer Sprache, die in Berlin erschienen. Bald standen jedoch nicht mehr Gedichte, sondern kleinere Dramen und erzählerische Texte im Vordergrund. Anders als das Gros der rund 360 000 russischen Exilanten, die zu Beginn der 1920er-Jahre in Berlin lebten, beklagte Nabokov nicht seine materielle Mittellosigkeit, der er seinen intellektuellen Luxus gegenüberstellte,¹⁰ sondern den Verlust der sprachlichen Heimat und vor allem jenen der heimatlichen Natur. Lange schon vor dem bolschewistischen Umsturz hatte ihn seine Mutter, die sich jedes Mal bei der Rückkehr aufs Land niederkniete, um die Erde zu küssen, angesichts der Landschaft von Wyra beschworen: „Vergiß mir das nicht!“¹¹ Nabokov erwies sich nicht nur als treusorgender, sondern auch als treuer Sohn. Er vergaß tatsächlich nicht.

7 Nabokov, Erinnerung (wie Anm. 5), S. 325.

8 Vgl. Boyd, Nabokov (wie Anm. 3), S. 391.

9 Vgl. ebd., S. 312 ff.

10 Vgl. Nabokov, Erinnerung (wie Anm. 5), S. 92 und S. 375.

11 Ebd., S. 47.

Wenige Monate, nachdem er am 15. April 1925 in Berlin Véra Slomin, die Frau seines Lebens, geheiratet hatte, begleitete Nabokov seinen Schüler Alexander Sak, der aus einem reichen russisch-jüdischen Haus stammte, für einen zweiwöchigen Urlaub an die Ostsee nach Zoppot.¹² Unmittelbar im Anschluss daran brachen die beiden zu einer Wanderung durch den Südschwarzwald auf.¹³ Die Vermutung liegt nahe, dass der Lehrer und nicht der Schüler die Reiseziele vorgab. Möglicherweise hoffte Nabokov, an der Ostsee der alten, verlorenen Heimat wieder näher zu sein. Zumindest hielt er in einem Brief aus Zoppot an Véra vom 19. August fest, dass die Wellen wie zuhause seien.¹⁴ Und im Schwarzwald wandelte Vladimir auf den Spuren seines Vaters, der dort während seiner Studentenzeit in Deutschland eine Radtour unternommen hatte.¹⁵

Diese Fußreise durch den Südschwarzwald ist dank Nabokovs Korrespondenz gut dokumentiert.¹⁶ Alexander Sak und sein Lehrer kamen am 27. August mit dem Zug in Freiburg an. Sie stiegen im Hotel *Römischer Kaiser* ab, unternahmen Spaziergänge in die nähere Umgebung, erkundeten die Innenstadt, die Nabokov an Cambridge erinnerte, besichtigten das Münster und besuchten ein Kino. Am nächsten Tag fuhren die beiden Reisenden mit dem Zug in das Dorf Döggingen, das heute ein Ortsteil der Kleinstadt Bräunlingen ist. Von dort machten sie sich zu einer größeren Wanderung auf, die sie über Bad Boll bei Bonndorf¹⁷ und die romantische Wutachschlucht nach Reiseltingen führte. Vladimir berichtete seiner Frau von einem düsteren Abend und von Scharen krächzender Krähen, die am Bahnhof von Reiseltingen ein ums andere Mal über schwarze Tannen hinwegrauschten, bevor sie sich unter einem gelben Mond zur Ruhe begaben. Dann kam der Zug, der Sak und Nabokov nach Titisee brachte, wo sie am nächsten Tag schwammen, Sonnenbäder nahmen und sich ausruhten. Am 30. August 1925, einem Tag, der im Hochschwarzwald feucht und nebelverhangen ausfiel, erklimmen die beiden Wanderer den Feldberg und übernachteten, wie eine Postkarte bezeugt, in der auf 1256 Metern Höhe gelegenen Zastler Hütte. Auf dem Weg zum Gipfel phantasierte Nabokov ein kleines Liedchen zu-

12 Vgl. Boyd, Nabokov (wie Anm. 3), S. 396.

13 Zum folgenden Zusammenhang vgl., mit anderer Stoßrichtung, Uwe Ebbinghaus: Die Hänge des Paradieses erklimmen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.9.2016, S. 20.

14 Vgl. Vladimir Nabokov: Letters to Véra. Translated and edited by Olga Voronina and Brian Boyd, London/New York 2014, S. 41.

15 Vgl. Nabokov, Erinnerung (wie Anm. 5), S. 235.

16 Vgl. Nabokov, Letters (wie Anm. 14), S. 42–48.

17 Vgl. ebd., S. 43.



Eine Bildpostkarte mit einem Motiv zu Joseph Victor von Scheffels „Der Trompeter von Säckingen“ schickte Nabokov vom Hochrhein an seine Frau Véra.

sammen: „I love noittything except one Kittything.“¹⁸ Viel wichtiger allerdings erscheint das Gedicht, das der Dichter seiner Frau am 31. August von St. Blasien aus mit der Aufforderung schickte, es exakt abzuschreiben und mit der Bitte um Publikation an die liberal-demokratische Zeitung *Rul* zu senden.¹⁹ Gezeichnet ist das vierstrophige Gedicht mit „V. Sirin / Schwarzwald“.

In seinem postalischen Reisebericht an Véra schwärmt Nabokov, der Deutschland und die Deutschen eigentlich nur wenig schätzte, in einer geradezu verblüffenden Art und Weise von seiner Fußreise durch den Südschwarzwald: „All in all, the trip has turned out wonderfully well, we walk through entrancing spots. The musical stream of cowbells on the slopes is melodious and delightful.“ Von St. Blasien („very lovely“) ging es bei bestem Wetter und Spätsommerhitze weiter nach Todtmoos („a charming little place“) und über Wehr nach Säcking, von wo aus eine Postkarte mit einer Abbildung zu Joseph Victor von Scheffels *Trompeter* abging, und schließlich, am Rhein entlang, nach Waldshut.²⁰ Dort bestiegen Sak und sein Lehrer einen Zug nach Konstanz, wo Véra bereits auf sie wartete.

Nabokovs russisches Feldberg-Gedicht, dem Sak den etwas umständlichen, zugleich freilich sehr treffenden Titel *Was ich dachte, als ich durch den Schwarzwald wanderte und eine vertraute Pflanze entdeckte*²¹ geben wollte, macht unmissverständlich deutlich, weshalb das Sprechen und insbesondere das Schreiben über Bäume für den jungen russischen Emigranten und Schriftsteller so überaus wichtig war:

Der Gipfel

Ich mag diesen Berg im Schwarzen
Pelzmantel
aus Tannenwäldern – denn
im Dunkel der bergigen Fremde
bin ich näher an meinem Zuhause.

Wie könnte ich nicht jene dichten Nadeln
erkennen
und wie den Verstand nicht verlieren
allein von der Moorbeere,
die am Wegesrand blau aufschimmert?

18 Ebd., S. 44.

19 Vgl. ebd., S. 45.

20 Vgl. ebd., S. 46 f. und S. 562.

21 Vgl. Nabokov, *Letters* (wie Anm. 14), S. 44.

Je höher die dunklen, feuchten
Pfade sich winden, desto deutlicher
werden
die von Kindheit an geschätzten
Kennzeichen
meines nördlichen Flachlands.



Vladimir Nabokov und sein Schüler Alexander (Schura) Sak am Ende ihrer Schwarzwaldwanderung in Konstanz.

Werden wir die Hänge des Paradieses
nicht ebenso
in der Stunde des Todes erklimmen
und allen geliebten Dingen begegnen,
die uns im Leben erhoben?²²

Der schwarze Pelz der Hochschwarzwaldtannen, die „Fremde“ des Mittelgebirges, die „Moorbeere“ am Wegesrand und all die anderen „Kennzeichen“ seines angestammten „nordöstlichen Flachlands“ brachten den Autor wieder näher an sein „Zuhause“. Ja, mehr noch: Die Wanderung zwischen Dögingen und Waldshut lässt Nabokov eine Paradiesvision in der Stunde des Todes vorwegnehmen, in der er, anders als Dante in seiner *Comedia*, nicht eine „rosa candida“,²³ eine schneeweiße Rose, sondern all jene Dinge erblickt, die ihn „im Leben erhoben“, also vor allem Landschaft und Natur rund um das Landgut Wyra, wie er sie in seiner privilegierten, paradiesischen Kindheit erlebt hatte.

Auf seiner Fußreise durch den Schwarzwald wurde Nabokov ganz offensichtlich im innersten Kern seiner Persönlichkeit berührt. Ihm wurde ein intensives Resonanzerlebnis zuteil, also „eine durch Affizierung und Emotion, intrinsisches Interesse und Selbstwirksamkeitserwartung gebildete Form der Weltbeziehung, in der sich Subjekt und Welt gegenseitig berühren und zugleich transformieren“.²⁴ Gerade auch die Sphären von Natur und Landschaft haben eine Qualität, die unser Inneres zum Schwingen bringen kann.²⁵ Solche Resonanzerfahrungen sind vor allem dort möglich, „wo wir in Übereinstimmung mit unseren starken Wertungen handeln, wo unsere kognitiven und evaluativen Landkarten mit unserem Handeln oder Sein konvergieren“.²⁶ Dies war bei Vladimir Nabokovs Südschwarzwaldelerlebnis ohne jeden Zweifel der Fall. Gegen die mannigfaltigen Entfremdungspotenziale des Exils schützten ihn nicht nur die russische Sprache, Kultur und Literatur, sondern solch seltene Resonanzerfahrungen in der Natur, wie er sie vielleicht an der Ostsee und ganz sicher am Feldberg erlebt hat. Sie brachten sein Inneres zum Klingen, ließen ihn erneut seine russischen Wurzeln spüren und setzten vor allem seine Kreativität in Gang, wie das Feldberg-Ge-

22 Vladimir Nabokov: Briefe an Véra, in: Gesammelte Werke (wie Anm. 2), Bd. 24, S. 140 f.

23 Dante Alighieri: Die Göttliche Komödie. Italienisch und deutsch. Übertragung und Erläuterung von August Vezin, Basel/Rom 1989, S. 1102.

24 Hartmut Rosa: Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin 2016, S. 298.

25 Vgl. ebd., S. 453 f.

26 Ebd., S. 29.

dicht demonstriert. Und sie stärkten seine Widerstandskraft gegen die bolschewistische Revolution und die emotionalen Verluste, die sie für ihn mit sich gebracht hatte. Denn sie schlossen ihn wieder an seine Kindheit und Jugend, an seine russische Heimat an, die er zeit seines Lebens nie wieder besuchen konnte. Das Gespräch und das Schreiben über Bäume waren für ihn, zumindest in den frühen Jahren des Exils, alles andere als ein Verbrechen, es war vielmehr existenziell notwendig. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht weiter, dass sich Véra Nabokov, im Juni und im Juli 1926, zusammen mit ihrer Mutter, zur Kur in St. Blasien und Todtmoos aufhielt.²⁷ Auch sie dürfte sich angesichts der dunklen Tannen des Südschwarzwalds der verlorenen Heimat näher gefühlt haben.

Dennoch waren Flucht und Exil auch in einem positiven Sinn von eminenter Bedeutung für das literarische Schaffen Vladimir Nabokovs, denn die Unmöglichkeit zur Rückkehr in sein geliebtes Kindheitsparadies wurde, in variiertem Form, zu einem seiner großen Themen: als unsere Unfähigkeit, die Vergangenheit aufzusuchen und zu betreten. Das war dem großen Autor nur in Annäherungen und in äußerst seltenen Fällen der Resonanz, wie jenem am Feldberg im Spätsommer des Jahres 1925, möglich. Außerdem bildeten Flucht und Exil die Grundlagen dafür, dass Nabokov niemals Gefahr lief, zu einem „staatstragenden“ Autor zu werden. Sein Blick auf Mensch und Welt blieb stets radikal subjektiv. Er ließ sich nie von irgendeinem Staat oder von einer Nation in Dienst nehmen, er dachte auch niemals, wie sein Werk zeigt, aus der Perspektive der Gesellschaft, sondern immer vom bedrohten Individuum aus. Diese Position hielt Nabokov auch durch, als er längst unter den Zwängen einer faschistischen Diktatur lebte, die auf alles, was „volksfremd“ erschien, mit Unterdrückung, Ausgrenzung und Gewalt reagierte. Obwohl Véra Jüdin war, blieb die Familie zunächst in Nazideutschland, bis sie im Jahr 1936 nach Paris und 1940 in die USA emigrierte. Mit seinem ersten Roman *Maschenka*, den er unmittelbar nach seiner Schwarzwaldtour, im Herbst 1925, niederzuschreiben begann, schloss er die Tür hinter seinem Leben in Russland und stieß ein anderes Tor auf. Am Horizont warteten schon *Lolita*, *Pnin* und all die anderen Meisterwerke.

27 Vgl. Nabokov, Letters (wie Anm. 14), S. 50–153.

Wie René Schickele von Badenweiler nach Frankreich blickte

Zweieinhalb Wochen können erinnerungspolitisch bedeutsamer sein als zehn Jahre. Zweieinhalb Wochen hielt sich der Dichter Anton Tschechow im Juli 1904 in Badenweiler auf. Dann starb er an der Tuberkulose, für die er in dem südbadischen Kurort vergeblich Linderung gesucht hatte.¹ Sein Tod ist bis heute ein Glücksfall für die Gemeinde im Markgräflerland, konnte sie sich doch gerade während der Zeit des Kalten Krieges als Garantin für die Fortdauer des kulturellen Dialogs zwischen Russland und Deutschland profilieren. Der aus dem Bemühen der deutschen Tschechow-Gesellschaft um das Gedenken des Schriftstellers hervorgegangene *Tschechow-Salon* ist 2015 in ein repräsentatives Museum im politischen Zentrum der Gemeinde – im Rathaus – übergegangen.

Zehn Jahre lang – von 1922 bis 1932 – lebte der Schriftsteller und politische Intellektuelle René Schickele in Badenweiler. Einen offiziellen Gedenkort für ihn gibt es bis heute nicht. Immerhin ist ein winziges Sträßchen an der Peripherie des Ortes nach ihm benannt. Der René-Schickele-Weg, eine Sackgasse, führt auf die Lipburger Straße und von dort zum Lipburger Friedhof. Hier hat Schickele, der 1940 im Exil in Vence gestorben ist, 1956 seine letzte Ruhestätte gefunden. Es war sein dringlicher Wunsch gewesen, den seine nach dem Krieg nach Badenweiler zurückgekehrte und dort hochbetagt gestorbene Witwe ihm erfüllen konnte.

Es scheint so zu sein, als ob die Bedeutung, die der traumhaft gelegene Kurort für den gebürtigen Elsässer selbst besaß, in geradezu diametralem Gegensatz zum nicht eben ausgeprägten Interesse der Gemeinde an ihrem einst berühmten Bewohner steht: Als ob das kulturpolitisch weitreichendere und folgenreichere Bemühen um Tschechow alle erinnerungspolitischen Kräfte in Badenweiler gebunden hätte. Schickeles langjährige Nachbarin, die in München als Tochter des Gartenarchitekten Max Kolb und der Pianistin Sophie Danvin geborene Schriftstellerin und glühende Pazifistin Annette Kolb, die in den 1920er-Jahren eine bedeutende Rolle im deutschen Litera-

1 Vgl. dazu den Beitrag von Hubert Spiegel in diesem Band.

turbetrieb spielte und allein seinetwegen nach Badenweiler gekommen war, ist 2017 immerhin mit einer vierbändigen Werkausgabe geehrt worden. Die 1959 herausgegebene dreibändige Schickele-Werkausgabe mit insgesamt über 3000 Seiten ist dagegen längst vergriffen – und eine neue ist nicht in Sicht.



In Badenweiler verlebte René Schickele (1. v. l.) die besten Jahre seines Lebens – auch im Kreis von Freunden. Annette Kolb (4. v. l.) war seine Nachbarin.

Man darf feststellen, dass es seit Langem miserabel aussieht mit der literaturhistorischen und editionspolitischen Verortung des Verfassers zahlreicher Romane, Essays und Feuilletons, der sich wie kein anderer seiner Zeitgenossen – und weit über jede Zeitgenossenschaft hinaus – für ein von Frankreich und Deutschland begründetes und gestütztes Europa starkgemacht hat. Schickele war buchstäblich die Verkörperung dieser Idee. Geboren im elsässischen Oberehnheim – heute Obernai – als Sohn eines elsässischen Vaters, „also deutschsprachigen Alemannen“,² und einer französischen Mutter, die sich bis zum Ende ihres Lebens der Sprache ihrer Umgebung verweigerte, wuchs Schickele in seiner Muttersprache auf. Deutsch lernte er erst in der Schule – und schrieb, was ihm selbst wie ein Wunder vorkam, schon mit 13 Jahren die

2 René Schickele: Autobiographische Notizen, in: „Das Wort hat einen neuen Sinn.“ Prosa, Lyrik, Essays, Briefe, hrsg. von Christian Luckscheiter und Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Halle 2014, S. 8.

besten Aufsätze in der Klasse. Deutsch wurde zur Sprache seiner Bildung und auch die Sprache seines Schreibens, während zuhause weiter Französisch gesprochen wurde. „Meine Herkunft“, schreibt Schickele in seinen nüchtern bilanzierenden *Autobiographischen Notizen*, „war mein Schicksal“.³

Es entbehrt nicht einer biographischen wie auch poetischen Logik, dass dieser vor und während des Ersten Weltkriegs zwischen Straßburg und München, Paris und Berlin, der Schweiz und dem Bodensee Getriebene in Badenweiler – vorübergehend – zur Ruhe kam. Dieser Ort und vor allem die ihn umgebende Landschaft kamen auf Schickele zu, als wenn er sie längst schon gekannt hätte. Auch wenn er durch Zufall auf den beschaulichen Kurort stieß: Es war die Begegnung mit dem Pforzheimer Maler und Generationsgenossen Emil Bizer, einem Künstler, der seine Gestaltungskraft allein aus den Rebhügeln, dem Bauerntum und den hohen Himmeln des Markgräflerlandes zog und Schickele die Landschaft aufschloss. Der Band *Himmlische Landschaft*, in dem René Schickele sein südbadisches Dasein verortet und „erwortet“, ist mit Abbildungen von Gemälden Bizers illustriert.⁴ Schickele erinnert sich im Vorwort mit dem Titel *Erlebnis der Landschaft* an seine Badenweiler Anfänge:

Als ich noch den Platz suchte, wo ich mich niederlassen wollte, traf ich den Maler Emil Bizer, und dem war es gleich so klar wie der Herbsttag, der uns zusammenführte, dass es nur hier sein konnte. Er nannte mir keine Gründe, sondern ging mit mir spazieren. Wir sprachen nicht viel, aber vom ersten Tag an gingen wir nebeneinander her wie Freunde, die Weg und Waldwinkel ihrer Kindheit aufsuchen. Vom Hochblauen bis zum Rhein, von Freiburg bis Basel, Blatt um Blatt des Bilderbuchs schlug Bizer mir auf, mit leichtem Finger, schon im Weiterwandern, mit einem guten, flüchtigen Ernst in den Augen, der zu fragen schien: „Erinnerst du dich?“⁵

Das persönliche Glücksempfinden, in die eigene Kindheit zurückversetzt zu sein, verknüpft sich für Schickele wie stets mit seiner politischen Mission:

Wir sind nebeneinander aufgewachsen, Bizer rechts, ich links des Rheins, im großen gegründeten Garten zwischen Vogesen und Schwarzwald, der so eins und unteilbar ist, dass die politischen Grenzen deutlich als eine Fiktion erscheinen.⁶

Schickele setzt nicht nur in seinen autobiographischen Schriften, sondern auch im Lebensvollzug die ureigene Erfahrung einer Unteilbarkeit des Natur-

3 Ebd.

4 Vgl. René Schickele: *Himmlische Landschaft*. Mit Bildern von Emil Bizer, Badenweiler 2007.

5 Ebd., S. 8.

6 Ebd., S. 10.

raums zwischen Schwarzwald und Vogesen gegen die Willkür politischer Grenzziehung. Zu dieser klaren Positionierung konnte er nur in Badenweiler gelangen, jenem Ort, von dem aus er hinüberblicken konnte in die Gegend seines Herkommens, die nach dem von den Deutschen verlorenen Ersten Weltkrieg wieder zu Frankreich gehörte. Im Gegensatz zum Landschaftsmaler liest Schickele die Topographie immer auch in politischer und zeitgeschichtlicher Hinsicht:

Als ich hierherkam, war ich ein toter Mann. Für immer schien sie mir „zerstört, die herrliche Welt“, und ich wußte keinen Ausweg aus den Trümmern, wo es von den Hyänen des Schlachtfeldes wimmelte und den Schakalen der Lüge und den Schlangen, die bei der Verwesung wohnen. Wie unzählige andre ging ich in einem bösen Wachtraum umher, in den Städten schossen und schrien sie weiter, und so viel glaubte ich erfahren zu haben: mit Schreien und Schießen war den Menschen nicht zu helfen.⁷

Die „Himmliche Landschaft“ dient dem Dichter als Remedium für Leib und Seele:

Und langsam erwachend, bildete sich mein zerstörtes Inneres neu nach dem Bilde der Landschaft, die meine Wahrheit war, Wurzel und Krone des Lebens, sie und nichts anderes.⁸

Der pathetische Ton, den Schickele hier anschlägt, mag spätere Leser befremden. Den Nachgeborenen fehlt die grundstürzende Erfahrung der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, die auch und besonders über dem Elsass niederging. Der sinnlose Kampf um den Hartmannsweiler Kopf in den Südvogesen, der ohne strategischen Gewinn vom Dezember 1914 bis zum Ende des Krieges dauerte, nahm allein 30 000 Soldaten das Leben. Zum 100. Jahrestag eröffneten Frank-Walter Steinmeier und Emmanuel Macron dort mit dem deutsch-französischen Museum den ersten gemeinsamen Gedenkort, die erste übernationale Gedenkstätte überhaupt. René Schickele hätte das sicher unbändig gefreut. Ihm blieb das eigene Gedenken. Im „Blick vom Hartmannsweilerkopf“ mit dem „Blutschein“ der Toten zu seinen Füßen überkommt ihn ein tröstendes kosmisches Gefühl: „Das Land gehörte nicht mir, ich gehörte ihm.“⁹ Aus der Erfahrung von Tod und Zerstörung erwächst die Vision eines geeinten Europa:

7 Ebd., S. 18.

8 Ebd., S. 19.

9 René Schickele: Der Wolf in der Hürde, in: „Das Wort hat einen neuen Sinn“ (wie Anm. 3), S. 66.

Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches – ich sah deutlich vor mir, wie der Rhein sie nicht trennte, sondern vereinte, indem er sie mit seinem festen Falz zusammenhielt. Die eine der beiden Seiten wies nach Osten, die andre nach Westen, auf jeder stand der Anfang eines verschiedenen und doch verwandten Liedes. Von Süden kam der Strom und ging nach Norden, und er sammelte in sich die Wasser aus dem Osten und die Wasser aus dem Westen, um sie als Einziges, Ganzes ins Meer zu tragen [...] und dieses Meer umschloß die große, von den jüngsten, unersättlichen Söhnen des Menschengeschlechts bewohnte Halbinsel, [...] Europa.¹⁰

Himmlische Landschaft ist das letzte Buch, das René Schickele in Badenweiler schreiben konnte. Insofern sind diesem Hymnus Abschied und Verlust schmerzlich eingeschrieben – nicht nur für die Nachgeborenen, die Schickeles Exil und Ende in Südfrankreich vor Augen haben. Nur der kann so rühmen, dem bewusst ist, dass das Paradies kein dauerhaftes sein kann. Unvergleichlich sind die letzten Sätze von *Himmlische Landschaft*: „Als ich auf die Terrasse trat, legte mir die Sonne eine schwere Hand auf die Schultern. Ich verstand, daß es der Abschied war.“¹¹

Umso wertvoller ist die Dekade des Friedens, der Ruhe und der literarischen Produktivität, die in Schickeles Leben nicht ihresgleichen hat. In Badenweiler entsteht vor allem Schickeles Opus Magnum, die Romantrilogie *Das Erbe am Rhein* mit den Bänden *Maria Capponi* (1925), *Blick auf die Vogesen* (1927) und *Der Wolf in der Hürde* (1931). Das tausend Seiten umfassende Werk, das für Thomas Mann das Standardwerk der elsässischen Seele war, ist so etwas wie das Literatur gewordene, visionäre Bekenntnis Schickeles zu Europa.

Entweder Europa wird sein. Und dann, Herr Doktor, spielt auch das kleine Trauer- und Satyrspiel zwischen Rhein und Vogesen nicht mehr. Oder Europa wird nicht sein. Dann ist das Elsaß so nebensächlich wie eine Zündholzschachtel in einem brennenden Haus.¹²

Diese visionären Sätze legt der Autor seinem Ich-Erzähler auf der letzten Seite des Werks in den Mund. Man könnte noch weiter zitieren: „Und Sie glauben an Europa? An einen Staatenbund – ja eine Gemeinschaft Europa? – Doktor, wie an das Leben!“¹³ Natürlich ist *Das Erbe am Rhein* noch viel mehr. Die Geschichte des Clauss von Breuchheim, der wie Schickele zwischen die Nationen Deutschland und Frankreich und darüber hinaus – am

10 Ebd., S. 66 f.

11 Schickele, *Himmlische Landschaft* (wie Anm. 4), S. 147.

12 René Schickele: *Das Erbe am Rhein*, Köln 1959, S. 996.

13 Ebd.

Beginn des Romans frisch verwitwet – in diverse Liebeshändel gerät, interessiert jedoch vor allem aus der politischen Perspektive, für die Schickele bis heute größter Respekt zu zollen ist.

Und vor allem gibt es ein Haus, in dem der Schriftsteller und Vater von zwei Söhnen arbeiten kann. Dieses Haus ist für Schickele aufgeladen mit reinem Glück. Es steht an der Straße nach Kandern auf einer Anhöhe mit einem freien weiten Blick zu den Vogesen herüber. Die Sprache seiner Literatur im Ohr, die Landschaft seiner Kindheit im Auge: Kein Wunder, dass Schickele sein Domizil als Paradies empfand. In *Maria Capponi*, dem ersten Roman der Trilogie, hat Schickele es im vierten Kapitel unter der Überschrift *Mein Haus* in einer leicht erkennbaren Verfremdung der Ortsnamen verewigt:

Seitdem wohne ich in einem einstöckigen Häuschen am Rande des Schwarzwaldes, oberhalb Rheinweilers. Zwischen Rheinweiler und dem Waldhaus liegt der Kurort Römerbad. Die Römer haben ihn gegründet und die warmen Quellen in deren Wasser sie gebadet, fließen immer noch. [...] Hier ist der warme, behütetste Winkel des alemannischen Gartens. Lebte ich hier in Verbannung, es wäre das schönste Exil der Welt, am Rande eines tiefen Waldes auf der einen, einen ständig sich wandelnden Himmels auf der anderen Seite und so heiter!¹⁴

„Häuschen“ ist die pure Untertreibung. Das Haus, das sich Schickele auf einem von der Gemeinde zum Kauf angebotenen Grundstück von dem elsässischen Architekten Paul Schmitthenner bauen ließ,¹⁵ ist eine langgestreckte kleine Villa im Landhausstil, umgeben von einem üppigen Garten. Schmitthenner selbst umschrieb es passend so: „Halb Bauernleinen, halb Königspurpur“.¹⁶ Das Haus entstand in Rekordzeit: Zwischen dem 7. November 1921, an dem Schickele das Grundstück von der Gemeinde kauft, und dem Einzug der Familie am 22. September 1922 liegen noch nicht einmal elf Monate. Als ob alles in Schickele dorthin gedrängt hätte. Es ist, so empfindet er es, auch eine Rückkehr in die Landschaft seiner Kindheit. Diese Landschaft spricht zu ihm, ruft ihn an.

Ohne daß ich gerufen hatte, wurde mir eines Nachts, als ich abgemüht nach Hause kam, die Antwort – die *erste*, ungeahnt, überwältigend [...]. Beim Anblick meines langen niedern Hauses am Rande des Hochwaldes trat ich, von einer Ekstase erfaßt, in das Geheimnis allen Lebens ein. Ich fühlte in seliger Erschütterung,

14 Ebd., S. 25.

15 Vgl. dazu Joachim W. Storck: René Schickeles Haus in Badenweiler, Marbach a. N. 1995.

16 Zitiert nach Wolfgang Abel: Nachwort, in: Schickele, Himmlische Landschaft (wie Anm. 4), S. 155.

von der die Nacht lautlos widerhallte, die Vermählung der Landschaft mit meinem wiedergefundenen und geläuterten Ich.¹⁷

Das ist nichts weniger als ein ins Diesseits gewendetes mystisches Erlebnis, eine naturreligiöse Epiphanie, die den Schreibenden in ein dauerhaftes Glücksgefühl versetzt. In dem Gedicht, in dem er seiner Erfahrung Ausdruck zu verleihen versucht, findet sich der Vers: „Mein Haus, die Arche“.¹⁸ Das trifft es wohl ziemlich genau: René Schickeles Haus in Badenweiler war für ihn weit mehr als ein Domizil zum Leben und zum Arbeiten. Es war der Ort – Topos und Utopie zugleich – jener Versöhnung, die sein Besitzer mit weit mehr als nur Worten: mit jeder Pore seines Daseins anstrebte. Ein tragischerweise gefährdeter Ort, eine fragile Idylle. Zehn Jahre sind Schickele in Badenweiler vergönnt. Im Winter 1932 verlässt er Badenweiler, um nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Land seiner Geburt ins frei gewählte Exil zu gehen.

Wer das Haus, das heute in Privatbesitz ist,¹⁹ besucht, kann Schickeles damaliges Entzücken immer noch nachvollziehen.

Das Weite, das Großartige beginnt, wenn du durch die Fenstertüre auf die mäßig große Sandsteinterrasse trittst, drei Stufen über dem Wiesenmeer, der zwei Linden Licht und Schatten spenden,²⁰

hatte der Architekt Schmitthenner geschrieben. Von dieser Terrasse aus eröffnet sich der Blick in eine Landschaft, die mit den Vogesen als Horizont wie die materialisierte Vision von René Schickeles Europa anmutet. Wahrnehmung und Denken des Autors gehen eine unauflösbare Synthese ein. Jeder, der hier steht und das Werk Schickeles nur ansatzweise zur Kenntnis genommen hat, wird das spüren. Das macht die Stärke dieses Ortes aus.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, wie sehr Badenweiler Schickeles Heimat geworden war, fände man ihn im Ortsteil Lipburg. Nur weni-

17 Schickele, *Himmliche Landschaft* (wie Anm. 4), S. 20.

18 Ebd., S. 11.

19 Dass es das Schickele-Haus noch gibt, ist Christine Pierburg zu verdanken. Als Mädchen lernte die gebürtige Badenweilerin Schickeles Witwe Anna kennen, die nach dem Krieg nach Badenweiler zurückgekehrt war. Als nach deren Tod das Haus in den 1970er-Jahren zum Verkauf stand und die Gemeinde kein Interesse daran zeigte, den drohenden Abriss zu verhindern, überzeugte die Ex-Frau des Düsseldorfer Großindustriellen Alfred Pierburg ihren damaligen Mann, es zu erwerben. Seit ihrer Scheidung wohnt sie in dem Anwesen, in dem es keine materiellen Erinnerungsspuren mehr gibt, das aber bis heute vom weltoffenen Geist seines Erbauers kündet.

20 Zitiert nach Wolfgang Abel: *Nachwort* (wie Anm. 16), S. 156.



Es war sein irdisches Paradies: René Schickeles Haus in Badenweiler hat ihn überlebt – dank der Initiative von Christine Pierburg. Die gebürtige Badenweilerin lebt heute selbst darin.

ge Minuten dauert die Fahrt von Schickeles Haus zu dem in die Markgräfler Landschaft eingebetteten kleinen Friedhof. Ein unscheinbares Schild am Eingang weist darauf hin, dass der Dichter hier begraben ist. Das Grab ist nicht leicht zu finden. Die Inschrift auf dem liegenden Stein ist kaum noch kenntlich. Die von Efeu überwucherte schlichte Ruhestätte auf diesem unscheinbaren Dorffriedhof, in dessen sanfthügeliger Umgebung Kühe weiden, betrachtet man nicht ohne Bewegung. Es ist ein unglaublich friedvoller Ort. René Schickeles Wunsch ist in Erfüllung gegangen: „Hier wollte ich einmal ruhen, bis die Posaunen des ewigen Sommers mich weckten.“²¹ Und seine Schilderung des Lipburger Friedhofs scheint die Zeit überdauert zu haben: „Die schmiedeeiserne Tür war immer angelehnt, immer schien jemand den Friedhof verlassen zu haben, aber nie hatte ich einen Menschen getroffen.“²²

21 Schickele, *Himmlische Landschaft* (wie Anm. 4), S. 143.

22 Ebd., S. 142.

Andererseits passt dieses Grab, das so gar kein Aufsehen um seine Existenz macht, zur Persönlichkeit des Begrabenen. René Schickele war ein beharrlicher, aber kein lauter Kämpfer für seine Idee von Europa. Und er ahnte, dass er schnell vergessen sein würde: „Wenn es Goebbels gelingt, unsere Namen von den deutschen Tafeln zu löschen, sind wir tot [...]. Schon die nächste Generation wird nichts mehr von uns wissen“,²³ schrieb er am 11. Dezember 1933 in sein Tagebuch. Vielleicht kommt man ihm auf dem Friedhof von Lipburg am nächsten. Und vielleicht hat es seinen Sinn, dass es keine René-Schickele-Straße im Kurort Badenweiler, sondern nur einen René-Schickele-Weg in Lipburg gibt. Ein Weg gehört in die Landschaft, eine Straße grenzt sich ab. Wer wie kein anderer die Landschaft seines politischen Herzens, die Landschaft zu beiden Seiten des Oberrheins als utopischen Ort beschworen hat, für dessen Leben und Werk scheint am Ende ein Weg als erinnerungspolitische Spur angemessen zu sein.

23 René Schickele: Tagebücher, in: Werke in drei Bänden, Bd. 3, hrsg. von Hermann Kesten, Köln/Berlin 1959, S. 1061 f.

Emil Strauß' badische Bauernkolonien

In seinem Roman *Das Riesenspielzeug* (1935) lässt Emil Strauß (1866–1960) eine seiner Figuren, die Gutsbesitzerin Hasenstab, sich über das Faible ihres Gatten für lebensreformerische Ideen beschweren:

Ich bitte Sie: studierte Herren als Knechte im Stall und auf der Miste und hinterm Jauchefaß – so Possen! [...] Ideen müßens sein, Vechedarismus – [...] Naturheilkunde – Lebensreform – die Wörter, die möcht ich dodschlache! was die mich schon gekränk't hawe, 's ist nit zu saache! – Da braucht nur Einer zu kommen: ich bin ein Gesinnungsgenosse, ich möcht einen Laden aufmachen für Grahambrot und dürre Quetsche, so ist es seine [ihres Ehemanns] Pflicht, daß er ihm das Geld dazu gibt, der Sache wechen! [...] Haben Sie schon jemand gesehen, der Sandalen trägt? [...] so was wird nie Mode.¹

Anstatt seiner Frau mithilfe seines Vermögens „in Karlsruh oder in Heidelberg oder in München“ ein „schön[es] Leben“ (R 125) zu ermöglichen, habe Herr Hasenstab sich von ein paar jungen Akademikern zu der Idee verleiten lassen, das Landgut „Rotsal“ (R 86) in „ein Mustergut [...], ein vegetarisches!“ (R 128) zu verwandeln. Reales Vorbild dieser genossenschaftlich organisierten Landwirtschaft ist die Rheinburg in Gailingen im Oberrheintal, wo Strauß im Jahr 1891 an einem der frühesten alternativen Siedlungsversuche im Südwesten beteiligt ist.² In der Dekaden später entstehenden Romanfiktion wie auch in Strauß' Leben gedeiht das Mustergut nicht nach Plan, lockt aber „Gesinnungsgenossen“ (R 128) an, die den unterschiedlichsten Reformideen anhängen: Neben Vegetariern – „Fechedarianer[n]“ (R 106) in der alemannischen Mundart von Frau Hasenstab – haben sich dem Projekt auch Anhänger der Antialkoholbewegung (vgl. R200), der Naturheilkunde (vgl. R 126 f., 464), des Tierschutzes und der Antivivisektionsbewegung (vgl. R 139), der Schreibreform (vgl. R 798), der Kleidungsreform (vgl. R 808), der

1 Emil Strauß: *Das Riesenspielzeug*. München 1935, S. 126 f. Im Folgenden im Haupttext mit der Sigle „R“ zitiert.

2 Vgl. Volker Schupp: Die Erneuerungsbewegung in Freiburg während der frühen Lebensreform. Emil Gött und sein Freundeskreis: Literatur und Leben, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 149 (2001), S. 393–421, hier S. 398.

Freikörperkultur (vgl. R 128) sowie Vertreter frühsozialistischer Wirtschaftsvorstellungen (vgl. R 20) angeschlossen.

Was sich für Frau Hasenstab wie auch für die bäuerliche Bevölkerung des badischen Umlands der Burg Rotsal wie eine schwer nachvollziehbare idealistische Verirrung (vgl. R 123) ausnimmt, wird vom Erzähler des *Riesenspielzeugs* trotz aller Ironie wiederholt als ehrenwerter, wenn nicht heroischer, jedenfalls in die Zukunft führender Versuch gewertet. So bekennt sich der Protagonist Dr. Karl Haugh, um den die Romanhandlung arrangiert ist, nach kurzem Zögern ebenso emphatisch zu dem Projekt wie sein Freund Jerg Rechling:

Und so wäre ja denkbar, daß unser Versuch, wenn er gelänge, weitere zur Folge hätte, daß diese Vorstellung des staatlichen Körpers um sich griffe und der Staat eines Tages selbst einsehen müßte, er sei nicht nur für die Krupp und Stumm und Henkel von Donnersmark usw. da, sondern auch für ihre Arbeiter, und daß er die Beraubung der Volksarbeit [...] durch entsprechende Einrichtungen verhinderte [...]. Und auch wenn dieser Versuch ganz allein bleibt, haben wir es doch versucht und haben in einer unserem Gefühl und unserer Einsicht entsprechenden Ordnung gelebt. (R 642)

Aus der Retrospektive erscheint sowohl das kapitalismuskritische Pathos als auch die in Rotsal beziehungsweise Gailingen von Strauß und seinen Mitstreitern realisierten Lebensreformbestrebungen unterschiedlichster Couleur zur zukunftsweisenden Vorgeschichte gegenkultureller Protestbewegungen und Lebensweisen zu gehören, wie sie im Gefolge der 1960er- und 1970er-Jahren geradezu zum Mainstream geworden sind. Emil Strauß' Roman aber führt uns – und dies macht ihn auch für heutige Leser noch interessant – zurück an den Anfang dieser Bewegungen und öffnet zugleich den Blick für ihre Ambivalenzen. Denn der lebensreformerische Impuls ging bei ihm mit reaktionären, völkisch-nationalistischen und rassistischen Vorstellungen einher, die sich Mitte der 1920er-Jahre und damit im Entstehungszeitraum des Romans *Das Riesenspielzeug* rückstandslos mit nationalsozialistischem Gedankengut verschmelzen ließen.³

1866 in Pforzheim als Sohn eines Goldfabrikanten geboren, absolvierte Strauß nach einer wechselvollen Schulzeit in Pforzheim, Karlsruhe und Köln das Abitur, studierte einige Semester in Freiburg Philosophie, Germanistik und Volkswirtschaftslehre, bis ihn sein Kommilitone und Freund Emil Gött – im Roman als Jörg Jörger porträtiert – vorübergehend in die Metropole

3 Vgl. Johanna Bohley: Erziehung zur Heimat? Die Heimat- und Identitätsmodelle bei Emil Strauß, in: Christiane Cammerer (Hrsg.), *Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945*, Opladen 1996, S. 231–244.

Berlin zog. Hier kam er mit dem Friedrichshagener Dichterkreis in Kontakt und sah sich in seinem Wunsch nach einem freien Schriftstellerdasein bestärkt. Selbst ein „hitziger Vegetarier“,⁴ fühlte Strauß sich seit den 1890er-Jahren der antiurbanistischen, kulturkritischen Lebensreformbewegung verbunden, startete gemeinsam mit Emil Gött bald seine erste lebensreformorientierte Landwirtschaft, eine genossenschaftliche „Spatenkultur“, die allerdings schon nach vier Monaten abgebrochen werden musste.⁵ Aus sozialgeschichtlichen Gründen bot das Großherzogtum Baden für Experimente dieser Art besonders gute Bedingungen. Die Realteilung hatte hier im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer großen Zersplitterung der Anbauflächen, zur Verarmung und Verschuldung der Landbevölkerung geführt, so dass kleine Landwirtschaften oftmals nur noch im Nebenerwerb betrieben oder ganz abgegeben wurden. Anders als in den ideologisch durchgeplanten „Gartenstädten“⁶ ließen sich im Südwesten folglich individuellere Projekte starten. Und so konnten auch Strauß und Gött es schon 1892 erneut versuchen, nun in kleinerem Rahmen, mit „einer Gutsparzelle auf dem Buck bei Breisach“.⁷ Auch dieses Unternehmen scheiterte bald. Obgleich Strauß inzwischen erste Erfolge als Schriftsteller verzeichnen konnte,⁸ entschloss er sich 1892 zur Auswanderung nach Brasilien, von wo er jedoch nach zwei Jahren desillusioniert zurückkehrte, um erneut in Baden zu siedeln, dieses Mal in einer Hütte auf dem Guggenbühl westlich von Ludwigshafen am Bodensee. Doch auch dies war nur eine Zwischenstation. Strauß wohnte mit seiner Familie – 1901 hatte er Elisabeth Marschalk (1867–1947) geheiratet, mit der er zwei Kinder hatte – in den Folgejahren unter anderem in Kappelrodeck im Schwarzwald, in Meersburg, in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, in Berlin und nach dem Ersten Weltkrieg dann wieder im Südwesten, in einem Haus im Hegau, bis er schließlich nach dem Scheitern auch dieses

4 Max Halbe: Jahrhundertwende. Geschichte meines Lebens, Danzig 1935, S. 132. Strauß war ursprünglich wegen Verdauungsbeschwerden zu einer vegetarischen Diät übergegangen. Vgl. Schupp, Erneuerungsbewegung in Freiburg (wie Anm. 2), S. 395.

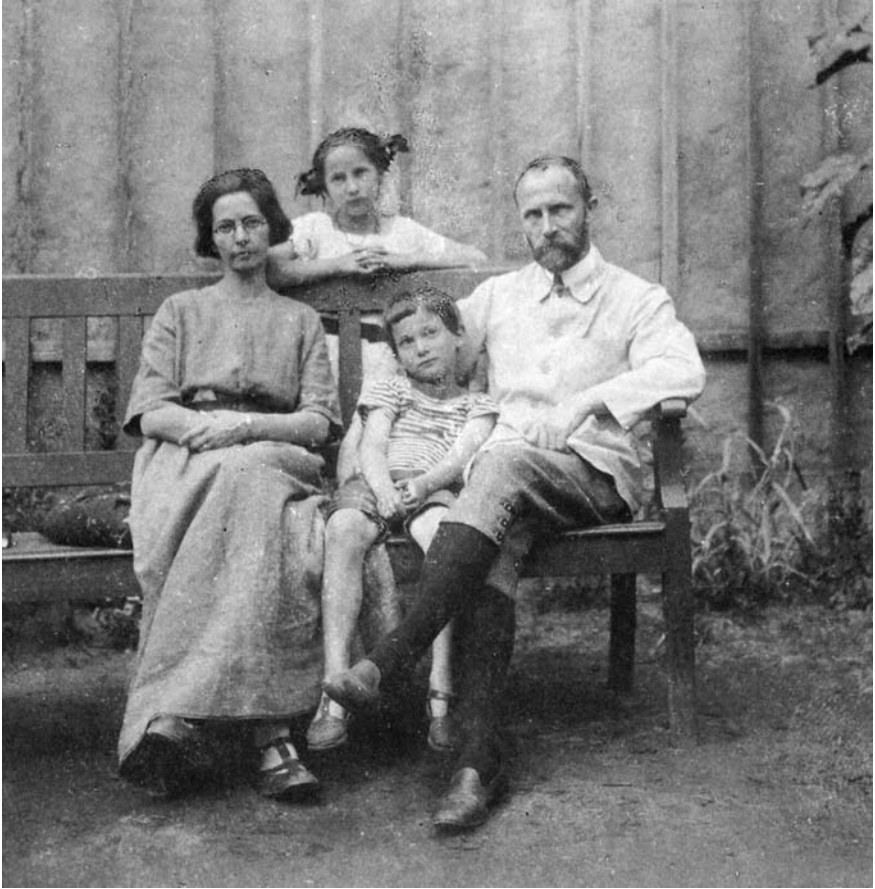
5 Vgl. Bärbel Rudin (Hrsg.): „Wahr sein kann man“. Eine Dokumentation zu Leben und Werk von Emil Strauß (1866–1960). Ausstellung der Stadt Pforzheim 1987, 2. Aufl., Pforzheim 1990, S. 15 f.

6 Vgl. Michael Mann: Gartenstadt Hellerau oder die Verbürgerlichung einer urbanen Utopie, in: Historische Anthropologie 9 (2001), S. 405–431.

7 Vgl. Rudin, „Wahr sein kann man“ (wie Anm. 5), S. 16; Schupp, Die Erneuerungsbewegung in Freiburg (wie Anm. 2), S. 400 f.

8 1892 erschien seine erste Erzählung *Der Tier- und der Menschenfreund* in der *Freien Bühne*.

letzten ländlichen Siedlungsversuchs Mitte der 1920er-Jahre nach Freiburg in ein Haus in der Richard-Wagner-Straße zog, aus dem er dann 1945 als ein von den Nationalsozialisten hochdekoriertes Autor vertrieben wurde.



Emil Strauß mit Ehefrau Lisbeth und den Kindern Konrad und Hutta, aufgenommen um 1912 in typischer Kleidung der lebensreformerischen Bewegung in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden.

Wie viele seiner Zeitgenossen hatte sich Strauß im Gefolge des Ersten Weltkriegs radikalisiert.⁹ Rassistische Suprematievorstellungen hatte er allerdings

9 Vgl. Jürgen Schiewer: Zeitgemäß und unmodern zugleich. Emil Strauß – Umriss einer Biographie, in: Rudin, „Wahr sein kann man“ (wie Anm. 5), S. 7–28, hier vor allem S. 21 f. Weiterführend Thomas B. Schumann: Fahne, Idee, Suggestion. Emil Strauß und der Nationalsozialismus, in: ebd., S. 101–112.

schon vor der Jahrhundertwende in Brasilien entwickelt und unter anderem in der Erzählung *Prinz Wieduwitt* (1899) auch literarisch propagiert.¹⁰ In diesem autobiographisch gefärbten Text verleiht Strauß nicht nur einem „instinktive[n], physische[n] Widerwille[n]“ der „germanischen Rasse“ gegenüber dem „minderwertigen Menschenschlag“ der „Nigger“ beredten Ausdruck, sondern agitiert auch gegen den „ekelhaften Rassenmischmasch“,¹¹ das „Rassenragout“ Südamerikas, und plädiert beredt für den „Rassenkampf“.¹²

Antisemitische Überzeugungen eignete sich Strauß allerdings vermutlich erst in den 1920er-Jahren an, während er politisch mehr und mehr nach rechts driftete.¹³ 1923 wartete er mit seinem übersteigert nationalistischen Drama *Vaterland* auf, 1929 trat er dem Kampfbund für deutsche Kultur¹⁴ und ein Jahr später der NSDAP bei. Im Jahr der nationalsozialistischen Machtübernahme publizierte Strauß zum Geburtstag des Führers im *Völkischen Beobachter* eine Hommage an Hitler,¹⁵ in der er sich als „Alter Kämpfer“ auswies. Kurz darauf konnte er in der Dichtersektion der Preußischen Akademie der Künste, die er erst 1931, gemeinsam mit anderen nationalistischen Autoren, unter Protest verlassen hatte, einen der Plätze einnehmen, die durch die Entfernung politisch und rassisch missliebiger Mitglieder frei geworden waren. 1935 publizierte er mit großer Resonanz den in den Jahren zuvor entstandenen Roman *Das Riesenspielzeug*. Ein Jahr später folgte dann mit der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft, dem Erwin-von-Steinbach-Preis, der Berufung in den Reichskultursenat durch Joseph Goebbels und der Ehrenbürgerschaft der Stadt Freiburg eine Reihe von Würdigungen, die Emil Strauß' Zuverlässigkeit für den NS-Staat eindrucksvoll manifestierten.

Auch der fast tausend Seiten umfassende Roman *Das Riesenspielzeug* trägt deutliche Spuren der politischen Reorientierung. Zwar vermittelt er auf der

10 Vgl. dazu Bärbel Rudin: Probleme und Regungen der Zeit. Nachwort zum Emil Strauß-Symposium, in: ebd., S. 116–129, hier vor allem S. 125 f.

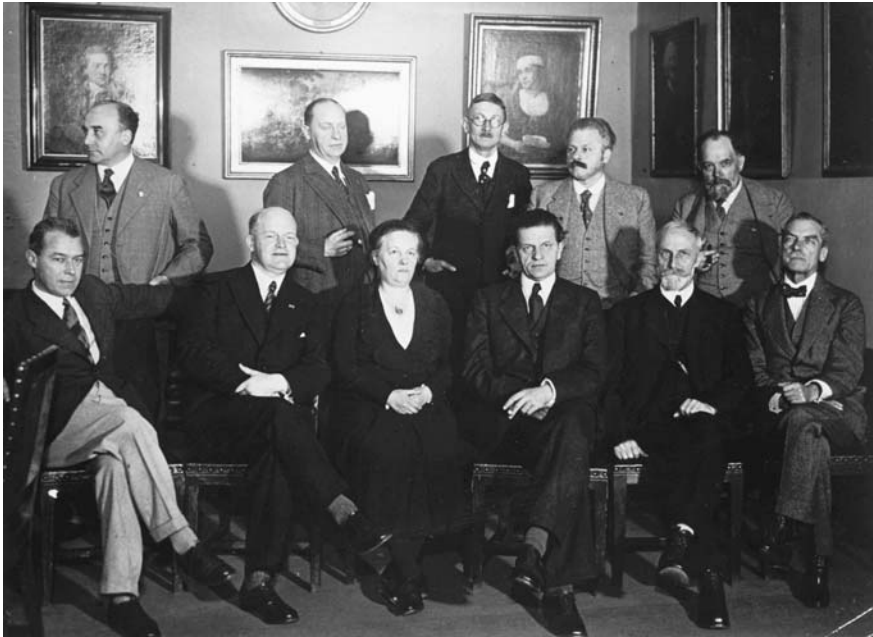
11 Emil Strauß: *Prinz Wieduwitt*, in: ders.: *Menschenwege. Erzählungen*. Berlin 1899, S. 159–233, hier S. 214 f.

12 Ebd., S. 166. Die frühe rassistische Ausrichtung von Strauß nehmen auch Zeitgenossen schon deutlich wahr: Für Hellmuth Langenbucher: *Volkhafte Dichtung der Zeit*, 5. Aufl., Berlin 1940, S. 99, ist *Prinz Wieduwitt* die „erste ernste Rassennovelle“ der deutschen Dichtung.

13 Vgl. Schiewer, *Zeitgemäß und unmodern zugleich* (wie Anm. 9), S. 22. Auch schon Hildegard Ohnhäuser: *Das Riesenspielzeug von Emil Strauß. Eine Untersuchung*, Diss. Wien 1943, S. 36–41 und 86 f.

14 Emil Strauß an die Herren des Vorstands der Deutschen Akademie für Dichtung, 23.7.1933, zitiert nach Rudin, „Wahr sein kann man“ (wie Anm. 5), S. 68 f.

15 Emil Strauß: „Der Hitler“. Auch eine Erinnerung, in: *Völkischer Beobachter*, 20.4.1933.



Herbsttagung der Deutschen Akademie für Dichtkunst 1933. Emil Strauß sitzt in der ersten Reihe, zweiter von rechts, zwischen Hanns Johst (links) und Rudolf Binding (rechts).

Basis von Strauß' eigenen Erfahrungen ein durchaus authentisches Bild der Aspirationen und der Umsetzungsschwierigkeiten früher lebensreformerischer Siedlungsexperimente. Strauß schildert in großer Detailtreue und mit einem passagenweise erfrischend satirischen Ton, wie Angehörige der bildungsbürgerlichen Elite jenseits der Metropolen und insbesondere fern von Berlin im Badischen eine naturgemäßere, gesündere und ökonomisch ausgewogene Lebensweise auszutesten begannen, um auf diese Weise den Industrialisierungs- und Modernisierungsschäden, die das Zweite Kaiserreich mit sich brachte, zu entkommen. Doch trotz dieser autobiographischen und alltagshistorischen Grundierung war für die zeitgenössische Literaturkritik der nationalsozialistische Gehalt des Romans offensichtlich. Christian Jensen beispielsweise lobt 1936 *Das Riesenspielzeug* aufgrund der Darstellung der „inneren Besinnung und Neubildung des im bäuerlichen Kern gesunden deutschen Menschen und Volkstums“ und misst ihm eine aktuelle „volkerzieherische Bedeutung“ bei;¹⁶ und die Schweizer Rezensentin Elisabeth

16 Christian Jensen: Emil Strauß. Zu seinem 70. Geburtstag, in: *Geist der Zeit. Hochschule und Ausland* 14 (1936), S. 129–134, hier S. 134.

Brock-Sulzer konstatiert zur gleichen Zeit in kritischer Absicht, dass es „in diesem Werk [...] um nichts Anderes“ gehe „als den Heimweg eines Intellektuellen zur Scholle, die Blut- und Bodenideologie des Dritten Reiches ist hier aus Worten zum Wort geworden“.¹⁷

In der Tat bedient Strauß das Schema des politischen Bildungsromans.¹⁸ Der Protagonist Dr. Karl Haugh befindet sich in den 1890er-Jahren im Anschluss an sein Studium in Berlin auf der Suche nach einem Platz in der Welt. Ein Gymnasiallehrerdasein schreckt ihn, „Zeitungsschreibe[r]“ (R 11) will er in einem Land ohne „Volkswille oder Volksziel“ nicht werden und die „sozialdemokratische[] Partei“, der er sich vorübergehend anschließt, entpuppt sich rasch als die „unsozialste[] aller Parteien“ (R 12, vgl. auch 177). Aus der so desolaten Lage scheint ihn die Beteiligung am Lebensreformprojekt führen zu können, das seine Freunde Jörg Jörger und Jerg Rechling in Baden aufzubauen versuchen. An dem Projekt reizt Haugh allerdings vor allem der Versuch einer „Bildung eines überpersönlichen und überparteilichen, eines volkspersönlichen Gestaltungswillens“, wie er ihn bei „Fichte, Lagarde, Dühring, Treitschke“ und dem „Rembrandtdeutsche[n]“ Langbehn (R 33) vorgedacht findet. Mit dem Individualismus und der Outriertheit seiner am Frühsozialismus und an Tolstoi, später auch an Nietzsche orientierten Genossen weiß Haugh folglich wenig anzufangen. Er träumt vielmehr davon, den „Einzelnen“ im Sinne der Gemeinschaft „auszulöschen“ (R 193), um schließlich ganz im Gemeinschaftsgeist aufgehen zu können.¹⁹

Haughs völkische Haltung wird dabei von einem expliziten Antisemitismus flankiert. So klärt er seine Genossen bald darüber auf, dass „die Judenfrage was anderes ist als eine Konfessions- und Geschäftsfrage“, nämlich, wie er bei Eugen Dühring gelesen hat, eine „Rassen-, Sitten- und Kulturfrage“ (R 117 f.). Seine Genossen reagieren mit Irritation und Schweigen. Haugh aber wird nicht müde, für seine antisemitische Überzeugung zu werben:

Kennst du einen [Juden]? Weißt du, wie er zu Moses steht? – zum Talmud – zum deutschen Volk? Wir wissen nichts von ihnen. Hast du einmal eine jüdische

17 Brock-Sulzer: [Rez.] *Das Riesenspielzeug von Emil Strauß*, in: Schweizer Monatshefte. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur 15,6 (1935–1936), S. 314–319, hier S: 314.

18 Vgl. Ohnhäuser, *Das Riesenspielzeug* (wie Anm. 13), S. 9 f.

19 Vgl. dazu auch Bodo Heimann: *Literatur und Freiheit von Lessing bis zur Gegenwart*. Frankfurt/M. 2014, S. 180.

Zeitschrift gelesen? – Wir tun, als wären sie's nicht, – trotz Fichte und Schopenhauer, trotz Dühring und Rohling und wie sie alle heißen. (R 121 f.)

Im Verlauf der Romanhandlung avanciert der klischeehaft gestaltete jüdische Arzt Seidschnur sukzessive zum eigentlichen Gegenspieler Haughs,²⁰ insofern Strauß in dieser Figur all die Charaktereigenschaften konzentriert, gegen die Haughs Reformwille gerichtet ist (vgl. R 538): Seidschnur wird als ein darwinistisch geschulter, materialistisch-kapitalistischer jüdischer Geist porträtiert, der den Gutsbesitzer Hasenstab davon zu überzeugen versucht, dass das Genossenschaftsexperiment der jungen Idealisten von vornherein zum Scheitern verurteilt ist (R 539) und man mit ihm durch den Bau eines „Sanatorium[s] für Trinker oder Morphinisten“ (R 988, vgl. auch 539) lukrativere Geschäfte tätigen könnte: „Ich würde von Allem den Rahm abschöpfen – [...] aber Rahm, verzeihen Sie den Vergleich, ist wohl eine Zumutung für Vegetarierr [sic]“ (R 705). Nachdem nach etlichen Verwicklungen das Projekt Rotsal tatsächlich scheitert, der jüdische Arzt also mit seiner zersetzenden Kritik faktisch recht behält, gelingt es Haugh immerhin, Dr. Seidschnurs Plan zu durchkreuzen: Er ehelicht die Bäuerin Berta und wird mit ihr in kleinerem Rahmen an der Einführung der „naturgemäße[n] Wirtschaft“ wie des „naturgemäße[n] Mensch[en]“ auf Gut Rotsal festhalten. „[W]ir haben dran zu arbeiten“ (R 988), tut er kund und verschiebt damit die Entscheidung über Sinn und Unsinn der lebensreformerischen Bestrebungen in die Zukunft.

Stellt man den Entstehungszeitpunkt des Romans in Rechnung, ist die Botschaft des Autors recht deutlich: Die frühen Siedlungsversuche der Lebensreformer werden im Rückblick zu individuellen Laboratorien eines in den späten 1920er-Jahren dann von den Nationalsozialisten weitergeführten ideologischen Projekts geadelt. Entsprechend kann sich Strauß mit seinen lebensreformerischen Ideen als „Vorläufer“ nationalsozialistischen Ideenguts verstehen:

Im Jahr 91 suchten wir unzufriedenen jungen Leute mit unserer Bauernkolonie im kleinen das, was heute der Nationalsozialismus im Grossen zu gestalten versucht. Ich war wohl der erste, der das Rasseproblem aufgriff u[nd] zw[ar] unmittelbar aus dem Leben her, in den *Menschenwegen*, entstanden 93, geschrieben 96.²¹

20 Dazu schon Ohnhäuser (wie Anm. 13), S. 39–41.

21 Emil Strauß an Gustav Pezold, 4.11.1935, zitiert nach Rudin, „Wahr sein kann man“ (wie Anm. 5), S. 74 f. Vgl. ganz ähnlich auch in Strauß, „Der Hitler“ (wie Anm. 14).

Wie plausibel aber ist diese Behauptung autobiographischer und historischer „Vorläuferschaft“? Ist *Das Riesenspielzeug* womöglich nichts anderes als eine akkommodierende, weil mit völkischen, antisemitischen und nationalsozialistischen Ideologemen angereicherte Darstellung der Lebensreformbewegung, die artifizielle Verbindungen konstruiert? Diese Lesart griffe sicherlich zu kurz. In der in sich höchst heterogenen Lebensreformbewegung sammelten sich vielmehr die unterschiedlichsten politischen Überzeugungen. Weil man sich den ersehnten „Wandel nicht aus einer konkreten neuen Politik, sondern vielmehr aus einer Reform des Einzelnen“²² versprach, reichte das politische Spektrum der Lebensreformer von extrem links bis extrem rechts.²³ Die Ideen der Lebensreformer: Vegetarismus, Naturschutz, Naturheilkunde und so fort vagierten zwischen den bürgerlichen Parteiungen und gingen dabei mitunter auch Symbiosen mit nationalistischen, völkischen und rassistischen Vorstellungen ein,²⁴ wie lebensreformaffine Autoren wie Eugen Dühring, Paul de Lagarde und Julius Langbehn sie artikulierten.²⁵ Um eine anachronistische Homogenisierung unseres Bil-

22 Thorsten Carstensen/Marcel Schmid: Die Literatur der Lebensreform. Kontexte, Autoren, Orte, in: dies. (Hrsg.): Die Literatur der Lebensreform. Kulturkritik und Aufbruchsstimmung um 1900, Bielefeld 2016, S. 9–27, hier S. 11.

23 Thomas Rohrkrämer: Modernisierungskrise und Aufbruch. Zum historischen Kontext der Lebensreform, in: Carstensen/Schmid, Literatur der Lebensreform. (wie Anm. 22), S. 27–42, hier S. 41.

24 Vgl. zum Zusammenhang von völkischer Bewegung und Lebensreform Stefan Breuer: Die Völkischen in Deutschland. Kaiserreich und Weimarer Republik, Darmstadt 2008, insb. S. 98–111; Jost Hermand: Die Lebensreformbewegung um 1900 – Wegbereiter einer naturgemäßerer Daseinsform oder Vorboten Hitlers?, in: Marc Cluet/Catherine Repussard (Hrsg.): „Lebensreform“. Die soziale Dynamik der politischen Ohnmacht/La dynamique sociale de l'impuissance politique, Tübingen 2013, S. 51–62.

25 Vgl. Günter Hartung: Völkische Ideologie, in: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918, München 1996, S. 22–41, hier S. 35 f.; Anne Chalard-Fillaudeau: Die Lebensreform und Julius Langbehn, der Herold der deutschen Reformer, in: Cluet/Repussard, „Lebensreform“ (wie Anm. 23), S. 75–83; Bernd Behrendt: August Julius Langbehn, der ‚Rembrandtdeutsche‘, in: Puschner/Schmitz/Ulbricht, Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ (wie Anm. 25), S. 94–113, hier insb. S. 94 f.; Ulrich Sieg: Deutschlands Prophet. Paul de Lagarde und die Ursprünge des modernen Antisemitismus, München 2007; Andreas Urs Sommer: Zwischen Agitation, Religionsstiftung und „Hoher Politik“. Paul de Lagarde und Friedrich Nietzsche, in: Nietzscheforschung. Ein Jahrbuch 4 (1998), S. 169–194; Peggy Cosmann: Physiocratie und Weltneemesis. Eugen Dührings physiomoralische Begründung des Moral- und Charakterantisemitismus, Göttingen 2007; James Gay: The Blind Prome-

des von der Lebensreformbewegung zu vermeiden, wird sie daher oftmals mit Oxymora wie „rückwärtsgewandte Utopie“ oder „fortschrittliche Reaktion“ beschrieben.²⁶ Emil Strauß' Roman *Das Riesenspielzeug* lenkt unsere Aufmerksamkeit nun auf diese erst retrospektiv irritierenden Ambivalenzen der Vorgeschichte vermeintlich per se progressiver Reformbestrebungen. Am Beispiel seiner badischen Bauerkolonie und seiner eigenen Biographie, die ihn immer wieder zurück in den Südwesten führte, rekonstruiert Strauß die Lebensreform als plurale, in sich nicht widerspruchsfreie, aber durchaus kohärente Bewegung, aus deren Wirkungsgeschichte unter anderem die Verbindung von Lebensreform und Nationalsozialismus als eine temporär sinnstiftende Traditionsspur erwachsen konnte.

theus of German Social Science Eugen Dühring as Philosopher, Economist, and Controversial Social Critic, Diss. Erfurt 2012 (www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00031949/GAY.pdf, Zugriff am 3.12.2016).

26 Vgl. Gilbert Merlio: Die Reformbewegung zwischen Progressismus und Konservatismus, in: Cluet/Repussard (Hrsg.), „Lebensreform“ (wie Anm. 24), S. 63–72.

Reinhold Schneider und das „Wunder von Freiburg“

Vergeblich versuchte die Freiburger Gestapo im April 1945, ihren Haftbefehl gegen den Schriftsteller Reinhold Schneider zu vollstrecken. Man hatte den wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“¹ Angeklagten in der Mercystraße 2 nicht angetroffen. Seit März desselben Jahres befand sich der zeit lebens kränkliche Schneider im nur wenige Gehminuten entfernten Loretto-Krankenhaus und konnte aufgrund der vielen zerstörten Straßen² und der von seinem Arzt Dr. Paal verordneten „Transportunfähigkeit“³ nicht ausgeliefert werden. Ein Krankenhausaufenthalt, der ihm in mehrfacher Hinsicht das Leben rettete: „Es hatte etwas grotesk Erheiterndes, wehrlos vor der Front im Bett zu liegen“,⁴ erinnerte er sich in seinen autobiographischen Notizen.

Den Anlass der Anklage bildete ein 1944 in Krakau illegal publizierter, 340-seitiger Band, der unter Eigenregie des Wehrkreispfarrers Johannes Kessels in Druckauftrag gegeben wurde. Ohne Absprache mit dem Autor und unter strengster Geheimhaltung stellte der Geistliche eine Textsammlung Schneider'scher Sonette und Aufsätze zusammen und fertigte Ende des Jahres 1943 die ersten Druckbogen an. Erst einige Monate später, im April 1944, machte Kessels, geplagt vom schlechten Gewissen, den Autor in Freiburg ausfindig und kündigte seinen Besuch an.⁵ Dieser fiel trotz Einverständnis sehr kurz aus. Der besorgte Schneider empfahl ihm dringlich, die Arbeit „um Himmels willen nicht [zu] unterbrechen, sondern das Buch so rasch wie möglich herauszubringen“.⁶ Gleich am nächsten Morgen reiste der in seinem Unterfangen bestärkte Kessels zurück nach Krakau. *Gottesreich*

1 Zitiert nach Ingo Zimmermann: Reinhold Schneider. Weg eines Schriftstellers, Berlin 1982, S. 141.

2 Vgl. Reinhold Schneider: Verhüllter Tag, in: Gesammelte Werke, Bd. 10, hrsg. von Edwin Maria Landau, Frankfurt/M. 1978, S. 157.

3 Zitiert nach Zimmermann, Reinhold Schneider (wie Anm. 1).

4 Schneider, Verhüllter Tag (wie Anm. 2).

5 Vgl. Franz Anselm Schmitt/Bruno Scherer: Reinhold Schneider. Leben und Werk in Dokumenten, Karlsruhe 1973, S. 138.

in der Zeit war als Titel auf den offiziell als Privatdruck deklarierten und von Kriegspfarrern aus Kessels Umfeld aus eigener Tasche finanzierten Exemplaren zu lesen.⁷ Im eingeweihten Kreis hatte sich für die Bändchen allerdings die doppelsinnige Bezeichnung *Krakauer Würste* durchgesetzt, „spielten sie doch eine gewisse Rolle, teils Freude, teils Sorgen machend“.⁸ Den Soldaten an der Front, aber auch den Häftlingen in den Kriegsgefangenen- und Konzentrationslagern, zu denen die Bände über verschlungene Wege gelangten, ein Wort des Trostes und der Hoffnung zukommen zu lassen, war Motiv genug. Und mit der Sorge, von der Gestapo verhaftet zu werden, lebte der Autor schon länger.

Bereits in den Jahren zuvor hatte der seit 1938 in Freiburg wohnende Schneider mit seinen nonkonformen bis oppositionellen Veröffentlichungen, wie etwa seinem 1938 in Hinterzarten geschriebenen Camouflage-Roman *Las Casas vor Karl V.*, die missgünstige Aufmerksamkeit des NS-Regimes auf sich gezogen. Gleich elfmal listete man ihn zwischen 1933 und 1945 als „unerwünschten Autor“.⁹ Seit seinem Umzug aus dem preußischen Berlin und Potsdam in das heimatliche Süddeutschland vermehrten sich die Besuche der sogenannten „Goethe-Gesellschaft“, wie die in der Freiburger Goethe-Straße stationierte Gestapo insgeheim genannt wurde. Dabei erhoffte Schneider sich von seinem Wegzug aus den Großstädten Einkehr, Ruhe und Privatheit. An den Maler Leopold von König, der neben den Schriftstellerkollegen Werner Bergengruen und Jochen Klepper zu seinem Potsdamer Freundeskreis gehörte, schrieb er am 19. August 1937 rechtfertigend:

Solange ich in Berlin und Potsdam lebte, habe ich die Sehnsucht nach dem Walde und ernstern einsamen Höhen nicht beschwichtigen können. Diese Bilder standen vor mir mitten im Gewühle der mir völlig fremd gebliebenen Stadt, und meine Sehnsucht ist in diesen Jahren harter Erfahrung immer stärker geworden ... Um diese Verinnerlichung und die Wahrhaftigkeit eines gläubigen Lebens will ich dort oben ringen, in einer Landschaft, deren Ernst mich anspricht, und wo eine kleine alte Kirche mich in diesem Sommer wunderbar angezogen hat. Ob ich diesem einsamen Leben gewachsen sein werde, weiß ich nicht, aber ich will und muß es wohl einmal versuchen.¹⁰

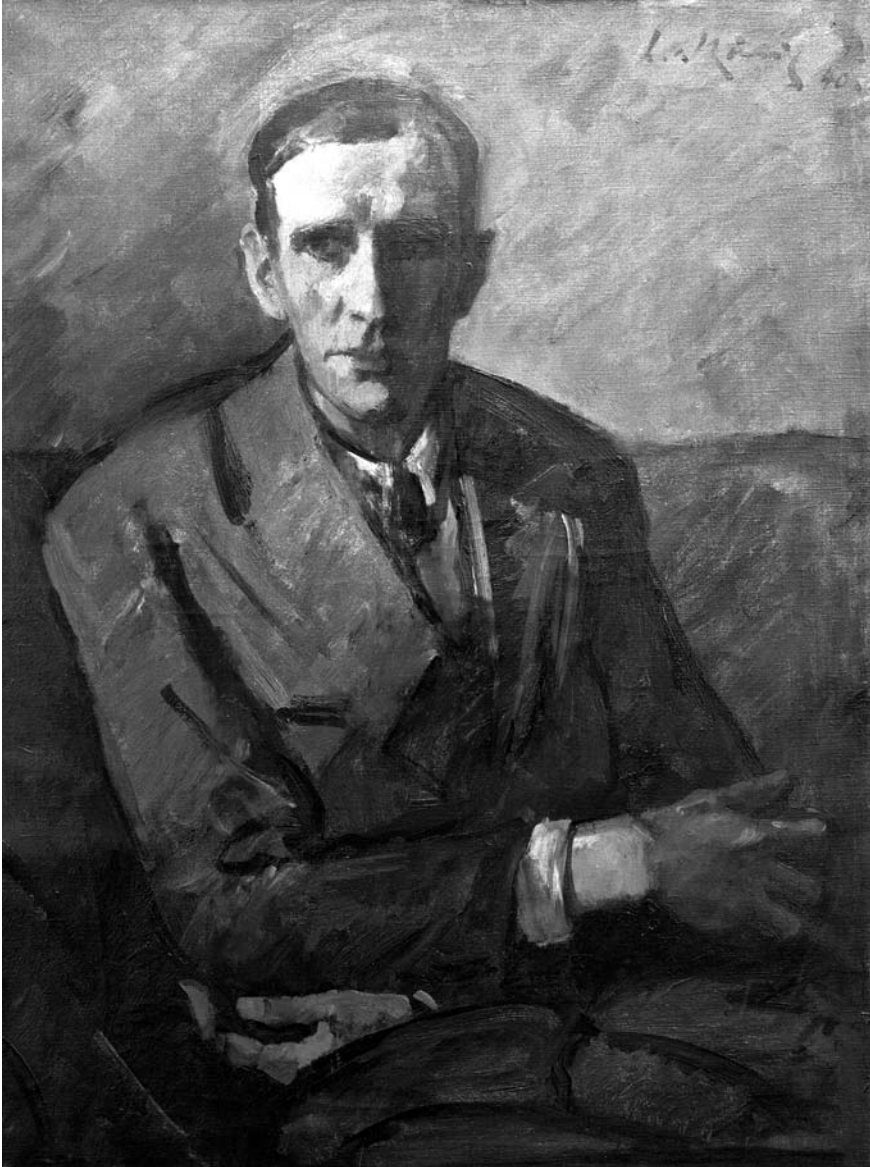
6 Reinhold Schneider an Heinrich von Schweinichen, 19.5.1947, zitiert nach Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 139.

7 Vgl. Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 138.

8 Ebd.

9 Vgl. Hans Sarkowicz/Alf Mentzer (Hrsg.): Schriftsteller im Nationalsozialismus. Ein Lexikon, Berlin 2011, S. 536.

10 Reinhold Schneider an Leo von König, 19.8.1937, zitiert nach Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 111.



1940 malte Leo von König (1871–1944) dieses Gemälde seines Freundes Reinhold Schneider.

Zwar hat der gebürtige Karlsruher in der Einsamkeit der gebirgigen und bewaldeten Landschaft seiner badischen Heimat den katholischen Glauben aus Kindertagen, von dem er sich entfernt hatte, neu verinnerlichen können, aber zu einem monastischen Leben fühlte er sich nicht berufen. Und

so gab er Hinterzarten im April 1938 zugunsten der Schwarzwälder Hauptstadt auf. „Ob man es wahrhaben will oder nicht, man gehört der Öffentlichkeit“, zitiert Jochen Klepper den Freund Schneider in seinem Tagebuch. Er ahnte, dass Schneiders „Flucht“ in den Süden „völlig vergeblich“ war und behielt Recht.¹¹ Schneiders erhoffter Rückzug in die *vita contemplativa* gelang nicht. Stattdessen reiste er durch das Land, nach Italien und Frankreich, besuchte Gleichgesinnte und Freunde, denen er bei gemeinsamen Abenden aus seinen oppositionellen Texten vorlas, knüpfte über seinen Freund Karl Ludwig Freiherr von Guttenberg, für dessen dezidiert monarchistische Zeitschrift *Die weißen Blätter* er fleißig schrieb, Kontakte zur Kreisauer Widerstandsgruppe und machte Bekanntschaft mit dem eng vernetzten katholischen Milieu Freiburgs. Im Bewusstsein, dass ihm seine Veröffentlichungsmöglichkeiten jederzeit entzogen werden konnten, intensivierte er seine schriftstellerische Arbeit, die sich zunehmend dem wiederentdeckten christlichen Ethos verpflichtete und sich gleichsam zu einem pastoralen Auftrag entwickelte. An den befreundeten Maler Heinrich Graf Luckner schrieb er am 12. Januar 1939:

Ach, ich schreibe ja nicht für die Nachwelt, auch verlange ich wirklich nicht von ihr, daß sie sich mit mir beschäftigt; auch ich denke ja einmal aller Beschäftigung enthoben zu sein. Aber der Mitwelt möchte ich gerne ein Wort sagen, das ihr ein wenig hilft, und es werden nur solche Worte helfen, die aus Schicksalen kommen und sie bezeugen.¹²

In eindrücklicher Weise manifestierte sich dieses helfende Wort in der ersten größeren Veröffentlichung seiner Freiburger Zeit,¹³ der im Dezember 1940 erschienenen Aufsatzsammlung *Macht und Gnade. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte*. Der vom Insel Verlag – dessen Leiter, Anton Kippenberg, ein Freund Schneiders war – herausgegebene Band erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit, war nach kürzester Zeit vergriffen und hatte knapp 80 000 Nachbestellungen, die eine zweite Auflage notwendig machten. Die literarischen Porträts, Essays, Landschaftsbilder und historischen Erzählungen galten jedoch nicht nur dem Trost und der Erbauung, sondern sollten angesichts der Gewaltherrschaft, des Krieges und des Völkermordes auch mahnen. So legte Schneider beispielsweise seinem bekannten Helden, dem Dominikanermönch Las Casas in der als literarisches Vexier-

11 Jochen Klepper: *Unter dem Schatten Deiner Flügel*. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932 – 1942, hrsg. von Hildegart Klepper, Stuttgart 1983, S. 747.

12 Reinhold Schneider an Heinrich Graf Luckner, 12.1.1939, zitiert nach Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 122.

13 Vgl. Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 127.

bild angelegten Erzählung *Schuld und Sühne der Konquistadoren* den Richteranspruch gegen die das Volk der Indios unterdrückenden und mordenden Eroberer in den Mund:

Wehe aber dem Volke, das seinen Auftrag verfehlt! All seine Macht ist falsche Münze, seine Hoheit schon verfallen; es wird untergehen, keine Spur seiner Herrlichkeit wird bleiben.¹⁴

Dem aufmerksamen Leser konnten die Analogien zu den Verbrechen der eigenen Zeit nicht verborgen bleiben. Schneiders Leserschaft war groß und sein Sammelband „verbreitete sich im Schneeballverfahren auf improvisierten Vertriebskanälen“.¹⁵ So häuften sich in der Mercystraße 2 nicht nur die „Besuche“ der Gestapo, sondern nach dem angesichts der rigiden Zensur des Nazistaates erstaunlichen Bucherfolg auch die des Briefträgers, der so oft Post abzuliefern hatte, dass zwischen ihm und Schneider sogar ein freundschaftliches Verhältnis entstand.

Lange standen die vielen Briefe „in Koffern neben meinem Arbeitsofen“, erinnert sich der Autobiograph Schneider,

ich konnte sie nicht mehr aufbewahren, nachdem die Besuche der Gestapo sich wiederholten. Ich konnte sie auch leider nicht mehr beantworten, endlich nicht mehr lesen [...], es war ein unerschöpfliches Fluten und Kommen.¹⁶

Etliche Briefe erreichten Schneider erst nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ – oft auf Umwegen:

Sagen Sie Herrn Schneider, daß sein Buch *Der Kreuzweg* mir von Herrn Domprobst Donders ins KZ geschickt worden sei, daß ich ihn im Strohsack immer versteckt gehalten habe und daß er von einer Baracke zur andern gewandert ist, von einem Häftling zum andern. Ich kannte ganze Stücke schon auswendig.¹⁷

14 Reinhold Schneider: *Schuld und Sühne der Conquistadoren*, in: ders.: *Macht und Gnade. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte*, Wiesbaden 1946, S. 175.

15 Hans Maier: *Nach fünfzig Jahren. Zu Reinhold Schneiders Leben und Werk*, in: Michael Albus/Thomas Herkert (Hrsg.): *Macht und Gewissen – Christentum und Menschenrechte in Europa. Zum 50. Todestag Reinhold Schneiders*, Freiburg 2008, S. 18.

16 Schneider, *Verhüllter Tag* (wie Anm. 2), S. 144. Heute befinden sich die über tausend Briefe im Karlsruher Reinhold-Schneider-Archiv der Badischen Landesbibliothek.

17 Nauda Herbermann an Reinhold Schneider, 24.3.1942, zitiert nach Schmitt/Scherer, *Reinhold Schneider* (wie Anm. 5), S. 137.

schreibt die Publizistin und ehemalige Schriftleiterin der katholischen Zeitschrift *Der Gal*, Nauda Herbermann, im März 1946 an den Herder-Verlag.

Gelesen wurde Schneider, dessen Name mittlerweile zum Codewort eines dem System gegenüber wenn nicht oppositionellen, so doch nonkonformen Gesinnungsbekennnisses geworden war, jedoch auch bei den Treffen der Studentengruppe um die Geschwister Scholl. Einige Mitglieder der *Weißten Rose* tippten Schneiders Sonette eigenhändig ab, verteilten sie unter Gleichgesinnte oder schrieben sie in ihre Tagebücher. So beispielsweise auch der im April 1943 zum Tode verurteilte Willi Graf, dessen Entschluss für den Widerstand von der Schneiderlektüre begleitet wurde. Am 2. Februar 1940 bekennt er seiner Verlobten Marita Herfeldt:

Es ist eigentümlich, welche überragende Bedeutung Schneider für uns gewonnen hat, er ist wohl einer der ganz wenigen Menschen, die uns Wesentliches zu sagen haben.¹⁸

Den Dienst als „geistlicher Sanitäter“ und moralischer Mentor gab der weltanschauliche Dissident auch 1941, als ihm die Publikationserlaubnis entzogen wurde, nicht auf. Die Möglichkeit, seine Arbeit fortzuführen, hatte er dabei maßgeblich seinem Freiburger Freundeskreis zu verdanken. Zu diesem gehörten neben dem Direktor des Caritasverbandes Heinrich Höfler, dem Religionsphilosophen Bernhart Welte, dem Historiker Johannes Spörl und dem Theologen Hubert Seemann auch der Publizist Karl Färber, der als Zentrum dieses Kreises den Spitznamen „Fürst“ oder „Onkel“ führte.¹⁹ Später sollte aus dem „Karl-Färber-Kreis“ der „Reinhold-Schneider-Kreis“ werden, traf man sich doch zunehmend in der Mercystraße 2, um „Don Ronaldos“ alias Reinhold Schneiders Vorträgen und Lesungen zu lauschen. Der Wein und die Diskussion rahmten die Zusammenkünfte.

18 Zitiert nach Peter Steinbach: Distanz – eine bändigende Kraft, in: Babette Stadie (Hrsg.): Die Macht der Wahrheit. Reinhold Schneiders „Gedenkwort zum 20. Juli“ in Reaktionen von Hinterbliebenen des Widerstandes, Berlin 2008, S. 40.

19 Vgl. Ekkehard Blattmann: Reinhold Schneiders Ideenlaboratorium. Notate aus dem Freiburger Kreis um Karl Färber und Reinhold Schneider, in: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich, Berlin 2007, S. 267–302, hier S. 270; Peter Steinbach: Reinhold Schneider (1903–1958) – Bekenntnis eines Widerständigen zum Widerstand, in: Angela Borgstedt/Sibylle Thelen/Reinhold Weber (Hrsg.): Mut bewiesen. Widerstandsbiographien aus dem Südwesten, Stuttgart 2017, S. 399–410.



Reinhold Schneider in seinem Arbeitszimmer in der Mercystraße 2. Der Kachelofen, der sich mittlerweile als Dauerleihgabe in der Stadtbibliothek Baden-Baden befindet, diente dem Schriftsteller oftmals als Schreibtisch.

Für den zur Melancholie neigenden Schneider war es eine Oase der Heiterkeit; der Ernst der Lage geriet allerdings selten gänzlich in Vergessenheit. Hier lernte er den Benediktinermönch Ludwig Winterswyl kennen, der, begeistert von Schneiders katholischer Lyrik, Kontakt zum Alsatia-Verlag im benachbarten Colmar herstellte und damit eine neue Schaffens- und Wirkungsphase des christlichen Autors einläutete. Der Papiergroßhändler Heinrich von Schweinichen, der Leiter des Alsatia-Verlags Joseph Rossé und der für die Distribution verantwortliche Heinrich Höfler bildeten die wichtigsten Knotenpunkte eines Netzwerks, das die Lücken des gelenkten Literaturbetriebs fand und sie für sich zu nutzen wusste. Mit einer Gesamtauflage von mehr als einer Million wurden etliche Kleinschriften gedruckt. Darunter befinden sich auch immer wieder Sonette mit regimekritischen Untertönen. Laut werden sie vor allem dort, wo das Signalwort „Wahn“, ein Topos konservativer Zeitkritik, dominiert. So findet sich in der 1944 illegal publizierten Sonettensammlung *Die Waffen des Lichts* ein Gedicht, das eigentlich auf die Olympischen Spiele von 1936 und die diese begleitende Propaganda verfasst wurde: *Nun baut der Wahn*.²⁰ Die Brisanz und Schärfe dieser 14 Zeilen, die in einer entscheidenden Gewissensfrage kulminieren, hatte in den letzten Jahren deutlich zugenommen:

Nun baut der Wahn die tönernen Paläste
Und lässt sein Zeichen in die Straßen rammen:
Er treibt das blindverwirrte Volk zusammen
Vom Lärm zum Lärme und vom Fest zum Feste.

Schon reißt der höllische Schwarm verruchter Gäste
Die Letzten mit, die besserer Art entstammen,
Und tanzend in des Hasses grellen Flammen,
Entweihn sie noch der Toten arme Reste.
Jetzt ist die Zeit, das Kreuz des Herrn zu lieben
Und auszufüllen jeden unsrer Tage
Mit Opfern und Verzicht und heißen Bitten.
Es wird das Wahnreich über Nacht zerrieben
Und furchtbar treffen uns des Richters Frage,
Ob Stund' um Stunde wir Sein Reich erstritten.

Angelehnt an den ersten Vers des ersten Terzetts und mit der Gewissheit, dass ihm der Verlag in Colmar neue Wirkungsmöglichkeiten eröffnete, betonte Schneider 1942 in einem Brief an Graf Luckner: „Jetzt ist meine

20 Vgl. Pirmin Meier: Zeugenschaft als geistiger Widerstand. Schneiders letztes Sonett in Guttenbergs Zeitschrift *Die weissen Blätter*, in: Ralf Schuster (Hrsg.): *Zur Lyrik Reinhold Schneiders*. Passau 2011, S. 73.

Zeit, die Zeit, für die ich geboren bin.“²¹ *Jetzt ist des Heiligen Zeit* lautet auch der Titel eines weiteren, bereits 1943 in Colmar illegal gedruckten Sonettbändchens. Einige der hier erschienenen Gedichte sollten später von Kessels in den Krakauer Band aufgenommen werden. Darunter fiel auch das programmatische Sonett *Kunst und Wahrheit*, in dem Schneider – dem Schreibverbot trotzend – seiner johanneischen Berufung, vor allem in der ersten und dritten Strophe, poetischen Ausdruck verlieh:

Allein der Wahrheit Stimme will ich sein;
 Was Menschen nicht erdichtet und erfahren,
 Das möcht' ich treu im Erdenstreite wahren,
 Um seinetwillen ist die Stunde mein.
 [...]

 So breitet sich die Macht gesandten Lichtes
 In Bildern aus, das Wort wird sie ergreifen,
 Wenn Wort und Wahrheit tief im Leben gründen.

Die Verschränkung von Wahrheit, Leben und Kunst war für den aus einem tief verwurzelten katholischen Wertebewusstsein Schreibenden nicht nur das Gebot der Stunde, sondern entsprach seiner grundsätzlichen Welt- und Geisteshaltung, die er auch nach 1945 als entschiedener Pazifist und Kritiker der Wiederbewaffnungsideen fortführte. Für viele wurde er damit zu einem „aus der Mode gekommen[en]“²² Autor. Zumindest „nimmt er in der Geschichte der deutschen Literatur eine repräsentative Randstellung ein“.²³ Darüber hinaus gilt er aber als „Zeuge des christlichen Gewissens“,²⁴ wie es der oppositionelle Studentenseelsorger und Freiburger Erzbischof Hermann Schäufele in seinem Gedenkwort am 9. April 1958 ausdrückte. Schäufele war auch derjenige, der den regelmäßigen Kirchgänger Schneider im Januar 1944 dazu anregte, ein Sonett auf den Freiburger Münsterturm zu verfassen. Bilder poetisch einzufangen und sie zu Symbolen zu verdichten,²⁵ zeichnete Schneiders lyrisches Werk aus. Dass seine neue Heimatstadt dafür ab und

21 Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 134.

22 Michael Braun: Das tragische Lebensgefühl. Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Reinhold Schneider, in: Deutschlandfunk, 13.5.2003 (www.deutschlandfunk.de/das-tragische-lebensgefuehl-zum-100-geburtstag-des-700.de.html?dram:article_id=80886, Zugriff am 1.6.2018).

23 Ebd.

24 Schmitt/Scherer, Reinhold Schneider (wie Anm. 5), S. 273.

25 Vgl. Christoph Perels: Nachwort, in: Reinhold Schneider. Gesammelte Werke, Bd. 5, hrsg. von Edwin Maria Landau, Frankfurt/M. 1981, S. 407–425, hier S. 417.

an Modell stehen musste, lag nahe. Für den einst nationalkonservativ Gesinnten wurde sie zum Vaterland *en miniature*:

Das Wort *Nation* ist für mich jeden Sinnes bar: eine deutsche Fahne sagt mir nichts. Nur die der badischen Heimat war mir noch ehrwürdig, in der hellen Glut ihrer Farben Ausdruck der Landschaft und ihres unterirdischen Feuers,²⁶

bekannt er in seiner Autobiographie.

Als er im Januar 1944 sein bekanntes Freiburger Sonett verfasste, konnte er nichts von der prophetischen Aussagekraft ahnen, die den Anfangsversen der Strophen innewohnte und sich zehn Monate später, im November, beim verheerenden Luftangriff auf Freiburg geltend machen sollte. Nahezu unberührt ragte der Münsterturm mitten aus der zerbombten Stadt heraus und ging als „Wunder von Freiburg“ in die Geschichte ein. Für den damals 41-jährigen Schneider, der im April 1938 in der Schwarzwälder Hauptstadt ein neues Zuhause gefunden hatte, war der Sakralbau mit dem vielleicht „schönsten Turm der Christenheit“,²⁷ wie sich Jacob Burkhardt einst geäußert hatte, nicht nur der Ort der regelmäßig besuchten Messe, sondern vor allem das Symbol christlicher Widerständigkeit, das in bezeichnender Weise auf sein eigenes Leben und Wirken verwies.

Der Turm des Freiburger Münsters

Steh' unerschüttert herrlich im Gemüte,
Du großer Beter glaubensmächtiger Zeit!
Wie Dich verklärt des Tages Herrlichkeit,
Wenn längst des Tages Herrlichkeit verglühte.
So will ich bitten, daß ich treulich hüte
Das Heilige, das Du ausstrahlst in den Streit,
Und will ein Turm sein in der Dunkelheit,
Des Lichtes Träger, das der Welt erblühte.
Und sollt' ich fallen in dem großen Sturm,
So sei's zum Opfer, daß noch Türme ragen
Und daß mein Volk der Wahrheit Fackel werde.
Du wirst nicht fallen, mein geliebter Turm.
Doch wenn des Richters Blitze Dich zerschlagen,
Steig' in Gebeten kühner aus der Erde!

26 Schneider, *Verhüllter Tag* (wie Anm. 2), S. 159.

27 Zitiert nach Emil Spath: *Das Tor zum Leben: Die Hauptportalhalle des Freiburger Münsters*, Lindenberg 2004, S. 28.

Louis-Ferdinand Céline und die Vichy-Regierung in Sigmaringen

[W]as für ein pittoresker Aufenthalt! ... als wäre man in einer Operette ... ein höchst gelungenes Bühnenbild ... Sie hätten dort Soprane und leichte Tenöre erwartet ... und fürs Echo war der ganze Wald da! ... zehn, zwanzig bewaldete Berge! der Schwarzwald, Tannenforste, Wasserfälle ... die Hochfläche, die Bühne, die Stadt, so hübsch poliert, rosa, grün, ein bisschen Bonbonfarbe, Kneipen, Gasthöfe, Läden, alles verschoben wie für eine „Inszenierung“ ... alles im „Bochebarockstil“ und „Weißen Rößl“ ... man hört dabei schon das Orchester!¹

Sigmaringen als Bühnenbild einer Operette: so präsentiert der französische Schriftsteller und Arzt Louis-Ferdinand Céline seinem Leser die Stadt; so mag sie einem französischen Touristen beim ersten Anblick erscheinen. Dennoch spielte sich da im Jahre 1944 keine lustige Operette ab. Céline schreibt übrigens Sigmaringen mit einem „e“, („Siegmaringen“),² denn der Sieg des „Dritten Reichs“ war die verzweifelte Hoffnung der von der Rache ihrer Mitbürger im befreiten Frankreich bedrohten Kollaborateure, die acht Monate lang in dieser pittoresken Landschaft ein trauriges Leben fristeten.

Von September 1944 bis April 1945 wurde das Vichy-Regime samt der Pariser „Ultra“-Kollaboration, die sich gänzlich den deutschen Interessen verpflichteten, in Sigmaringen untergebracht. Die an der oberen Donau gelegene Kreisstadt avancierte damit gleichsam zum Regierungssitz des *État français*, der seit seiner Gründung im Juli 1940 beschlossen hatte, mit den nationalsozialistischen Besatzern zu kollaborieren. Angesichts der von den Alliierten bereits anerkannten Regierung de Gaulles wollten die Nazis bei ihrem Rückzug aus Frankreich die Legitimität einer französischen Staatsregierung unter deutscher Herrschaft wahren. Das württembergische Sigmaringen, fern von der Front gelegen und von den Bombardierungen der Alliierten verschont geblieben, bot sich mit seinem Schloss als idealer Zufluchtsort an. Der Fürst Ho-

1 Louis-Ferdinand Céline: Von einem Schloß zum andern, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 123. Im Folgenden im Text unmittelbar mit der Seitenzahl nachgewiesen.

2 Sigmaringen wird in der deutschen Übersetzung durchgehend richtig geschrieben.

henzollern, des Verrats verdächtigt, wurde in „Schutzhaft“ genommen und musste am Morgen des 9. Septembers 1944 das Schloss verlassen,³ das von nun an, zusammen mit dem Prinzenbau als Hauptverwaltung (heute das Staatsarchiv Sigmaringen), für exterritorial erklärt wurde. Die „Regierungsdelegation zur Verteidigung der französischen Interessen in Deutschland“, so der neue Name der Regierung, entsprach aber einer Staatsregierung nur zum Schein, denn der Staatsoberhaupt Marschall Philippe Pétain, der buchstäblich aus seinem Amtssitz Vichy entführt worden war, betrachtete sich als Gefangenen der Deutschen und verweigerte samt einiger seiner Minister den Dienst. Der Zusammenbruch des Reichs besiegelte das Ende der Vichy-Regierung. Am 22. April 1945 zog die französische Befreiungsarmee in Sigmaringen ein.

Nachdem diese klägliche Episode die Gerichte gegen Kollaboration in Frankreich beschäftigt hatte, geriet sie bis in die 1950er-Jahre hinein in Vergessenheit. 1954 veröffentlichten Général de Gaulle seine *Mémoires de Guerre*, der Historiker Robert Aron *L'Histoire de Vichy* und Philippe Noguères, Pétains Rechtsanwalt, *Sigmaringen, la dernière étape*. Um diese Zeit lebte Céline im Pariser Vorort Meudon, verrufen, Arzt ohne Patienten und erfolgloser Schriftsteller geworden. So beschloss er, *seine* Sigmaringer Geschichte zu erzählen. Célines autobiographischer Roman *D'un château l'autre (Von einem Schloß zum andern)* erschien 1957, wurde ein kommerzieller Erfolg und für den Autor ein literarisches Comeback.

Louis-Ferdinand Céline alias Dr. Destouches (Louis Destouches war sein eigentlicher Name und beide Identitäten erscheinen im Roman) bekleidete kein Amt in der Pariser Kollaboration, aber er genoss bei den französischen „Ultras“ ein enormes Prestige. Einmal als Autor des Bestsellers *Voyage au bout de la nuit (Reise ans Ende der Nacht)*, 1932 erschienen;⁴ dann als Verfasser antisemitischer Pamphlete, darunter 1937 *Bagatelles pour un massacre*, das von den Nationalsozialisten enthusiastisch aufgenommen und sofort unter dem Titel *Die Judenverschwörung in Frankreich* ins Deutsche übertragen wurde.⁵ 1942 und 1943 veranlasste er eine neue Auflage seiner Pamphlete – in einer Zeit, in der die Judenverfolgung in Frankreich in vollem Gange war.

3 Friedrich Viktor Fürst von Hohenzollern, Haupt der nach der Erbteilung im 16. Jahrhundert katholisch verbliebenen Linie der Hohenzollern, bezog das nahe Wilflinger Schloss, in dem nach Kriegsende Ernst Jünger wohnte.

4 *Reise ans Ende der Nacht* steht im Dezember 1938, wohl wegen seines nihilistisch-pazifistischen Inhalts, auf der Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums, allerdings wird nicht der Antisemit Louis-Ferdinand Céline, sondern Louis Destouches als Autor genannt.

5 Vgl. Christine Sautermeister: La traduction de *Bagatelles pour un massacre*, in: Actes du colloque international de Londres 1988, Tusson 1991, S. 209–223.



Céline in seinem Garten in Meudon, aufgenommen im Jahr 1955.

Diese Veröffentlichung war für sein weiteres Leben von folgenschwerer Bedeutung und lastet seitdem als ewiger Schandfleck auf ihm. 1943 beschloss Céline, der Deutschlands Niederlage voraussah, nach Dänemark zu fliehen, wo er schon 1942 einen Teil seines Vermögens deponiert hatte. Auch hatte er früh seitens der Résistance die üblichen kleinen Holzsärgе erhalten, die böse Rache versprachen. Im Juni 1944 verließ er Frankreich Richtung Dänemark. Der Weg führte über Deutschland.

Als Pétain in das Schloss Sigmaringen einzog, wollte Céline aber auf einem anderen Schloss, einem Gutshof in Kränzlin, in der Nähe von Neurruppin. Mit seiner Frau, seiner Katze Bébert und seinem Freund, dem Schauspieler Robert Le Vigan, war er vom Präsidenten der Reichsgesundheitskammer dorthin verbracht worden und wartete immer noch auf ein Visum für

Dänemark. Der Aufenthalt in Deutschland hatte sich als Falle erwiesen und nach kurzer Zeit wurde er aufgefordert, eine Arbeit anzunehmen, das heißt als Arzt in einer Fabrik in Rostock zu arbeiten. Da hörte er von dem Aufenthalt der Vichy-Regierung in Sigmaringen. Nach einigem Zögern wegen der Schwere der politischen Konsequenzen entschied er sich für das kleinere Übel: In Sigmaringen seien Bekannte und sogar Freunde, dort werde Französisch gesprochen und nicht weit sei die Schweiz, vielleicht eine Alternative zu Dänemark. Also bewarb er sich als Arzt in Sigmaringen und erschien dort Ende Oktober 1944.

Er bezog ein kleines Zimmer im von Flüchtlingen überfüllten Gasthof *Löwen*, das zugleich sein Sprechzimmer war. Auf einem Gaskocher desinfizierte er sein medizinisches Material und kochte sein Essen, jeweils in demselben Topf.⁶ Auf dem Gang gegenüber befand sich das WC, Anlass im Roman zu einer surrealen Szene, bei der dieses verstopfte WC plötzlich explodiert und den Gang wie die dort wartende Menge überschwemmt (S. 161). Ab 1. Dezember 1944 konnte er nachmittags die Praxis eines in die Wehrmacht eingezogenen deutschen Zahnarztes, Dr. Güntert, in der Fürst-Wilhelmstrasse 2 beziehen.⁷ Er hatte auch als Arzt jederzeit Zugang zum Schloss, wo er Bericht erstattete. Denn alle, Marschall und Minister, die mit Pétain passiven wie die aktiven Minister der neuen Regierung, logierten luxuriös auf verschiedenen Etagen im Schloss, während das „Fußvolk“ der Kollaborateure aus Angst vor Vergeltungsmaßnahmen in Frankreich in immer größerer Zahl nach Sigmaringen strömte. Im Schloss hat auch Dr. Destouches die Minister ärztlich betreut, zum Beispiel hat er das Magengeschwür des ehemaligen passiven Ministerpräsidenten Pierre Laval und die Halsschmerzen des amtierenden Arbeitsministers Marcel Déat behandelt. Pétain hatte seinen eigenen Arzt, Dr. Ménétrel.

So wie die Stadt gleicht auch im Roman das Schloss, der Stolz Sigmaringens, einer Theaterkulisse. „[U]nd der große Bluff: das Schloß! ... ein Theaterstück wie von der Stadt aufgeführt ... aus Stuck und Papiermaché!“ (S. 123). Céline hebt den künstlichen Charakter seiner Architektur hervor: „Stuck, Bastelei, Stilmischmasch, Türmchen, Kamine, Wasserspeier ... kaum zu glauben! ein Super-Hollywood!“ Auch hier trägt der Schein, denn das Schloss war einst „Horst, Wiege der stärksten Zucht von durchtriebenen Raubwölfen Europas“ (S. 124): Céline macht hier keinen Unterschied zwi-

6 Vgl. Paul Bonny: Interview, in: *Lettres des années noires*, hrsg. von Philippe Alméras, Paris 1994, S. 68.

7 Vgl. Otto H. Becker: *Nouvelles perspectives sur le gouvernement de Vichy et L.-F. Céline à Sigmaringen*, in: *Etudes Céliniennes* 3 (2007), S. 88–99, hier S. 97.

schen den kriegslustigen Hohenzollern Preußens und ihrer katholischen, ruhigeren Linie in Baden-Württemberg. Für ihn zeugt heute noch die luxuriöse museumsartige Innenausstattung von den Raubzügen. Eine kriegerische und blutige Geschichte setzt sich im Schloss weiter fort, da die Räume die Gäste Nazideutschlands beherbergen, das dieses aktuelle Kriegsinferno verschuldet hat. In Célines Anklage bürgen Fidelis, der Heilige Sigmaringens, zusammen mit dem preußischen Kaiser und Hermann Göring für eine immerwährende Gewalt: „Alle Epochen – von der Eiszeit über die Verengung des Donautals, den Tod des Drachens, den Sieg des Heiligen Fidelis bis zu Wilhelm II. und Göring.“ (S. 124).



Schloss Sigmaringen, aufgenommen in den 1930er-Jahren.

Nun wird das Schloss bald keine schützende Festung mehr sein, denn es wankt unter den unaufhörlichen Geschwadern der vorbeibrausenden Bomber der Alliierten und droht in die „wütende, reißende Donau“ (S. 134), wie Céline glauben machen möchte, zu stürzen. Ein Phantasma der Vernichtung⁸ ergreift den Erzähler: Die privilegierten Bewohner im Schloss werden

8 Vgl. Claudio Magris: *Danube*, Paris 1990, S. 64.

nicht entkommen. Céline fällt vernichtende Urteile über die „hohen Herren, die Verwöhnten des Schlosses“ (S. 141), die egoistisch im Luxus leben, sich wie zur Zeit der Feudalität an ihre Privilegien klammern, immer noch glauben, eine Rolle spielen zu können und doch nur Marionetten eines Operettenregimes sind. So Pétain, „unser letzter französischer König ... Philipp der Letzte“ (S. 147), wie Céline ihn boshaft nennt. Mit seinen 16 Lebensmittelkarten⁹ bezieht er allein im Schloss eine ganze Etage und lebt immer noch mit der Vorstellung, Frankreich zu verkörpern, während seine Zeit vorbei ist. So der „Graf Brinon“, Chef der Delegation und Stellvertreter Pétains, bei dem Dr. Destouches täglich Bericht erstattet: „wieviel Grippefälle? schwangere Frauen? neue Krätzen?“ (S. 128). Als sich aber der Arzt über die seltsamen, zu häufigen Sterbefälle von Säuglingen im dreißig Kilometer entfernten Kloster Siessen (*Cissen* im Roman) beschwert, wo Familien von der französischen Miliz untergebracht sind,¹⁰ kann oder besser will Brinon nicht eingreifen:

Er hatte gar keine Lust mehr, sich in irgend etwas einzumischen, der Brinon ... weder für die Krätze ... noch für die Schanker ... noch für meine Tuberkulösen ... oder für die Gören von Cissen, die man mit Karotten umbrachte, oder gegen meinen blödsinnigen Chirurgen ... er schien es zu genießen, nichts mehr zu tun ... (S. 168).

„Ultras“ der Kollaboration haben in ihren Memoiren ihre Enttäuschung über Célines kritische Distanz in Sigmaringen erwähnt.¹¹ So hat er anlässlich der Tagung der französischen Intellektuellen, die im November 1944 im Prinzenbau unter deutscher Leitung stattfand,¹² Aufsehen erregt, indem er die Gründung eines *Comité du Père Lachaise* statt eines literarischen Ausschusses vorschlug. Er fügte hinzu, dass er Sigmaringen als *banlieue de Katyn*¹³ (Vorort von Katyn) betrachtete – eine gewagte Äußerung in einer Zeit, in der jeglicher Defätismus schwer geahndet wurde. Wenn man seinem

9 Die Zahl ist etwas übertrieben. Es steht aber fest, dass Pétain mittags und abends ein dreigängiges Menü erhielt.

10 Vgl. Melanie Schmitt: Das Umsiedlungslager der volkdeutschen Mittelstelle im Kloster Siessen, Kreis Saulgau 1940–1945 [Ts.]. Diplomarbeit der Universität Mannheim, 2003.

11 Vgl. Jean Hérold-Paquis: *Des Illusions ... Désillusions! ... Mémoires de Jean Hérold-Paquis*, Paris 1948, S. 246 f.

12 Karl Epting, der ehemalige Leiter des Deutschen Instituts in Paris, war extra von Berlin angereist.

13 In Katyn wurden 1940 4400 gefangene Polen, größtenteils Offiziere, ermordet. Der Massenmord, von den Sowjets begangen, wurde lange dem Naziregime angelastet.

Freund, dem Schriftsteller Lucien Rebatet, glauben darf, konnte nur Céline dank seines Prestiges so waghalsig reden.¹⁴ Tatsache bleibt, dass sein Name nie in der Sigmaringer Tageszeitung *La France* erschien, obgleich die Journalisten bei jeder Sigmaringer Veranstaltung die anwesenden Persönlichkeiten zu nennen pflegten – ein Zeichen, dass er bei den „Ultras“ in Sigmaringen nicht besonders beliebt war. Célines Teilnahme am mondänen Sigmaringer Leben blieb passiv im Gegensatz zu anderen Intellektuellen und Politikern, die auch in *La France* ihre Artikel veröffentlichten. Der ehemalige Erziehungsminister Abel Bonnard sowie Marcel Déat berichten über Célines Pessimismus.¹⁵ Seine Distanz zur Politik wird im Roman beispielsweise in der Beschreibung des Lokals der Partei Jacques Doriot¹⁶ anschaulich: Dieses Lokal dient nur, so Céline, als Zuflucht für jene, die „vor Hunger, Alter und Tuberkulose und Kälte [...] und auch Krebs“ (S. 283), todkrank sind, auch wenn angesichts der bevorstehenden Machtergreifung Doriot die Beitritte zu seiner Partei zunehmen.

Célines Sigmaringer „Chronik“ erzählt auch von Elend und Enttäuschung der Franzosen aus dem Volk, die hungern und unter den unhygienischen Lebensverhältnissen leiden. Krätze und Tuberkulose waren wiederholt anzutreffen. Die über Sigmaringen brausenden Bombergeschwader werden als ständige Geräuschkulisse beschrieben; bekanntlich soll sich die Bedrohung ab Februar 1945 so intensiviert haben, dass die Bevölkerung Schutz in den Kellern des Schlosses suchen musste.¹⁷ Céline dramatisiert das Geschehen bis zur Aussichtslosigkeit:

Es kommt ein Augenblick, schließlich und endlich, wo dieses ständige dröhnende, grollende Karussell, das Gedonnere der „Festungen“ über den Dächern ... dieses blödsinnige Gebrumme einen traurig stimmt ... ja! ... ganz melancholisch wird man, beklommen ... [...] unter dem Karussell der R.A.F. gibt's keine Minuten zum Nachdenken! ... Sirenen! ... Pfeifen! ... Und dann Salven! [...] Dieser ganze Betrieb über den Wolken! Looping! Looping! bis unten ... bis zur Straße ... und Kreiselei!

14 Vgl. Lucien Rebatet: *Mémoires d'un fasciste*, Paris 1976, S. 223.

15 Vgl. Abel Bonnard: *A Sigmaringen*, in: Dominique de Roux/Michel Beaujour/Michel Thélia (Hrsg.): *Cahiers de l'Herne*. L.-F. Céline, Paris 1972, S. 252; vgl. auch Marcel Déat: *Mémoires politiques*, Paris 1989, S. 897–898.

16 Jacques Doriot, der Chef der radikalfaschistischen Partei P.P.F. (Parti Populaire Français) sollte im Februar 1945 die Führung der Delegation übernehmen. Er starb jedoch am 22. Februar 1945, als sein Wagen von britischen Fliegern beschossen wurde.

17 Vgl. Déat, *Mémoires* (wie Anm. 15), S. 930–931; vgl. auch Marcel Déat: *Journal de guerre*, Eintrag vom 22., 25. und 27. Februar 1945 [Ms.], in: *Archives Nationales*, F7 15342.

... und hinauf! ... und ununterbrochen! ... da kriegt man eine unwiderstehliche Lust nach Hause zurückzukehren! ... aber man hat kein „Zuhause“ mehr! ah, *not to be! be!* man sitzt in der Klemme! ... im Schraubstock! ... (S. 199).

Ende Januar 1945 lebten mehr als 2000 französische Kollaborateure in Sigmaringen, zum Teil ohne richtige Unterkunft, und dies in einem besonders strengen Winter: „Sigmaringen: eine Art ‚Wrackhafen Europas‘ [...] ich meine das ganze Nest, die Gräben, die Straßen und der Bahnhof“ (S. 283).

Der Bahnhof Sigmaringen war zu dieser Zeit ein wichtiger Knotenpunkt. Da verkehrten militärische Truppentransporte mit Proviant, für Hungernde willkommen; da staute sich die hierher strömende Masse der Kollaborateure, die von der Miliz kontrolliert wurden, bevor sie definitiv aufgenommen werden durften. Der Andrang war so groß, dass Baracken vor dem Bahnhof unter den Gärten des Prinzenbaus zur Verfügung gestellt wurden, um die überfüllten Wartesäle zu entlasten.¹⁸ Dr. Destouches hat Wartende untersucht, die einfach auf dem nackten Boden saßen.¹⁹ Im Roman ist der Bahnhof der Ort, wo sich die Menge abreagiert, Orgien werden im Wartesaal um ein Klavier beim Gesang von Lili Marlen gefeiert. Der Arzt, dem der Dienst dort obliegt, versteht einerseits die Umstände, fürchtet andererseits aber um die Gesundheit seiner Patientinnen:

[Ich] dachte an meine schwangeren Frauen, um das Klavier herum und überall auf den Sofas! ... sie fraßen sich voll und das übrige war ihnen scheißegal! ... [...] Würste, Bier, Gulasch! ... Sowas konnte ich Ihnen nicht geben! (S. 187)

Hinzu kamen französische Arbeiterinnen, „die von Berlin herunterströmten, von überall, von allen Fabriken nach Sigmaringen! ... damit Pétain ihnen hülf! ... zum Fressen auch natürlich!“ (S. 189). Auch alte Frauen tauchten auf, die man von der Wohlfahrt im Prinzenbau vertrieben hatte, die aber immer wieder nach Sigmaringen zurückfuhren:

[D]a waren Alte mit Söhnen irgendwo ... L.V.F., Polen, Schlesien, Kriegsmarine ... die wurden einfach rausgeschmissen, und wie! aber nach Bomben auf den Gleisen kamen sie wieder zurück ... [...] für die älteren Damen stellte Pétain Frankreich dar, ganz einfach. (S. 191 f.)

Céline prangert ein Operettenregime an, das gegen das Leid seiner bedürftigen Anhänger taub bleibt. Er zeigt wie viele Franzosen sich von Illusionen nähren, indem sie sich an Pétain wie an ihren Retter klammern. Einige glauben an den Sieg Deutschlands, den das Reich immer noch verkündet

18 Vgl. Maximilian Schaitel: Tagebuch, S. 43 [Ts.], in: Staatsarchiv Sigmaringen, n° 1126068A.

19 Vgl. Bonny, Interview (wie Anm. 6), S. 68.

und den *La France* täglich durch ihre euphorische Titelseite bestätigt. Die Skeptischeren hoffen, in die Schweiz zu fliehen. So auch Céline, der, nachdem er offiziell am 22. Januar 1945 einen Antrag auf ein Visum an die Schweizer Regierung ohne Erfolg gestellt hatte, mehrmals versuchte, illegal in die Schweiz zu kommen.²⁰ Diese Versuche verschweigt zwar der Erzähler, er beschwört sie aber in der tragikomischen Szene des Sonderkommisars Papillon (französisch Schmetterling), der an der Grenze verhaftet, in Ketten eingewickelt „wie ein großes Paket“ (S. 205), in den Gang des Hotel Löwen geworfen wird. Papillon wird dann von der Gestapo übernommen und verschwindet am Ende des Gangs im ominösen Zimmer 36, einem Verlies für alle Aufsässigen. Dorthin schickt der Chef der Gestapo seine orientalische Frau mit ihren beiden knurrenden, zähnefletschenden Doggen. Diese verführerische „Hexe“ mit Peitsche, eine Erfindung des Schriftstellers, versinnbildlicht die Perversion der Repression.

Die Deutschen verhalten sich im Roman überhaupt feindselig, sie fühlen sich durch diese französischen Schmarotzer kompromittiert (vgl. S. 296) und sehen sich als Handlanger der Überwachung. Schutzpolizisten kontrollieren ständig auf der Straße, am Bahnhof wüten brutale SA-Männer, als „Gorillas“ (S. 185) bezeichnet. Im Hotel *Löwen*, ein Stockwerk höher als Célines Kammer, besitzt der Chef der Gestapo zwei Zimmer: „der Kniff aller Polizisten, überall Büros zu haben, überall empfangen zu können“ (S. 171).²¹ In Wirklichkeit hatte Karl Boemelburg, der Chef der Gestapo, keine Doggen, sondern Wolfshunde, die ziemlich harmlos waren, und über seine Frau ist bisher nichts bekannt.²² Dennoch, als ein gewisser Dr. Schillemanns nach Sigmaringen kam, um Pétain anstelle von Dr. Ménétré zu betreuen, wurde er von Céline vor Boemelburg gewarnt, der gerade mit einem seiner Hunde an ihnen vorbeiging. Der Schriftsteller behauptete sogar, dass der Hund sich von Menschenfleisch ernähre.²³

Eine Akte des französischen Geheimdienstes berichtet über die psychotische Atmosphäre in Sigmaringen, wo jeder jeden verdächtigt, und dies auf jeder Stufe der Hierarchie.²⁴ Céline schreibt von Denunziationen, Verschwö-

20 Vgl. Frédéric Vitoux: *Une vie de Céline*, Paris 2005, S. 237.

21 Der Sitz der Gestapo befand sich in der Hedingerstraße 2. Marcel Déat erwähnt dennoch am 28. Dezember 1944 in seinem Tagebuch (wie Anm. 17) Boemelburg „im Löwen mit einer Bronchitis liegend“.

22 Vgl. Bonny, Interview (wie Anm. 6), S. 69.

23 Vgl. Gérard-Trinité Schillemanns: *Philippe Pétain, le prisonnier de Sigmaringen*. Paris 1965, S. 40.

24 Vgl. o. V.: *Activités des émigrés français à Sigmaringen*. Archives nationales, Paris 1945, S. 5.

rungen und Intrigen, denen er als Arzt ausgesetzt ist, so von einem verrückten Chirurgen, der in seinem Sprechzimmer operieren will; er berichtet, dass von ihm eine Abtreibung gefordert wird und erzählt von einer falschen Diagnose, die den Minister der Information, Jean Luchaire, zu Fall bringen soll.²⁵

Lucien Rebatet spricht über das generelle Misstrauen Célines, der überall in Sigmaringen Fallen witterte, und unterstellt ihm sogar Verfolgungswahn.²⁶ Im Roman wird der wegen seiner antisemitischen Pamphlete verrufene Autor Céline zum Sündenbock, auf den die Kollaborateure ihr eigenes Schuldgefühl abwälzen:

[I]ch war's, der aufgehängt werden sollte! bestimmt! ... sicher! ... aber nicht sie! sie nicht! ... [...] kein Judenfeind war übrigens mehr unter den 1142! ... kein einziger! (S. 247)

Die letzte Behauptung stimmt nicht ganz. Die Zeitung *La France* ist voll von antisemitischen Äußerungen: In dieser Hinsicht befand sich Céline in Sigmaringen in trauter Gesellschaft.

Die Mehrzahl der Literaturkritiker hält *Von einem Schloß zum andern* für ein Plädoyer Célines in eigener Sache. Inzwischen haben Historiker die wachsende Not der Kollaborateure in Sigmaringen mehrmals bestätigt. Gewiss, Übertreibung und Dramatisierung gehören zu Célines Schreibstrategien. Er provoziert den Leser, indem er das Leiden der Kollaborateure mit der Judenverfolgung vergleicht und letztere kräftig relativiert:

[G]anz nebenbei bemerkt, hat sich der Haß der Deutschen besonders gegen die „Kollaborateure“ gerichtet ... gar nicht so sehr gegen die Juden, die in London und New York so stark waren ... [...], sondern radikal gegen die „Kollabos“, den Dreck der Welt! und die da waren, schwächer als alle anderen, auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, vollkommen besiegt! ... (S. 129)

Nicht nur einmal stößt der Leser auf solch provokative, mitleidhaschende Entgleisungen. Auch stellt der Schriftsteller seinen Erzähler als isolierten Helden dar, der allein unter seinen exaltierten Mitbürgern nüchtern und einsichtig bleibt. Dies entspricht der Wahrheit nur zum Teil, denn Céline war in Wirklichkeit nicht so isoliert, wie der Roman vorgibt. So saß er morgens regelmäßig zum Schreiben in der größeren Wohnung seines Freundes, Paul Bonny, des Schweizer Übersetzers der deutschen Botschaft und Zensors der Zeitung *La France*;²⁷ so hat er öfters beim amtierenden Arbeitsminister

25 Von vielen Zeugen bestätigt, darunter Corinne Luchaire: *Ma drôle de vie*, Paris 2000, S. 173.

26 Vgl. Rebatet, *Mémoires* (wie Anm. 14), S. 119.

27 Vgl. Bonny, Interview (wie Anm. 6), S. 62 und S. 84.

Marcel Déat Kaffee getrunken oder sich bei der Gruppe um den Schriftsteller Lucien Rebatet durch seinen Witz und schwarzen Humor hervorgetan.²⁸

Unbestritten bleibt auf jeden Fall das medizinische Engagement des Dr. Destouches in Sigmaringen, das von allen bezeugt wird. Auch da muss erwähnt werden, dass er in Wirklichkeit nicht der einzige Arzt der Kolonie war, denn ihm zur Seite praktizierte ein Kollege, Dr. André Jacquot. Die Figur des einsamen Arztes im Roman ist eine Stilisierung, die mitten in einer verrückten und bedrohlichen Welt die wachsame Humanität eines Arztes hervorhebt, der unermüdlich im Einsatz ist:

Laval muß ich auch besuchen ... Zum Landrat auch gehen ... und auch, mein Gott, zum *Fidelis!* ... außerdem zu Madame Bonnard, 96 Jahre ... und noch drei! ... vier! ... fünf! ... sechs! ... Besuche am anderen Ende des Ortes! (S. 215)²⁹

Dr. Destouches-Céline eilt nicht nur von einem Kranken zum andern, er übernimmt soziale Aufgaben, verhindert fatale Strafmaßnahmen, streitet mit der Behörde, kämpft um jede Arznei mit dem misstrauischen deutschen Apotheker (vgl. S. 181 f.): Dieser beanstandete in Wirklichkeit, dass der Franzose viel zu oft seinen Kranken Morphium verabreichte. Morphium war aber wertvoll und den Verletzten im Krankenhaus vorbehalten.³⁰ Der französische Arzt hatte einen Krankenpfleger bei sich, Germinal Chamoin, der Medikamente von Konstanz oder vom Krankenhaus Reutlingen zu beschaffen versuchte.³¹ Dr. Destouches soll auch mehrmals im deutschen Krankenhaus in Sigmaringen wegen der Aufnahme eines Schwerkranken vorgespochen haben: Im Roman bettelt er um jede Hilfe seitens der Deutschen umsonst (S. 288, 296).

Von einem Schloß zum andern stellt im Werk Célines eine Hommage an den Beruf des Arztes dar, der jederzeit das Leid zu lindern bereit ist und sich an alle Kranken ohne Diskriminierung richtet. Die Sigmaringer Episode im Roman endet mit dem nächtlichen Gang des Dr. Destouches zu einer gebärenden deutschen Frau, die aus Ostpreußen geflüchtet war (vgl. S. 330).

Am 16. März 1945 schreibt der Arbeitsminister Marcel Déat in seinem Tagebuch, dass Céline und Dr. Jacquot nach Italien fliehen wollen. Am

28 Vgl. Rebatet, *Mémoires* (wie Anm. 14), S. 219–220.

29 Frau Pauline Bonnard, die Mutter des Ministers Abel Bonnard, liegt auf dem Sigmaringer Friedhof begraben. Das Kloster Fidelis fungierte damals zugleich als Krankenhaus, Kinderkrippe und Heim, besonders für ehemalige Polizisten der Vichy-Regierung.

30 Vgl. Christine Sautermeister: *Louis-Ferdinand Céline à Sigmaringen*, Paris 2013, S. 177 f.

31 François Gibault: *Céline, Cavalier de l'Apocalypse 1944–1961*, Paris 1985, S. 71.

22. März aber reiste Céline nach Dänemark: Das Visum war endlich gekommen. Es bleibt heute noch ein Rätsel, wer es ausgestellt hat, denn etliche deutsche Persönlichkeiten nehmen diese Hilfeleistung für sich in Anspruch. Céline wurde mit seiner Frau und seiner Katze am Sigmaringer Bahnhof von den Freunden, darunter den ehemaligen Vichy-Ministern Abel Bonnard und Paul Marion, verabschiedet.

In Dänemark wurde Céline im Dezember 1945 auf Veranlassung der französischen Botschaft wegen Verrats verhaftet: Er sei unter anderem der Vichy-Regierung freiwillig nach Sigmaringen gefolgt. Er wurde aber nicht nach Frankreich ausgeliefert, denn Dänemark bestand auf einer genauen juristisch fundierten Klage. Dieser Aufschub der Auslieferung rettete ihm wohl das Leben; allerdings musste er mehr als 18 Monate in dänischer Haft verbringen. 1950 wurde er in Abwesenheit von einem französischen Gericht zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Nachdem er als Veteran des Ersten Weltkriegs amnestiert wurde, kehrte er 1951 nach Frankreich zurück.

Wie Alfred Döblin in Baden-Baden dem eigenen Buchtitel zum Opfer fiel

Der Anblick des erklärten Urzivilisten Alfred Döblin in französischer Uniform hat nicht wenige seiner ehemaligen Freunde und Schriftstellerkollegen mit Befremden erfüllt, als man sich nach Jahren des Exils und der Trennung im kriegsgezeichneten Deutschland wieder persönlich begegnete. Die verwunderten Reaktionen reichten von Bezeichnungen wie „französischer Major in Uniform“ mit „Döblins Gesicht“¹ bis hin zu „Spielzeug-Soldat“ in „Obersten-Uniform“.² Tatsächlich war Döblin häufig in militärischer Kleidung zu sehen, die er als (ziviler) Angehöriger der französischen Besatzungsregierung zur Abgrenzung von der deutschen Bevölkerung trug und die ihm schließlich die Bezeichnung *Der Oberst und der Dichter* eintrug, eben jenen Titel, den er einer seiner Schriften im Kontext der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gegeben hatte. Er selbst hatte sich Jahre zuvor einmal als „Arzt und Dichter“ bezeichnet, jetzt, mit 67 Jahren, sah er sich mit einer neuen Frage konfrontiert: „Als was bin ich wiedergekommen, als Dichter, als Franzose, als Beides?“³ Doch als er am 9. November 1945 nach zwölf Jahren des Exils, das er in der Schweiz, in Frankreich und in den USA verbracht hatte, als einer der ersten emigrierten Schriftsteller mit dem Zug aus Paris ins besiegte Deutschland zurückkehrte, hatte er sich ein klares Ziel gesetzt: „Ich möchte helfen.“⁴

Die rasche (Re-)Demokratisierung der deutschen Bevölkerung, eine Aufarbeitung des Nationalsozialismus und die Verbreitung der lange Zeit verbotenen und der im Exil entstandenen Werke deutscher und internationaler Schriftsteller war nicht allein ein persönliches Anliegen. Döblin, seit 1936

1 Günther Weisenborn: Alfred Döblins Rückkehr, in: Jahrbuch der Akademie der Künste in Hamburg (1964), S. 121–123, hier S. 121.

2 Irmgard Keuns (eher scherzhafte) Formulierung in einem Brief an Hermann Kesten, in: Irmgard Keun: Wenn wir alle gut wären, Köln 1983, S. 183.

3 Alfred Döblin: Tagebuch 1945–1946, in: Schriften zu Leben und Werk, hrsg. von Erich Kleinschmidt, Olten/Freiburg i. Br. 1986, S. 263.

4 Alfred Döblin: Schicksalsreise, hrsg. von Anthony W. Riley. Solothurn/Düsseldorf 1993, S. 309.

französischer Staatsbürger, reiste im Auftrag der französischen Militärbehörde ins Zentrum der französischen Besatzungszone nach Baden-Baden, um dort die *Direction de l'Education Publique* bei der sogenannten *Re-Education* der deutschen Bevölkerung mit der Herausgabe einer Zeitschrift für Kunst und Literatur und der Begutachtung der zum Druck vorgelegten Buchmanuskripte zu unterstützen. Auch galt es, die Kontakte zu Schriftstellerkollegen und Kulturschaffenden aus der Zeit vor 1933 und aus dem Exil mit dem Ziel zu nutzen, eine intellektuelle demokratische Öffentlichkeit wiederherzustellen und die Entwicklung eines freiheitlichen, literarischen Lebens in Deutschland voranzutreiben.

Döblin reiste ohne Begleitung. Seine Frau Erna, die noch sehr unter dem Eindruck des Exils stand und unter dem Verlust des Sohnes Wolfgang litt, dessen Todesnachricht die Familie soeben erst erhalten hatte,⁵ lehnte eine Rückkehr nach Deutschland zunächst strikt ab und blieb in Frankreich, ihrer ersten gemeinsamen Station nach der Rückkehr aus den USA. So betrat Döblin allein den Kurort Baden-Baden, der dem einstigen Berliner Großstädter wie eine „leblose Mittelstadt“⁶ erschien. Seine Koffer trug er selbst durch den Regen vom Bahnhof zum Hotel *Stephanie*, dem Sitz seiner Behörde und seines zukünftigen Arbeitsplatzes. Einen ersten Unterschlupf fand er schließlich in einem Zimmer der Pension *Bischof* am Römerplatz, einer unbeheizten, „einsamen Studentenbude“⁷ ohne Stuhl und Tischbeleuchtung.

Doch nicht allein die schwierigen Lebensumstände in der kriegsgezeichneten Stadt bereiteten dem „Heimkehrer“ Unbehagen. Beim Gang durch die Straßen erinnerte er sich an Angstträume während des Exils:

(Ich bin durch einen Zauber auf diesen Boden versetzt, ich sehe Nazis, sie kommen auf mich zu, fragen mich aus.) Ich fahre zusammen: man spricht neben mir Deutsch!⁸

Die Angst vor Verfolgung und die Befremdung angesichts des alltäglichen Gebrauchs der deutschen Sprache sind bezeichnend für die traumatischen Erfahrungen von Flucht und Exil. Doch die schwierige Aufgabe, eine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und den kulturellen Wiederauf-

5 Wie die Familie erst fünf Jahre nach dessen Tod erfuhr, hatte sich Wolfgang Döblin als Soldat der französischen Armee kurz vor deren Kapitulation in einer Scheune im Vogesendorf Housseras das Leben genommen, um einer Gefangennahme durch die Wehrmacht zu entgehen.

6 Alfred Döblin: *Journal*, in: *Schriften zu Leben und Werk* (wie Anm. 3), S. 384.

7 Alfred Döblin an Lion Feuchtwanger, 25.11.1945, in: *Briefe*. Bd. 1, hrsg. von Heinz Graber. Olten/Freiburg i. Br. 1970, S. 327.

8 Alfred Döblin: *Schicksalsreise* (wie Anm. 4), S. 308 f.



Ausweis und Passierschein Döblins mit der Berechtigung, als „Chargé de Mission“ seine im Hotel Stephanie untergebrachte französische Dienststelle zu betreten (1947).

bau in Deutschland voranzutreiben, verlangte es, die Erinnerung an die persönlichen Empfindungen zurückzustellen. Schon bald registrierte Döblin die verschobene Wahrnehmungsstruktur, die sich der deutschen Bevölkerung in zwölf Jahren nationalsozialistischer Herrschaft eingeprägt hatte, berichtete von „Ahnungslosigkeit“ und „Desorientierung“:⁹

Die Menschen sind dieselben, die ich 1933 verließ [...]. Neu ist mir eine gewisse geistige Schwerfälligkeit. [...] Sie verfügen über ein kleines Repertoire an Vorstellungen, das man ihnen eingeprägt hat [...]. Sie sind verstört, gequält und wollen zufrieden gelassen sein.¹⁰

Die nationalsozialistische Propaganda, die Gleichschaltung der öffentlichen Meinung und der Institutionen habe bei den Deutschen das Unvermögen und den Unwillen, außerhalb eines vorgegebenen Schemas zu denken, hinterlassen, so die Diagnose des Arztes Döblin.¹¹ Vernunft und Geduld lautete

9 Alfred Döblin an Bertolt Brecht, 25.11.1945, in: Briefe (wie Anm. 7), S. 329.

10 Alfred Döblin: Schicksalsreise (wie Anm. 4), S. 321.

11 Vgl. Sabine Kyora: „Ich kannte die Deutschen“. Alfred Döblins Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Holocaust, in: Christine Maillard u. a. (Hrsg):

sein Rezept, vor allem aber Aufklärung, die zu betreiben sich jedoch schon bald als „ungeheuerliches Unterfangen“ erwies:

Wen auch immer ich sprach: er wußte nichts, er wußte von nichts, er leugnete, bemäntelte und verschwieg [...] vor diesen Leuten über Demokratie zu reden, war schwierig.¹²

notiert er rückblickend in seinem *Journal 1952/1953*. Noch beschwerlicher mag der Austausch über politische Themen für jemanden gewesen sein, der eine französische Uniform trug, denn die Folgen des Krieges, der Mangel an Lebensmitteln und Wohnraum wurde nicht selten den französischen „Okkupanten“ zugeschrieben. Die Versöhnung der Kriegsgegner als wichtige Maßnahme der Friedenssicherung war unumgänglich, aber schwer. Im Kleinen Theater von Baden-Baden inszenierte Döblin eine Zeit lang deutsch-französische Begegnungsabende, sogenannte *Réunionen*, doch der „zündende Funke“¹³ blieb aus. Auch sein Bemühen, zusammen mit Schriftstellerkollegen eine „Aufklärungsgruppe“¹⁴ zu gründen, um mit ihr „gegen die gefährlichen Rückstände zu kämpfen“,¹⁵ misslang, nicht zuletzt wegen seiner umstrittener Rolle in der französischen Zensurbehörde und der grundlegenden Diskrepanz zwischen den Erfahrungen der emigrierten Autoren und denen, die in Deutschland geblieben waren. Auch der Verband südwestdeutscher Autoren, den er zusammen mit dem Kulturrat der Stadt Baden-Baden gründete, blieb in Döblins Augen zu „provinziell“, um eine „Kampfposition gegen das nazistische Übel“ einnehmen zu können.¹⁶

Persönlichen Kontakt unterhielt er mit dem in Baden-Baden wohnenden Schriftsteller Otto Flake und dem Stadtchronisten Heinrich Berl sowie dessen Frau, an deren „reinste[m] Badisch“¹⁷ der Berliner Gefallen fand. Doch er versuchte nicht allein durch seine Kontakte auf regionaler Ebene das literarische Leben in Deutschland als wichtige Front im (Re-)Demokratisierungsprozess zu bündeln und wieder aufzubauen. Trotz der desaströsen Zustände bei der Postzustellung in den Besatzungszonen entfaltete er einen beachtlichen Briefwechsel. Von einem „Aufklärungsfeldzug“ ist schon im Monat sei-

Der Grenzgänger Alfred Döblin, 1940–1957, Bern 2006, S. 187–197, hier S. 189.

12 Döblin, *Journal* (wie Anm. 6), S. 385.

13 Ebd. S. 387.

14 Ebd. S. 394.

15 Ebd. S. 391.

16 Ebd. S. 394.

17 Ebd.



Alfred Döblin als „Assimilé“ in französischer Uniform, aufgenommen um 1946.

ner Ankunft in Baden-Baden in einem Brief an Kurt Karl Doberer die Rede, verbunden mit der Bitte, ihm

doch bald eine Liste (mit Adressen) der drüben residierenden Kollegen zu geben und zwar mit kleinen Notizen [...] was sie in der Emigration geschrieben ev. publiziert haben.

Er plane eine Zeitschrift, die „die heute lebende deutschspr[achige] Litteratur in einem größeren Rahmen wieder auf dem alten Boden vorführen“¹⁸ soll. Eine wahre Flut von Briefen wurde von Baden-Baden aus über den Kontinent und nach Übersee geschickt: Hermann Kesten, Lion Feuchtwanger, Salomon Friedländer, Johannes R. Becher, Gabriele Tergit, Bertolt Brecht, Anna Seghers und Ludwig Marcuse sind nur einige Namen, an die allein im ersten halben Jahr nach Döblins Ankunft in Baden-Baden meist gleich mehrere Briefe adressiert wurden, vor allem um für eine Mitarbeit bei der geplanten Zeitschrift zu werben.

Es war eine arbeitsreiche Zeit für Döblin, der sich neben der Planung der Zeitschrift ebenso um die erste Begutachtung eingehender Manuskripte kümmern musste – eine Arbeit, die ihm nur wenig Freude bereitete.¹⁹ Dennoch nahm die geplante Zeitschrift im fortschreitenden Jahr 1946 immer mehr Form an. In Anlehnung an die *Golden Gate Bridge* – das „Goldene Tor“ San Franciscos – und die dortige Gründung der Vereinten Nationen im Vorjahr erschien die Zeitschrift schließlich unter dem Titel *Das Goldene Tor*, „durch das Dichtung, Kunst und freie Gedanken ziehen“ und das „zugleich Symbol für die menschliche Freiheit und die Solidarität der Völker“²⁰ sei, so Döblin im Geleitwort. Im Einklang mit dem Titelblatt und seiner lichtmetaphorischen Darstellung der Aufklärung wurde der Dichter und Aufklärer Gotthold Ephraim Lessing zur Symbolfigur erklärt. Die Literatur könne als Aufklärungsmedium bei der Bewusstseinsbildung und der Vermittlung einer neuen Friedensethik und -ästhetik eine wichtige Rolle spielen, davon war Döblin überzeugt.²¹

Obwohl er auch einige junge Autoren wie Ernst Kreuder, Stephan Hermlin und Wolfgang Weyrauch in seiner Zeitschrift veröffentlichte, verfolgte er in erster Linie die Absicht, einer in Deutschland bisher ungehörten, weil

18 Alfred Döblin an Kurt Karl Doberer, 22.11.1945, in: Briefe. Bd. 2, hrsg. von Helmut F. Pfanner, Düsseldorf/Zürich 2001, S. 199.

19 Vgl. Döblin, Tagebuch 1945–1946 (wie Anm. 3), S. 259.

20 Alfred Döblin: Geleitwort, in: *Das Goldene Tor* 1,1 (1946), S. 3–6, hier S. 5.

21 Vgl. Pierre Kodjio Nenguie: Exil, Grenzgängertum und Provokation, in: Yvonne Wolf (Hrsg): Alfred Döblin zwischen Institution und Provokation, Bern 2007, S. 167–187, hier S. 167 und S. 175.

lange verbotenen und einer internationalen Literatur Gehör zu verschaffen und „die Tür für die, die man lange nicht hörte,“²² wieder zu öffnen. Dabei wurde auch um Verständnis für die schwierige Situation der Schriftsteller im Exil geworben, etwa durch die Veröffentlichung von Lion Feuchtwangers Artikel *Der Schriftsteller im Exil*. Mit literatur- und kunstkritischen Rubriken und Beiträgen sollte der Stand der deutschen Literatur nach 1945 kritisch hinterfragt und neu erfasst werden – eine Aufgabe, der sich Döblin mit seinem Essay *Die deutsche Utopie von 1933 und die Literatur* und mit der Broschüre *Die literarische Situation* auch selbst widmete. „Die Aufgabe eines Schriftstellers meiner Richtung ist die, die Augen zu öffnen, aufzurichten und Besseres für die Zukunft anzuregen“,²³ äußerte er sich in einem Radiointerview.

Döblin war mit einem Fundus an (unbekannten) Werken nach Deutschland zurückgekehrt, seine ersten (Neu-)Veröffentlichungen widmeten sich aber ganz der „Aufbauhilfe“ qua Literatur. „Für die Entrümmerung und das Abräumen im Geistigen haben wir die Instrumente des Urteils und der Kritik“,²⁴ so Döblin im Geleitwort seiner Zeitschrift. Da Kritik gerade bei den Deutschen zwangsläufig auch Selbstkritik bedeuten musste, nutzte er verschiedene Wege, um Gehör zu finden – ganz wörtlich mit seiner Sendung *Kritik der Zeit* im Südwestfunk,²⁵ aber auch literarisch, etwa mit seinem Zeitungsartikel *Die Fahrt ins Blaue*, der die „Euthanasie“-Morde am Beispiel einer Berliner Klinik zur Sprache brachte, oder mit der Broschüre *Der Nürnberger Lehrprozess*, die 1946 unter dem Pseudonym Hans Fiedeler erschien. In einem klaren, sachlichen Sprachstil verfolgte die Broschüre das Ziel, die Vorgänge und Ziele der Nürnberger Prozesse verständlich zu machen. Döblin sah „die persönliche Haftbarkeit und Verantwortung des Menschen für seine Taten“²⁶ nicht nur bei den Angeklagten. Stattdessen konstatierte er „zweierlei Schuld“:

Die, planmäßig ein Verbrechen begangen zu haben und die, eins zu ermöglichen und zuzulassen. Wir haben dies und jenes nicht gewollt und nicht gewußt. Aber es lag an uns zu wollen und zu wissen.²⁷

22 Alfred Döblin an Hermann Kesten, 24.11.1945, in: Briefe (wie Anm. 18), S. 201.

23 Alfred Döblin: Interview, 31.3.1946, in: *Kritik der Zeit*, hrsg. von Alexandra Birkert, Olten/Freiburg i. Br. 1992, S. 23.

24 Döblin, Geleitwort (wie Anm. 20), S. 6.

25 Von 1946 bis 1951 sendete der Südfunk Döblins rund fünfzehnminütige Sendereihe *Kritik der Zeit*.

26 Hans Fiedeler [d. i. Alfred Döblin]: *Der Nürnberger Lehrprozess*, Baden-Baden 1946, S. 15.

27 Ebd., S. 31.

Der Bericht richtet sich vor allem an diejenigen, „die das letzte Jahrzehnt in Deutschland verbracht haben“,²⁸ und ist auch aus der imaginierten Perspektive eines solchen geschrieben, da Döblin wohl befürchtete, dass eine Schrift über das sensible Thema der Anklage und Schuld aus der Feder eines Emigranten keine Anerkennung finden würde.

Um die moralische Haltung der Deutschen auch für die Zukunft zu stärken, hielt er eine ethisch verpflichtende Metaphysik als Fundament geistiger Werte und zukünftiger Politik für unerlässlich.²⁹ Sein *Re-Education*-Programm zielte neben den rationalen Aufklärungsmotiven auch auf eine moralische Erneuerung: „Es müssen feste Sicherungen, unantastbare Werte geschaffen werden“, so Döblin im Interview.³⁰

Eine Kollektivschuld lehnte Döblin ab und sah stattdessen jeden in der eigenen Verantwortung. Dennoch räumte er ein, dass „die Konzentration einer zu Deutschland gehörigen Geistes- und Willenshaltung“³¹ den Boden für die *deutsche Utopie von 1933* bereitet hatte. Neben den religiös motivierten Schriften wie dem Religionsgespräch *Der Unsterbliche Mensch* erschien mit *Der Oberst und der Dichter oder Das menschliche Herz* eine Schrift, die den Menschen eben jene gefährliche „Geistes- und Willenshaltung“ vor Augen führen sollte. Verkörpert wird sie durch die Figur des Obersts, eines von der nationalsozialistischen Ideologie und der Richtigkeit des Krieges überzeugten, ehemaligen Wehrmachtsoffiziers, der sich nun für seine Taten verantworten soll. Dass Zeitgenossen die titelgebenden Figuren der Erzählung schließlich zynisch zur biographischen Paraphrase benutzten, war Döblin nicht unbekannt. Als Reaktion auf einen Zeitungsartikel, in dem Döblin wohl nicht zum ersten Mal auf seine angebliche Funktion als „französischer Major und Kulturoffizier in Baden-Baden“³² reduziert wurde, erklärte er in einem Leserbrief an die Zeitung geduldig seinen (mittlerweile) ehemaligen Rang bei der französischen Militärbehörde und fügte nicht ohne hilflose Selbstironie hinzu:

Also wenn man sonst Witze macht über „Der Oberst und der Dichter“ (wie icke), so stimmt das nicht mehr, ich habe mich auf mein literarisches Altersteil zurückgezogen.³³

28 Ebd., S. 1

29 Vgl. Wilfried F. Schoeller: Alfred Döblin. Eine Biographie, München 2011, S. 680.

30 Döblin, Interview (wie Anm. 23), S. 24.

31 Döblin, Journal (wie Anm. 6), S. 389.

32 Karl Schnog: Wir verbrannten, in: Der Sonntag, 9.5.1948, S. 8.

33 Leserbrief von Alfred Döblin, in: Der Sonntag, 6.6.1948, S. 11.

Die nächsten Jahre verbrachte Döblin zunächst in Mainz, wo er zu den Gründungsmitgliedern der Akademie der Wissenschaften und der Literatur gehörte, bevor er Deutschland schließlich ein zweites Mal verließ. Frustriert über die restaurative Stimmung im Land und resigniert über die Schwierigkeiten, seine Schriften zu publizieren, kehrte er – „am Ende wieder Emigrant“³⁴ – 1953 zurück nach Frankreich. In Anbetracht der großen Aufgaben, die sich Döblin bei seiner Rückkehr vorgenommen hatte, ist in seinen rückblickenden Worten die Ernüchterung deutlich spürbar: „Ich habe getan, was ich konnte“, schreibt er im *Journal* 1952/53. „Es wird hier und da gewirkt haben.“³⁵

Vier Jahre später hielt sich Döblin noch ein letztes Mal im Südwesten Deutschlands auf, wo er einst seine Karriere als Arzt (und Schriftsteller) begonnen hatte und wohin er nun als pflegebedürftiger, von Alter und schwerer Krankheit gezeichneter Patient zurückkehrte. Nach einer Odyssee durch verschiedene Krankenhäuser und Pflegeheilstätten ließ er sich ins Psychiatrische Landeskrankenhaus Emmendingen verlegen. „Als Anstaltsarzt habe ich meine Laufbahn begonnen, so kann ich sie auch abschließen. Ich wähle Emmendingen“,³⁶ kommentierte er die Entscheidung gegenüber seiner Frau. Es sollte tatsächlich seine letzte Station sein. Nach einem dreiwöchigen Aufenthalt in der Klinik fand das bewegte Leben des Berliner Metropolitens in der badischen Kleinstadt nahe Freiburg sein Ende. Die letzte Ruhestätte fand Döblin jedoch weder in Berlin noch in Emmendingen, sondern auf eigenen Wunsch an der Seite seines verstorbenen Sohnes im kleinen Dorf Housseras in den französischen Vogesen.

34 Döblin an Annie und Max Hedinger, 6.9.1953, in: Briefe (wie Anm. 7), S. 465.

35 Döblin, *Journal* (wie Anm. 6), S. 390.

36 Erna Döblin an Harald Kohtz, in: Briefe (wie Anm. 7), S. 658.

Transit – Anna Seghers bei Curt Weller am Bodensee

Im September 1947 besuchte Anna Seghers Curt Weller, den Verleger ihres Romans *Transit*, und dessen Frau Gertrud am Bodensee. Gleich nach der Rückkehr schrieb sie ihrer Freundin Erika Friedländer nach Stockholm: „Meine Verlegerfreunde wohnen auf dem Land, ein Boeckchen wurde geschlachtet und ich bekam so viel Obst wie ich wollte.“¹ Der Besuch in Horn auf der Bodenseehalbinsel Höri war ein Arbeitsurlaub, in dem über Verlagsprojekte verhandelt wurde. Neben *Transit* bereitete Curt Weller die Veröffentlichung der kleinen Erzählung *Das Ende* vor. Es wurde auch über weitere, im Exil veröffentlichte Romane gesprochen: *Die Rettung* und *Der Kopflohn*. Und zugleich war der Besuch mehr, wie der Hinweis auf die bukolische Szenerie in Horn zeigt: ein kurzer Ruhepunkt im *Transitroman* ihrer Rückkehr nach Europa.

Im Januar 1947 war Anna Seghers von Mexiko aufgebrochen. Ihr Weg führte sie über New York und Stockholm Ende März nach Paris, wo ihr Sohn Pierre und ihre Tochter Ruth studierten. Am 22. April traf sie in Berlin ein. Sie wohnte für einige Tage im Hotel Adlon, bezog Anfang Mai das Hotel am Sandwerder 5 am Wannsee, eine provisorische Bleibe mit Blick auf den See, die sie im Herbst gegen zwei Zimmer in einer kleinen Pension in Berlin-Zehlendorf austauschte. Die Pension Obigt in der Argentinischen Allee 3 blieb bis 1950, ihrem Umzug in eine eigene Wohnung nach Berlin-Karlsborst, ihre Berliner Adresse. Anna Seghers ging nach Berlin zurück, weil sie hoffte, mit ihrem im Exil entstandenen Werk, mit neuen literarischen Texten, mit Essays und Reden zur antifaschistischen Aufklärung und humanistischen Neuorientierung der deutschen Leser beitragen zu können. Bereits 1946 war im Aufbau-Verlag *Das siebte Kreuz* erschienen. Am 10. Mai 1947 hielt sie eine Rede am Tag des Freien Buchs zur Erinnerung an die Bücherverbrennung 1933. Ende Mai wurde sie ins Präsidium des Kultur-

1 Anna Seghers an Erika Friedländer, 22.9.1947, in: Anna Seghers. Werkausgabe, Bd. 5.1.: Briefe 1924–1952, hrsg. von Christiane Zehl-Romero und Almut Giesecke, Berlin 2008, S. 244. Die Originalschreibweise wurde beibehalten.

bunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands gewählt und sie war Vizepräsidentin der einen Monat später gegründeten Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion. Im Juli 1947 verlieh ihr die Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt den Georg-Büchner-Preis. Auf Fahrten nach Mecklenburg und Sachsen, die sie mit Junglehrern und Bibliothekaren, vor allem mit Jugendlichen zusammenbrachten, erkundete sie den Alltag und die Versuche des gesellschaftlichen Neuanfangs im Osten. Und dennoch: Die Rückkehr nach Deutschland war keine Heimkehr. Zu stark waren die Eindrücke aus dem Leben in Mexiko, die Erinnerung an die Menschen und Freunde dort, und groß war der Unterschied zwischen dem Wunschbild Deutschland aus dem Exil und der deutschen Nachkriegswirklichkeit. Berlin erschien ihr kalt, die Menschen fremd und gleichgültig, abgestumpft durch den Hunger und die täglichen Entbehrungen. Die inneren Zerstörungen, die der Nationalsozialismus hinterlassen hatte, die Opfer unter den politischen Freunden und in der eigenen Familie – Anna Seghers Mutter wurde 1942 deportiert – wogen ebenso schwer, wenn nicht schwerer als die äußeren Zerstörungen der Ruinenstadt Berlin. Am 1. November 1947 schrieb Anna Seghers an ihre Freundin Lore Wolf in Frankfurt:

Das tiefe kindliche Heimatgefühl, das wir noch in Bellevue hatten, wo wir uns freuten, wenn ein Baum oder Haus so roch wie daheim, das hab ich nicht mehr. Es gibt zu viel andre Strecken der Welt, die ich lieb gewonnen habe. Damit will ich keine Treulosigkeit ausdrücken. Nur ist die Landschaft nicht mehr an meine Jugend gebunden, sie ist auch zu sehr an Grausamkeit gebunden an die Vernichtungen der liebsten Menschen meiner Jugend.²

Zu den Menschen, die dem Nationalsozialismus widerstanden und überlebt hatten, gehörte der Verleger und Freund Curt Weller.³ 1895 in Montreux als Sohn einer in der Hotellerie tätigen Familie geboren, hatte er am Ersten Weltkrieg als Flieger teilgenommen. Die Kriegserfahrung und eine schwere

2 Anna Seghers an Lore Wolf, 1.11.1947, in: ebd., S. 258.

3 Hierzu Manfred Bosch: Der Verleger Curt Weller, in: ders.: Hiergeblieben oder Heimat und andere Einbildungen. Essays, Porträts, Aufsätze und Reden aus zwanzig Jahren, Eggingen 1997, S. 129–145; Sabine Röttig: „In Anbetracht des über eine Autoren-Verleger-Beziehung hinausgehenden Kontaktes.“ Anna Seghers und der Curt Weller Verlag, in: Argonautenschiff 9 (2000), S. 249–258; zu Anna Seghers vgl. Christiane Zehl-Romero: Anna Seghers. Eine Biographie, Bd. 1: 1900–1947, Berlin 2000 und Bd. 2: 1947–1983, Berlin 2003; vgl. auch den einführenden Überblick von Helga Neumann: „Diese Visa-Frage ist im Moment die wichtigste Frage in unserem Leben“. Eine von vielen. Anna Seghers im Exil 1933–1947, in: Elisabeth Tietmeyer (Hrsg.): Einsichten in flüchtiges Leben, Heidelberg 2017, S. 70–79.

Verwundung machten ihn zum überzeugten Pazifisten. Nach einer Ausbildung als Verlagsbuchhändler in Leipzig gründete Curt Weller 1922 seinen eigenen Verlag und veröffentlichte Werke von Colette, Henri Barbusse, Charles-Ferdinand Ramuz. Zu seinen deutschen Gegenwartsautoren zählten Theodor Plievier und Erich Kästner, dessen ersten Gedichtband Curt Weller veröffentlichte. In der Wirtschaftskrise musste Weller seinen Verlag schließen. Er ging als Prokurist und Lektor an die Deutsche Verlags-Anstalt nach Stuttgart. Hier erschien, von Curt Weller lektoriert, Kästners Roman *Fabian*, hier machte er 1932 auch die Bekanntschaft mit Anna Seghers und hielt die Verbindung auch nach ihrer Flucht bei Besuchen in Paris aufrecht. 1933 verlor Curt Weller seine Stellung, weil er sich weigerte, in die NSDAP einzutreten. Offenbar gelang es ihm, seinen alten Leipziger Verlag wiederzubeleben und eine kunst- und naturgeschichtliche Reihe, die *Iris Bücher*, herauszugeben. Die sorgfältig edierten, großformatigen, mit farbigen Bildtafeln versehenen Bände standen in der Tradition des humanistischen Bildungsgedankens, schlossen die Naturwissenschaften ein und öffneten den Blick für außereuropäische Kulturen und Religionen wie den Buddhismus. Als Herausgeber hatte Weller den Schweizer Philosophen und Georg-Steiner-Schüler Hans Zbinden gewinnen können. Einführende und erläuternde Texte zu einzelnen Bänden schrieben Hermann Hesse und Ricarda Huch oder renommierte Wissenschaftler wie Adolf Portmann. Ricarda Huchs Vorwort zum 1937 erschienenen Band *Farbenfenster Großer Kathedralen des XII. und XIII. Jahrhunderts* liest sich wie ein Plädoyer für die Frankreich und Deutschland verbindenden kulturellen Traditionen und religiösen Werte.

Mitte der 1930er-Jahre zog Curt Weller an den Bodensee. Sein Haus in Horn, das er seit 1938 zusammen mit seiner Frau Gertrud bewohnte, wurde zum Treffpunkt von Malern wie Willi Baumeister, Anton Ackermann und Oskar Schlemmer, die als „entartete Künstler“ verfolgt und wie Curt Weller den Bodensee mit der offenen Grenze zur Schweiz als Refugium gewählt hatten. Aber auch dort geriet Weller in Konflikt mit den Behörden. 1937 wurde er wegen unterlassenen Hitlergrußes zu einer Geldstrafe verurteilt. 1942 verurteilte ihn ein Sondergericht in Konstanz wegen „Wehrkraftzersetzung“ zu einer einjährigen Gefängnisstrafe, die er in der Haftanstalt Rottweil abbüßte. Damit und dem 1943 erfolgten Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer war die ohnehin stark eingeschränkte Verlagstätigkeit zunächst beendet.

Nach dem Krieg gehörte Curt Weller gleich zu den ersten Verlegern im Süden Deutschlands. Im Dezember 1945 erhielt er von den französischen Besatzungsbehörden eine Verlagslizenz für Schöne Literatur, Bildende Kunst, Philosophie und Religionswissenschaften. Bei seinem verlegerischen

Neuanfang konnte Weller auf Exilautoren zurückgreifen, die er aus seiner Arbeit vor 1933 kannte und mit denen er, wie etwa mit Anna Seghers in Paris, in Verbindung geblieben war. Zu den ersten veröffentlichten Autoren gehörten Theodor Plievier und Robert Neumann. Auch zu Anna Seghers nahm er früh Kontakt auf. Die ersten Briefe nach und von Mexiko sind verloren gegangen. Es scheint aber sicher, dass Curt Weller im Dezember 1946 Anna Seghers einen Vertragsentwurf für den Roman *Transit* nach Mexiko übersandte, den sie aber zunächst nicht unterzeichnete, vermutlich auch deshalb, weil die Lizenzvergabe im Nachkriegsdeutschland und Europa kompliziert und schwer durchschaubar war. Für die USA und Südamerika, Westeuropa, die Osteuropäischen Länder und für die Sowjetunion galten unterschiedliche Lizenzen, die Anna Seghers noch von Mexiko vergeben hatte und durch ihre Agenten vertreten ließ. In Deutschland galten für jede der vier Besatzungszonen eigene Lizenzen, übergreifende Regelungen mussten vertraglich zwischen der Autorin und dem Verlag geregelt werden. Die Reise an den Bodensee sollte diese Fragen klären – für *Transit* und die Erzählung *Das Ende*, aber auch für spätere Projekte wie die Neuveröffentlichung der Exilromane *Die Rettung* und *Der Kopflohn*. Es hatte für das Jahr 1947 den Anschein, als ob der Verlag Curt Weller für die Westzonen dieselbe Rolle für Anna Seghers Werke übernehmen könnte wie der Aufbau-Verlag für die Ostzone, der bereits 1946 die erste deutsche Ausgabe des *Siebten Kreuzes* veröffentlicht und die Exilautorin damit im Nachkriegsdeutschland bekannt gemacht hatte.

Die Reise an den Bodensee hatte auch persönliche Gründe. Die nahe Grenze zur Schweiz ermöglichte Anna Seghers ein Treffen mit ihrer Schwägerin Lili Szondi, die mit ihrem Mann, dem Psychoanalytiker Leopold Szondi, das Lager Bergen-Belsen überlebt und 1944 Zuflucht in der Schweiz gefunden hatte. Sie gehörte wie ihr holländischer Freund Nico Rost, der in Dachau inhaftiert worden war, wie ihre Freundin Lore Wolf aus Frankfurt, die wegen Widerstands zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt worden war, ihre Mainzer Kinderfrau Katharina Schulz, die der Familie nach Paris gefolgt und nach der Okkupation nach Deutschland zurückgekehrt war, wie die nach Berlin, Prag und Budapest zurückgekehrten Freunde und Freundinnen aus dem französischen und mexikanischen Exil zum Netz von Überlebenden, dessen Fäden Anna Seghers in Briefen, Besuchen und Gesprächen knüpfte und das sie in der frostigen Atmosphäre Berlins am Leben hielt und ihr Vertrauen und Wärme vermittelte.

Zu diesem Kreis zählte für Anna Seghers auch Curt Weller. So war es kein Zufall, dass sie ihm die Veröffentlichung ihres ästhetisch avanciertesten, mit der literaturpolitischen Orthodoxie im Osten schwer verträg-

lichen Romans anvertraute. Der Roman *Transit* nimmt im Segher'schen Gesamtwerk eher eine Sonderstellung ein. Er ist zugleich Dokument und Fiktion, eine realistische Allegorie, die beschreibend und deutend das Leben im Exil mit der Deutung des Lebens als Exil verschränkt. Die Autorin erzählt ihre ganz persönliche Erfahrung von Flucht, Vertreibung und Widerstand in Marseille des Jahres 1940 vor dem Hintergrund der Geschichte und des kollektiven Schicksals historischer Wanderungen und Vertreibungen im Mittelmeerraum seit der Antike. Dabei schildert sie den Alltag in Marseille während der Okkupation und die Schutz und Rettung suchenden Menschen mit großer Unmittelbarkeit und Schärfe. Der fiktive Erzähler spricht am Schluss des Romans eine Einsicht der Autorin Anna Seghers aus:

Der Mont Vertoux hatte sich dicht gefüllt. In vielen Sprachen schlug sein Geschwätz an mein Ohr: von Schiffen, die nie mehr abgehen würden, von angekommenen, gescheiterten und gekaperten Schiffen, von Menschen, die in die Dienste der Engländer gehen wollten und in die Dienste de Gaulles, von Menschen, die wieder ins Lager zurück mussten, vielleicht auf Jahre, von Müttern, die ihre Kinder im Krieg verloren hatten, von Männern, die abfuhrten und ihre Frauen zurückließen. Uraltes frisches Hafengeschwätz, phönizisches und griechisches, kretisches und jüdisches, etruskisches und römisches. – Ich habe damals zum ersten mal alles ernst bedacht: Vergangenheit und Zukunft, einander gleich und ebenbürtig an Undurchsichtigkeit, und auch den Zustand, den man auf Konsulaten Transit nennt und in der gewöhnlichen Sprache Gegenwart.⁴

Erste Notizen zum Roman hatte Anna Seghers in den Cafés von Marseille gemacht. Auf der Überfahrt nach Martinique auf der *Paul Lemerle* im Mai 1941 erzählte sie ihren Kindern Pierre und Ruth anekdotische Szenen und Geschichten, die in den Roman Eingang fanden. Das Manuskript stellte sie zwischen September 1941 und Mai 1943 in Mexiko fertig. Der Exilverlag *El libro libre*, der bereits Bücher von Heinrich Mann und Lion Feuchtwanger publiziert hatte, lehnte eine Veröffentlichung ab. So erschien *Transit* zuerst im Mai 1944 in englischer Übersetzung beim Verlag *Little, Brown and Company* in Boston, der bereits das *Siebte Kreuz* veröffentlicht hatte. Im selben Jahr erschien eine spanische Ausgabe im Verlag *Nuevo Mundo* in Mexiko. 1945 übernahm ein Londoner Verlag die englischsprachige Ausgabe aus Boston. 1947 erschien in der *Bibliothèque Francaise* die von Anna Seghers Freundin

4 Anna Seghers: *Transit*, in: Anna Seghers. Werkausgabe, Bd. 1.5, hrsg. von Helen Fehervary und Bernhard Spies, Berlin 2001, S. 273; vgl. Lutz Winckler: Eine Chronik des Exils. Erinnerungsarbeit in Anna Seghers *Transit*, in: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch*, Bd. 28: Gedächtnis des Exils. Formen der Erinnerung, München 2010, S. 194–210.

Jeanne Stern übersetzte französische Ausgabe.⁵ Die Rechte für die deutsche Ausgabe von *Transit* besaß Fritz Landshoff, den Anna Seghers aus Berlin, Amsterdam und New York kannte. Der Querido Verlag, dessen deutschsprachige Abteilung Fritz Landshoff im Exil leitete und hier den *Kopflohn* und *Die Rettung* veröffentlichte, arbeitete nach dem Krieg wieder in Amsterdam, geriet aber in finanzielle Schwierigkeiten, und so konnte Landshoff seinen vertraglichen Verpflichtungen nicht nachkommen. Die freigewordenen Rechte an einer deutschen Ausgabe von *Transit* übertrug Anna Seghers an Curt Weller. Dies geschah vermutlich in einer brieflichen Übereinkunft.

Der Besuch am Bodensee im September 1947 sollte der rechtlichen Klärung und Vorbereitung des Vertrags dienen. Auch wenn der Vertrag schließlich erst mehr als ein Jahr später, im Februar 1949, von Anna Seghers unterzeichnet wurde⁶, war offenbar ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens entstanden, das es Curt Weller ermöglichte, Druck und Veröffentlichung von *Transit* vorzubereiten. Der in der *Berliner Zeitung* zwischen 3. August und 7. November 1947 erschienene Fortsetzungsabdruck des Romans trug bereits das Copyright „Curt Weller“. Als Buch erschien *Transit* in Wellers Konstanzer Verlag im November 1948. In einem Brief vom 7. Dezember 1948 bestätigte Anna Seghers den Empfang von vier Belegexemplaren.⁷ In einem weiteren Brief bittet sie Curt Weller um die Versendung von Geschenkexemplaren an ihre Schwägerin Lili Szondi in Zürich, an ihren Sohn Pierre Radványi in Paris, an Georg Lukács in Budapest und den Kulturdezernenten von Mainz, Michael Oppenheim⁸. Aufmachung und Druck des Buches gefielen ihr – nur gegen die Umschlagzeichnung Curth Georg Beckers, eines Konstanzer Malerfreundes Curt Wellers, die den Marseiller Hafen zeigt, hatte sie schon früh Einwände geäußert. Sie fand die Darstellung oberflächlich und illustrativ, die schriftlich (alphabetisch teilweise unkorrekt) eingezeichneten Orte der Internierung und des Exils er-

5 Zur Text- und Veröffentlichungsgeschichte Silvia Schlenstedt: Kommentar zu *Transit*, in: Anna Seghers (wie Anm. 4), S. 311–364, hier S. 338 ff.

6 Anna Seghers an Curt Weller, 4.2.1949, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 337 f.

7 Anna Seghers an Curt Weller, 7.12.1948, in: ebd., S. 331 f.

8 Anna Seghers an Curt Weller, 22.12.1948, in: Anna Seghers Archiv, Akademie der Künste Berlin, ASA 1680 (künftig zitiert als ASA 1680). Der Abdruck der Zitate aus unveröffentlichten Briefen von Anna Seghers erfolgt mit Genehmigung von Pierre Radványi und dem Aufbau-Verlag Berlin. Ursula Barthelmeß-Weller danke ich für die Gespräche in Berlin und die Erlaubnis, aus dem unveröffentlichten Nachlass ihres Vaters Curt Weller und ihres Bruders Peter Weller zu zitieren und die Abbildungen im Text abzudrucken.

schiene ihr zufällig.⁹ Bis zum 31. Dezember 1949 wurden laut Auskunft des Verlags 5787 Exemplare im Westen und 3635 Exemplare im Osten Deutschlands verkauft, im ersten Halbjahr 1950 kamen noch einmal 906 Exemplare im Westen dazu.¹⁰ Das war etwas mehr als die Hälfte der Auflage von 18 000 Exemplaren.¹¹

Der Verkauf des Romans verlief schleppend. Einer der Gründe war eine Krise des westdeutschen Verlagswesens. Die Währungsreform hatte die Nachfrage nach Büchern absinken lassen und das Kaufinteresse auf die neu angebotenen Konsum- und Gebrauchsgüter gelenkt: „Kein Mensch kauft (höchstens Schlagsahne, aber Bücher schon gar nicht), alles hofft, in einiger Zeit vorteilhafter kaufen zu können“,¹² schrieb Curt Weller in seinem Brief vom 9. Mai 1949 an Seghers. Die Krise zwang ihn zu Sparmaßnahmen. Er verlegte sein Verlagsbüro in sein Haus in Horn. Curt Weller hatte seinen Verlag als gesamtdeutschen Verlag geplant. Seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten erklärten sich auch daraus, dass die beiden seit 1948 bestehenden deutschen Währungen nicht konvertibel waren. 1950 bezifferte er sein ostdeutsches Guthaben auf insgesamt 47 337,20 DM-Ost.¹³ Seine Bemühungen um eine Transferierung des Guthabens hatten keinen Erfolg. Die wirtschaftlichen Probleme wurden durch einen literaturpolitischen Wandel verstärkt, der seinen Verlag besonders traf. Im Osten und Westen ging seit Ende der 1940er-Jahre das Interesse an Exilliteratur zurück. Der Wiederaufbau im Westen und der sozialistische Neuanfang im Osten Deutschlands lenkten alle Energien auf die Gegenwart und ließen die Erinnerungskultur und damit auch die Exilliteratur in den Hintergrund treten.

An *Transit* lässt sich dieser Wandel wie in einem Brennpunkt verfolgen. Am 2. Mai 1949 musste Curt Weller Anna Seghers mitteilen, dass die Büchergilde Gutenberg in Zürich ihr Angebot einer Lizenzausgabe zurückgezogen hatte.¹⁴ Die geplante Versendung von 3000 Rohexemplaren für eine Ausgabe in Österreich kam nicht zustande.¹⁵ Anfang 1950 verzichtete auch die deutsche Büchergilde Gutenberg in Berlin auf einen Nachdruck des Romans. Die Begründung, es handle sich „mehr um eine Zustandsschilderung als um ein wirklich kämpferisches und fortschrittliches

9 Anna Seghers an Curt Weller, 31.12.1948, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 312 f.

10 Curt Weller Verlag an Anna Seghers, 28.7.1950 (ASA 1680).

11 Curt Weller an Anna Seghers, 9.5.1949 (ASA 1680).

12 Ebd.

13 Curt Weller an Anna Seghers, 24.2.1950 (ASA 1680).

14 Curt Weller an Anna Seghers, 2.5.1950 (ASA 1680).

15 Curt Weller an Anna Seghers, 31.8.1950 (ASA 1680).



Anna Seghers „Transit“, 1948 im Curt Weller Verlag (Konstanz) erschienen. Umschlagzeichnung von Curth Georg Becker.

Buch“,¹⁶ musste Anna Seghers besonders treffen, weil sie von der eigenen Seite kam. Darin zeigten sich die Auswirkungen der neuen Literaturpolitik, die eine zukunftsgerichtete sozialistische Aufbau-literatur mit lösbaren Konflikten und positiven Helden forderte. Anna Seghers Reaktion war zurückhaltend: Sie verteidigte ihren Roman, zeigte aber Verständnis dafür, dass seine Veröffentlichung zurückgestellt wurde. In einem Brief an Curt Weller beklagt sie das Unverständnis „der bloeden Leute“, die „dieses arme Buch [...] nicht verstehen“, konzidiert aber, dass bei Verlagsentscheidungen wie der Büchergilde Gutenberg künstlerische und pädagogische Interessen abgewogen werden müssten:

Wenn man mich ehrlich fragen wuerde, muesste ich ehrlich antworten, dass ich Buecher geschrieben habe, die mir vielleicht kuenstlerisch weniger gefallen, die ich aber sicher paedagogisch für nuetzlicher halte.¹⁷

Anna Seghers deutete damit einen Konflikt an, der für die DDR-Literatur insgesamt, aber auch für ihr eigenes künftiges Werk bestimmend sein sollte. Auch wenn sie sich aus der gleichzeitig einsetzenden Formalismusdebatte, die eine Abkehr von der Avantgarde zu traditionellen Formen, zu einer Literatur mit positiven Helden und klarer sozialistischer Handlungsperspektive herauszuhalten versuchte und auf der künstlerischen Authentizität und Individualität des Schreibprozesses bestand, unterwarf sie sich dem pädagogischen Auftrag insoweit, als sie die offenen, auf Komplexität der Wahrnehmung des Erzählens angelegten Formen aus dem *Siebten Kreuz* und stärker noch in *Transit* nicht weiterentwickelte. Ihre Erzählungen über die sozialistischen Anfänge nahmen die Form didaktischer Parabeln an. In ihren Gegenwartsromanen zur DDR aus den 1950er- und 1960er-Jahren, *Die Entscheidung* und *Das Vertrauen*, griff sie auf Bauformen des realistischen Romans der Jahrhundertwende zurück, die auf Überschaubarkeit angelegt waren, aber der Widersprüchlichkeit der geschilderten Realität nicht gerecht wurden. Dies erschwerte den Zugang zu Anna Seghers Nachkriegswerk.

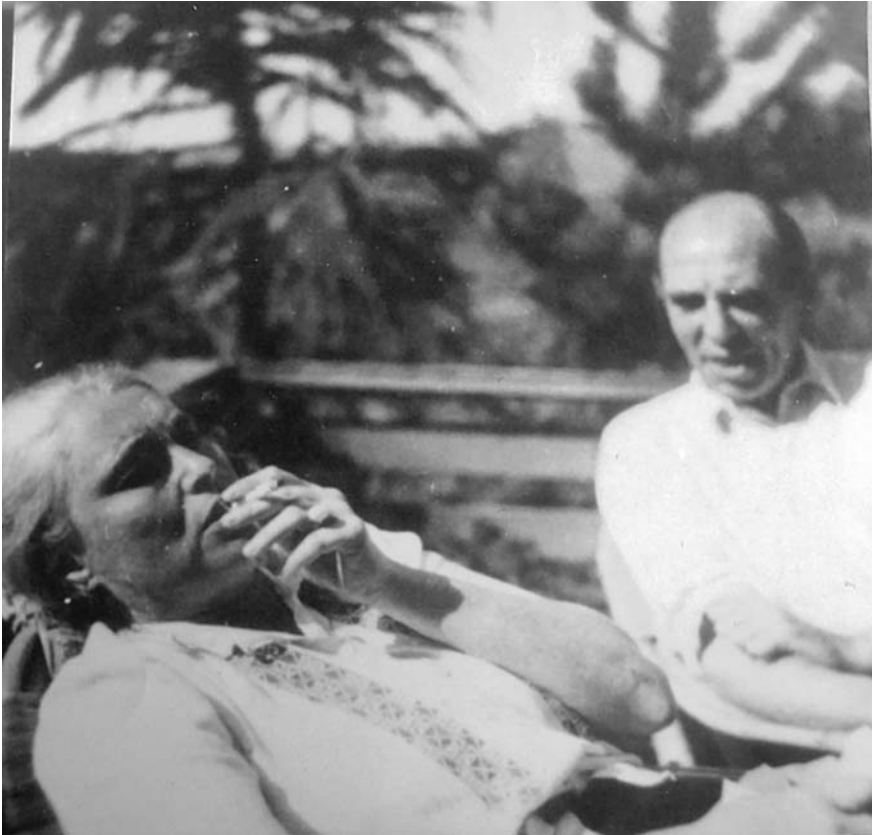
Im Frühjahr 1950 eröffnete Curt Weller ein Vergleichsverfahren. Die erfolglosen Verhandlungen mit den Gläubigern führten im August 1950 zum Konkurs des Verlags, bei dem Anna Seghers vermutlich den größten Teil ihres Honorarguthabens von 5481,11 DM-West und 3496,32 DM-Ost¹⁸ verlor. Die Rechte an *Transit* gingen an den Aufbau-Verlag, der den Roman 1951 in einer vergleichsweise geringen Auflage von 10 000 Exemplaren heraus-

16 Curt Weller an Anna Seghers, 3.2.1950 (ASA 1680).

17 Anna Seghers an Curt Weller, 1.5.1950, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 366 f.

18 Anna Seghers an Walter Oetting, 1.3.1950 (ASA 1680).

brachte. Schon vorher waren andere, von Anna Seghers und Curt Weller ins Auge gefassten Veröffentlichungsprojekte aufgegeben worden, so etwa die bereits 1948 angekündigte Neuauflage des im Exil erschienenen Romans *Die Rettung*. Auch zur Veröffentlichung von *Der Kopflohn*¹⁹ und der *Hochzeit von Haiti*²⁰ kam es nicht. Das Angebot Curt Wellers, eine Gesamtausgabe ihrer Werke zu machen, hatte Anna Seghers sehr bestimmt bereits 1948 abgelehnt.²¹



Anna Seghers und Curt Weller in Horn am Bodensee 1947.

19 Anna Seghers an Curt Weller, 28.5.1948, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 291–293.

20 Anna Seghers an Curt Weller, 22.12.1948 (ASA 1680).

21 Anna Seghers an Curt Weller, 1.6.1948 (ASA 1680).

Anna Seghers verlor einen Verleger, die Freundschaft zwischen ihr und Curt und Gertrud Weller blieb aber bestehen. Welch prägenden Eindruck der Besuch in Horn bei Anna Seghers hinterlassen hatte, ist ihrem Brief an Katharina Schulz vom 16. Dezember 1947, noch unter dem frischen Eindruck der Reise an den Bodensee, zu entnehmen. Katharina Schulz hatte den Wunsch geäußert, wieder wie in Mainz und Paris bei Anna Seghers und ihrer Familie zu arbeiten. Anna Seghers schilderte ihr ihre provisorische Situation in Berlin mit der in aller Welt zerstreuten Familie und verwies sie auf die Familie Weller:

Gleichzeitig mit Deinem Brief kam ein Brief von Curt Weller, in dem er um Deine Adresse bittet. Er sprach schon, wie ich kurz bei ihm war, von einem Plan, ob er Dich nicht fragen kann, ob Du nicht sein Haus betreuen willst wie damals unseres. Damit meinte er einen Menschen, den sie gern haben und zu dem sie Vertrauen haben und der sich wohl bei ihnen fuehlt. Und der ihnen ein Freund ist wie sie ihm. Ich habe keine Ahnung, wie Du darueber denkst. Seine Frau ist sehr lieb. Du wirst lachen, wenn ich sage, sie hat viel mehr gute Eigenschaften als ich. Sie versteht das Leben auf dem Land sehr gut, die Kinder sind lieb und alles ist ein reizendes Leben auf dem Land.²²

Wieder ist hier, wie schon im eingangs zitierten Brief an Erika Friedländer, von einer ländlichen Idylle die Rede, von einem natürlichen Schutzraum fern von Berlin, einem Ort freundschaftlicher Nähe mit vertrauten Menschen. In einem ihrer Briefe aus demselben Jahr 1947 an ihren Vetter Sally Cramer nach London hatte sie für ihre Situation das schöne und zugleich beunruhigende Bild von „Dornroschen, ganz eingeschlossen in lauter Dornen“ gefunden.²³ Die Dornen, so kann man das Bild interpretieren, schützen die Träumende und sie isolieren sie gleichzeitig von der Außenwelt, halten sie gefangen. Für das Erwachen aus dem Traum wünscht Anna Seghers sich einen offenen Raum, der sie schützt und in dem sie leben, literarisch arbeiten und zugleich nach außen wirken und eingreifen kann. Der intensive Briefwechsel der Jahre 1947 und 1948 mit den Freunden und Freundinnen in Stockholm – Erika Friedländer und über sie mit Laszlo Radványi in Mexiko –, in Prag – Gisela und Egon Erwin Kisch, Lenka Reinerová –, Georg Lukács in Budapest und Lore Wolf in Frankfurt sind das dichte äußere Netz. Die wenigen Freunde in Berlin – unter ihnen Jürgen Kuczynski, Jeanne und Kurt Stern –, die Besuche bei ihren Kindern Pierre und Ruth in der „zweiten Heimat“ Paris – zwischen 1947 und 1949 fährt

22 Anna Seghers an Katharina Schulz, 16.12.1947, in: Anna Seghers Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 263.

23 Anna Seghers an Sally Cramer, 31.7.1947, in: ebd., S. 233.

Anna Seghers siebenmal für jeweils mehrere Wochen dorthin – bilden den inneren Kern dieses Schutzraums. Dazu kommen 1948 und 1949 Reisen in die von ihr zum Wunschland verklärte Sowjetunion, 1951 nach China. Dieser geträumte und gelebte Schutzraum begleitete Anna Seghers bei ihren ersten Beobachtungen in Deutschland: ihren Eindrücken im zerstörten Berlin mit seinen „stumpf[en]“ und „verdummt[en] Menschen“,²⁴ ihren Skizzen und Aufzeichnungen über jüdische Kinder in Lagern für *displaced persons*: *Das Kind und seine Puppe* (1947), die Situation in Berlin während der Blockade: *Passagiere der Luftbrücke* (1948), über die Bewohner des mecklenburgischen Dorfes Sülstorf, die teilnahmslos die Erschießung von Frauen eines Gefangenentransports nach Bergen-Belsen in den letzten Kriegstagen verfolgt hatten: *Das Dorf S. in Mecklenburg* (1947). Den Abdruck dieses Textes in der *Rhein-Neckar-Zeitung* (Heidelberg) am 13. September 1947 vermittelte Curt Weller.²⁵

Mit solchen Eindrücken verbanden sich ganz persönliche Erinnerungen und Erfahrungen, etwa wenn Anna Seghers am 20. Februar 1946 vom Tod ihrer Mutter berichtet: „Meine Mutter ist in einem Lager in Polen verschwunden.“ Und sie fährt fort: „Wie alle, habe ich sehr geliebte, sehr teure Menschen verloren.“²⁶ Oder wenn sie ihrem Vetter Sally Cramer und ihrer Freundin Irene With vom Schicksal ihres Freundes Philipp Schaeffer, der durch die Nationalsozialisten hingerichtet wurde, schreibt.²⁷ Ende August 1948 tagte der Weltkongress der Intellektuellen zur Verteidigung des Friedens in Wrocław, und Anna Seghers blieb anschließend mehrere Wochen in der Nähe von Warschau, besuchte das ehemalige Ghetto, fuhr nach Krakau und nach Auschwitz.²⁸ Es gibt keinen Bericht über ihre Eindrücke, nur einen kargen Hinweis auf den „Besuch bei den Lebenden und den Toten“. Dieser Hinweis findet sich in einem Brief von Anna Seghers an Curt Weller vom 22. Dezember 1948.²⁹ Er zeigt ein weiteres Mal, dass Curt Weller mit zu diesem Schutzraum gehörte.

Der briefliche Austausch reichte auf beiden Seiten immer über das Verlegerische hinaus. Curt Weller schrieb von seiner Lektüre des Dachauer Erin-

24 Anna Seghers an Erika Friedländer, 16.6.1947, in: ebd., S. 223–227.

25 Zehl-Romero, Anna Seghers. Eine Biographie, Bd. 2 (wie Anm. 3), S. 84 f.

26 Anna Seghers an Nico Rost, 20.2.1946, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 183.

27 Anna Seghers an Sally Cramer, 12.6.1947; Anna Seghers an Irene With, 24.9.1947, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 221–223, S. 246–248.

28 Vgl. Zehl-Romero, Anna Seghers. Eine Biographie, Bd. 2 (wie Anm. 3), S. 59–62.

29 Anna Seghers an Curt Weller, 22.12.1948 (ASA 1680).

nerungsbuches *Goethe in Dachau* von Nico Rost, das Anna Seghers ihm empfohlen hatte, berichtete vom Besuch Günther Weisenborns und dessen Buch *Memorial*.³⁰ Anna Seghers schrieb über den Berliner Alltag, das Warenangebot im Westen, die Umtauschkurse von DM-Ost und DM-West und erkundigte sich, ob ihr Band *Sowjetmenschen* bei Curt und Gertrud Weller eingetroffen sei.³¹ Im selben Brief beschrieb sie die Situation in der geteilten Stadt als Folge eines gesellschaftlichen Konflikts zwischen alter und neuer Ordnung, den sie mit dem Prozess der sozialen und politischen Umwälzung in der Zeit der Französischen Revolution verglich: „Eine gewaltige neue Welt ist im Entstehen, so, als wenn Du während der franzoesischen Revolution in einer Straße haettest Leibeigene sein muessen und in der anderen nicht.“ „Allmaehlich“, so Anna Seghers, „fangen auch einige Menschen an, zu kapiieren, was eigentlich vorgeht. Eine grosse gesellschaftliche Umwaelzung, die zunaechst wenig mit privaten Empfindungen, Irrtuemern, Schoenheitsfehlern usw. zu tun hat“. Das klingt kategorisch, konnte aber auch fragend gemeint sein, lud die Briefpartner zur Diskussion ein. Und so schloss Anna Seghers ihren Brief mit dem Wunsch: „Ich kaeme wirklich ungeheuer gern zu Euch, ich weiss nicht wie.“³²

Nach 1950 lässt die Häufigkeit der Briefe nach. Anna Seghers war durch ihre Verpflichtungen im Präsidium des Weltfriedensrats, in der Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion und als Präsidentin des 1952 gegründeten Schriftstellerverbandes stark in Anspruch genommen. Der Aufbau-Verlag betreute Anna Seghers Werk. In der Bundesrepublik war im Herbst 1949 bei Suhrkamp zeitgleich mit dem Aufbau-Verlag *Die Toten bleiben jung* erschienen. In den 1950er-Jahren verschloss sich der westdeutsche Buchmarkt für Anna Seghers weitgehend. Auf eine Anfrage Curt Wellers 1952, sich als Kommanditistin am Ausbau des bereits bestehenden Oberlandverlags zu einem wirklichen Literaturverlag zu beteiligen, antwortete Anna Seghers, soweit den Unterlagen zu entnehmen, nicht.³³ Erst nach dem frühen Tod Gertrud Wellers im Februar 1953 wurden die Beziehungen wieder enger. Unter dem Eindruck des unerwarteten Verlusts antwortete Curt Weller auf einen offenbar verloren gegangenen Beileidsbrief von Anna

30 Curt Weller an Anna Seghers 14.1.1949 (ASA 1680).

31 Anna Seghers an Curt und Gertrud Weller, 4.2.1949, in: Anna Seghers. Briefe 1924–1952 (wie Anm. 1), S. 337 f.

32 Ebd.

33 Curt Weller an Anna Seghers, 21.1.1952 (ASA 1680). Im selben Brief schreibt Curt Weller auch von dem Plan, eine gesamtdeutsche Buchgemeinschaft auf der Basis des Austauschs von west- und ostdeutschen Titeln zu gründen – ein Projekt, das ebenfalls nicht verwirklicht wurde.

Seghers aus Wien, in dem sie bedauert hatte, dass es nach 1947 zu keiner Wiederbegegnung gekommen war:

Liebe Netty, gute Frau und Freundin, gern gebe ich Dir das Lebenszeichen. Wir leben noch – trotz dem Schrecklichen, das uns begegnete. Es sind ja die Kinder da und die tragen das Leben weiter ... Auch wir, und gerade auch Gertrud, waren immer unglücklich, Dir nicht begegnen zu können. Wie sehr liebte und schätzte sie Dich und wusste, dass sie auch von Dir angenommen war. Kurz vor der Nacht des ersten auf den zweiten Februar hatten wir das kleine Bändchen ‚DER ERSTE SCHRITT‘ erhalten, aber es war nur die erste Erzählung, die ich Gertrud noch vorgelesen hatte. Wir hatten uns beide über diese Sendung gefreut.³⁴

Es folgt eine Beschreibung der Abschiedsnacht, wie man sie nur an Freunde und enge Vertraute schreibt:

Den Sonntag des 1. Februar verbrachten wir in unserer ländlichen Stille, wir waren immer besonders froh, wenn die Sonntage uns gehörten und unserer Verbundenheit. Gertrud bereitete noch dies und jenes für die kommende Woche vor. Abends gegen 9 Uhr, als die Kinder zu Bett gehen sollten, wurde es Gertrud übel. Wir betteten sie, riefen den Arzt und die Gemeindegeschwister. Gertrud sprach davon, dass sie noch bügeln wolle (und dabei wäre die zweite Erzählung zum Vorlesen fällig gewesen) und dass die Kinder nun wirklich zu Bett sollten, – und noch einiges mit mir. Aber bald versank sie in Bewusstlosigkeit, aus der sie nicht mehr erwachte. Montag morgen halbsechs Uhr tat sie, jung und frisch aussehend, ihren letzten Atemzug. Es war keine ärztliche Hilfe möglich. Unser Hausarzt diagnostizierte gleich auf eine heftige Gehirnblutung ...³⁵

Der Hinweis auf die Lektüre der kleinen Erzählung aus dem chinesischen Bürgerkrieg *Überbringung des neuen Programms an das Südkomitee* zeugt von gemeinsamen Haltungen, Überzeugungen und Hoffnungen, die in der persönlichen Krise eine besondere Bedeutung erhalten und das Verlangen nach Nähe ausdrücken. Der Brief Wellers schließt mit dem Wunsch:

Schreib mir doch auch Einiges von Dir, damit Du mir nicht ganz entgleitest. Es war auch Gertrud leid, so wenig von Dir zu wissen. Immer mehr denke ich daran zu Euch zu kommen, wo alle Arbeit mehr Sinn hat. Die Kinder müssten freilich dabei sein. Wie denkst denn Du dazu?³⁶

Bei den Bundestagswahlen vom 6. September 1953 kandidierte Curt Weller im Wahlkreis 5 am Bodensee für die Gesamtdeutsche Volkspartei, die Gustav Heinemann nach seinem Rücktritt als Innenminister der ersten Bundesregierung und dem Austritt aus der CDU im Zusammenhang mit den Plä-

34 Curt Weller an Anna Seghers, 8.3.1953 (ASA 1680).

35 Ebd.

36 Ebd.

nen zur Wiederaufrüstung gegründet hatte. Ein Exemplar des Wahlaufrufs mit der Photographie Curt Wellers findet sich in der unveröffentlichten Korrespondenz mit Anna Seghers. Es heißt in dem Aufruf, der im Namen der im Grundgesetz verankerten Prinzipien von „Einheit, Frieden, Freiheit“ für eine friedliche Wiederherstellung der deutschen Einheit wirbt:

Der Friedenswille der Völker ist ein Faktum. Kein Volk will Krieg. Krieg ist das Geschäft weniger Greise. Lassen wir uns doch nicht wieder durch antisowjetische Hetze und neuerdings durch das Schlagwort ‚Europäische Integration‘ [eine Anspielung auf die Pläne einer Europäischen Verteidigungsgemeinschaft L. W.] zum Vorspann für westliche Rüstungspolitik missbrauchen! Die Jugend insbesondere alle Mütter sind aufgerufen, den Frieden zu rüsten – ja zu rüsten! Denn auch der Friede hat sein Rüstzeug und seine Strategie.³⁷

Zur gleichen Zeit hatte Anna Seghers mit den Notizen zu ihrem Roman *Die Entscheidung* begonnen, in dem die Nachkriegsentwicklung im geteilten Deutschland dargestellt wird, hier aber mit der Perspektive eines notwendigen Wandels zu einer sozialistischen Neuordnung in Deutschland.

Anna Seghers und Curt Weller sahen sich noch einmal wieder. Im September 1954 kündigte Curt Weller seinen Besuch in Berlin an.³⁸ Anna Seghers nahm seinen Vorschlag auf, mit dem Auto zusammen mit ihm an den Bodensee zurückzufahren. Diese Reise hat tatsächlich stattgefunden. In ihrem Kalender für das Jahr 1954 findet sich die Notiz: „im Oktober / mit Weller Konstanz / Mainz“.³⁹ Anna Seghers erholte sich dort in einer kleinen Pension im Horn benachbarten Gaienhofen, die Curt Weller ihr besorgt hatte. Auf dem Rückweg fuhr sie zum ersten Mal seit ihrer Emigration und ihrer Rückkehr nach Deutschland nach Mainz. Sie wollte dort allein sein – Curt Weller hatte vorgeschlagen, sie auf dem Hinweg an den Bodensee dorthin zu begleiten. Über die Wiederbegegnung mit ihrer Heimatstadt schrieb sie an Wladimir Stehenski am 12. November 1954:

Diese Reise hat mir ausserordentlich gut gefallen [...] Sonderbar daran erschien mir, dass alles, aber auch alles in meinen Augen eine beträchtliche Nuance anders war, als ich es mir nach schriftlichen und mündlichen Berichten und nach sehr kurzer Durchfahrt in vergangenen Jahren vorgestellt hatte [...] Aus allem entstand ein sehr starkes Gefühl für das, was bleibt, und für das, was sich verändert und wodurch.⁴⁰

37 *Schafft ein einiges Deutschland- und Friede wird sein!* (ASA 1680). Vervielfältigter Handzettel DIN A4, im Druck unterzeichnet: Curt Weller, Verleger.

38 Curt Weller an Anna Seghers 17.9.1954 (ASA 1680).

39 Zehl-Romero, Anna Seghers. Eine Biographie, Bd. 2 (wie Anm. 3), S. 159.

40 Anna Seghers an Wladimir Stehenski, 12.11.1954, zitiert nach. ebd., S. 160.

Für die Begegnung mit ihrer eigenen Geschichte, mit dem, was bleibt, brauchte Anna Seghers keine Zeugen. Aber um zu verstehen, was sich verändert und wodurch, benötigte Anna Seghers Menschen, denen sie vertraute, die einen Teil der anderen „großen“ Geschichte mit ihr teilten. Und dazu gehörten für sie – trotz aller unterschiedlichen Auffassungen und Werte – Menschen wie Curt Weller.

Zu einem für den Sommer 1955 geplanten Besuch in Berlin kam es nicht mehr. Curt Weller starb am 23. September 1955 an einem Krebsleiden. Das Haus in Horn wurde aufgelöst, die Bibliothek bis auf kleine Reste veräußert, die Geschäftsunterlagen und Briefe wurden entsorgt. Für die Kinder Peter und Ursula Weller hatte Curt Weller noch einen Vormund besorgt. In einem ausführlichen Brief vom 14. November 1955 an Anna Seghers beschrieb der 17-jährige Peter Weller die Situation:

Liebe Netti,

endlich, endlich finde ich Zeit und Ruhe, Dir für Deinen lieben und trostreichen Brief zu danken. Inzwischen kamen ja auch schon die vier schönen Bücher an. Wir beide möchten Dir dafür herzlich danken.

Ja, Zeit hatte ich bis jetzt kaum und ich konnte bis heute noch kein Buch ansehen. Es gab so viel zu ordnen, dass ich mehrere Wochen die Schule versäumte. Das ganze Haus musste umgestülpt und aufgeräumt werden und dann kam die Versteigerung des größten Teiles vom Hausrat und von den Möbeln. Am schwersten war es, die vielen Bücher aus Vaters Bücherei zu verkaufen, ich konnte mich nur schwer davon trennen. Aber ich habe doch zwei Regale davon beiseite gestellt, zum Lesen.

Nun wirst Du aber wissen wollen, wie es uns beiden geht und was wir tun werden. Ursel kam bei einer Familie in Wangen auf der Höri unter. Dort bekommt sie volle Verpflegung. Sie schläft mit ihrer Schulfreundin, die Tochter der Familie, zusammen. Ich glaube, sie ist ganz zufrieden und fühlt sich wohl. Es ist eine einfache aber sehr nette Arbeiterfamilie, Pa kannte sie auch schon ... An Ostern geht sie mit der Mittleren Reife von der Schule ab und kommt zu unserer Tante nach Neumünster, um Säuglingsschwester zu werden.

Ich mache noch an der Schule das Abitur. Die Schule mietet unsere Wohnung und ich kann in einem der Zimmer wohnen bleiben ... Dann habe ich vor, zwei Jahre lang einen praktischen Beruf, vielleicht Betonbauer, zu lernen und den Gesellen zu machen. Danach studiere ich dann Hoch- und Tiefbau. Wenn der Wehrdienst dazwischen kommt, muss ich halt ins Ausland.

Unseren Lebensunterhalt und das Schulgeld zahlt jetzt der Staat, d. h. die Jugendfürsorge.

Unser Vormund ist Frau Weick. Sie hat Dir ja schon geschrieben. Sie hilft uns sehr viel und hat hier tagelang mit geordnet. Voll und ganz setzt sie sich für uns ein. Aber sie wird ja bald nach Berlin kommen und ich hoffe, dass Du sie kennenlernst, sie ist wirklich ein prächtiger Mensch.

An Weihnachten fahren wir wahrscheinlich nach Westberlin zu unserer zweiten

Tante. Es wäre schön, wenn wir Dich dann einmal besuchen dürften. Ich war ja schon lange nicht mehr ‚drüben‘.

Nun hoffe ich, dass Du nicht böse auf mich bist, weil Du so lange auf eine Antwort warten musstest. Es hofft auf ein baldiges Wiedersehen und grüßt Dich herzlich

Dein Peter⁴¹

Anna Seghers blieb mit den Kindern Curt Wellers in Verbindung. Sie schickte regelmäßig Bücher – Werke von Brecht, Tucholsky, Tolstoi und Dostojewski, wissenschaftliche Fachliteratur, die Peter Weller für sein Studium an der Technischen Hochschule Stuttgart, Ursula Weller als Kinderschwester und Jugendpsychologin benötigten, aber auch Kleidungsstücke – Strümpfe, Hemden, eine Trainingshose. Peter Weller unterrichtete Anna Seghers vom Fortgang seines Studiums und den Anfängen seines Berufs als Wasserbauingenieur, Ursula Weller schrieb von ihrer Ausbildung und ihren Erfahrungen als Kinderschwester und Erzieherin. Peter Weller und Ursula Weller, die seit 1958 in Berlin lebte und dort zunächst als Kindergärtnerin, dann als Kinder- und Jugendpsychologin arbeitete, besuchten Anna Seghers in Karlshorst. Die Kontakte brachen in den 1960er-Jahren ab. Peter Weller starb 1982, ein Jahr vor Anna Seghers. Ursula Weller-Barthelmeß lebt als Filmemacherin und Malerin in Berlin.⁴²

41 Peter Weller an Anna Seghers, 14.11.1955, in: Anna Seghers Archiv. Akademie der Künste Berlin, ASA 1681. Der Nachlass enthält acht Briefe Peter Wellers an Anna Seghers zwischen dem 14. November 1955 und dem 28. Dezember 1960 (ASA 1681), 18 Briefe und Karten von Ursula Weller an Anna Seghers zwischen dem 17. August 1956 und dem 21. November 1965 (ASA 1682), sowie Kopien von zehn Briefen und Postkarten von Anna Seghers an Ursula Weller für den Zeitraum zwischen dem 8. November 1959 und dem 25. November 1965 (ASA 3779). Aus den Briefen geht hervor, dass Anna Seghers die Verbindung mit den Kindern Curt Wellers über viele Jahre aufrechterhielt. Es kam zu Treffen in Karlshorst, Anna Seghers schickte Reisegrüße aus Brasilien, Glückwünsche zur Vermählung Ursula Wellers, zur Geburt ihres Sohnes Till im Jahr 1962 und erkundigte sich nach ihren Bücherwünschen.

42 Den Nachlass von persönlichen Briefen und Photographien, von Büchern aus dem Verlag Curt Wellers wird künftig ihr Sohn in Überlingen am Bodensee versorgen, Dr. Till Barthelmeß.

Wie Johann Peter Hebel 1946 in Lörrach die Grenze öffnete

Am 30. August 1943 wurde das Denkmal Johann Peter Hebels (1760–1826), das im Mai 1910 wenige Tage nach dem 150. Geburtstag des Dichters in Lörrach enthüllt worden war, von seinem Sockel genommen.¹ Das überlebensgroße bronzene Konterfei brachte man in die Werkstatt von Wilhelm Indlekofer. Im Auftrag der Stadt sollte der Stuckateur einen Abguss der Statue anfertigen. Das Original hatte die deutsche Wehrmacht seit 1940 zur Einschmelzung bestimmt.² Nach weniger als zwei Monaten war die Replik aus Gips fertiggestellt, doch das Original blieb in der Werkstatt: vor dem ihm zgedachten Schicksal bewahrt durch den Widerstand der Bevölkerung³ oder, wie später kolportiert, durch Indlekofer allein, der die Auslieferung unter dem Vorwand hinausgezögert haben soll, die Nachbildung sei noch nicht ausgeführt.⁴

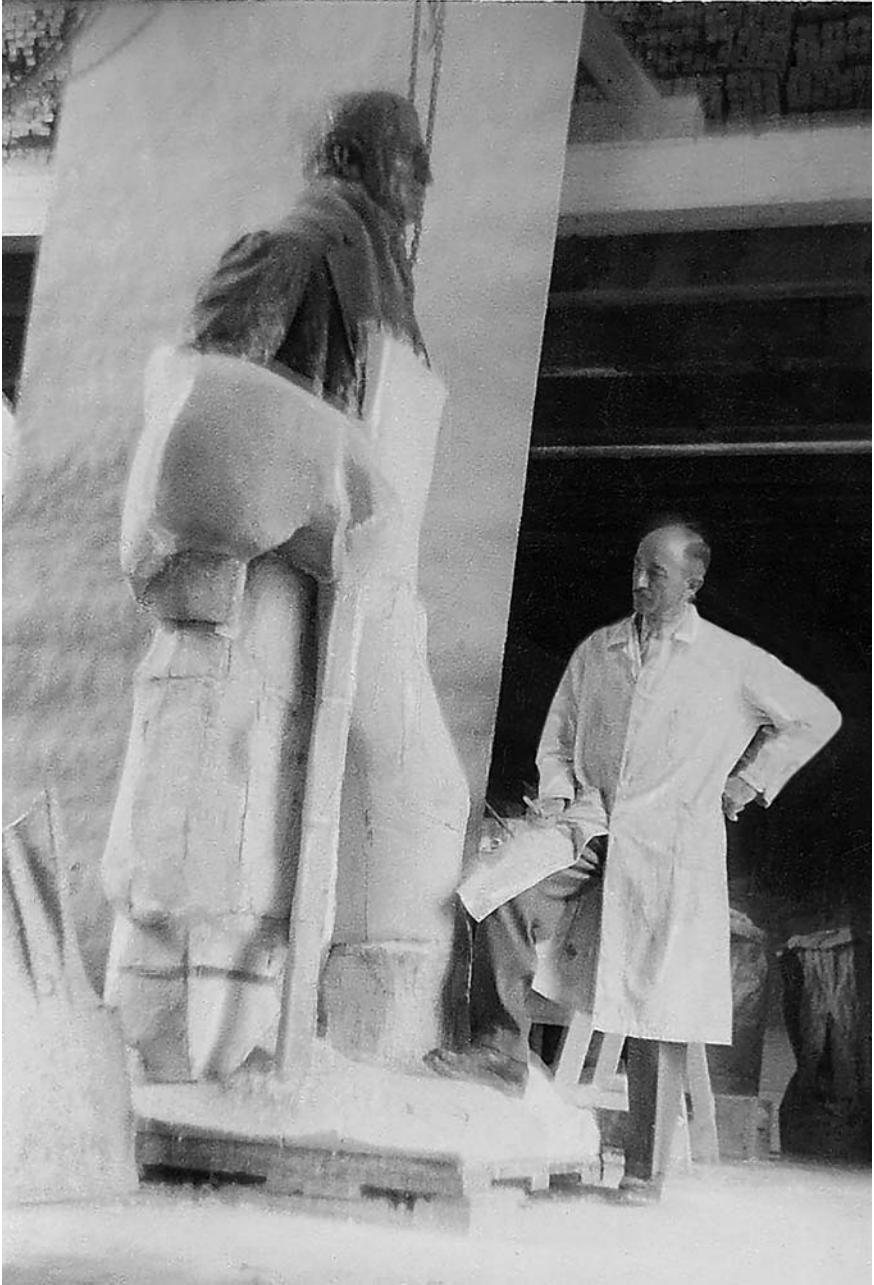
Das Denkmal – eines der frühen und größten Werke des Bildhauers Wilhelm Gerstel (1879–1963) – wurde am 12. Mai 1946 wieder auf sein Postament gehoben. Der Festzug, der es in den Hebelpark zurück eskortierte, wo man es einst im Beisein des Großherzogs von Baden feierlich errichtet hatte, war abermals bemerkenswert. Denn zu den Teilnehmenden zählten ein Jahr nach Kriegsende neben den Bürgerinnen und Bürgern aus Lörrach, neben der Hebelmusik Hausen (der Kapelle aus Hebels Heimatdorf Hausen im Wiesental), neben dem späteren badischen Staatspräsidenten

1 Vgl. Pascale Meyer/Ilka Volkart: Im Namen Hebels. Ein Stück deutsch-schweizerische Kulturgeschichte der Nachkriegszeit, in: Simone Chiquet/Pascale Meyer/Irene Vonarb (Hrsg.): Nach dem Krieg. Grenzen in der Regio 1944–1948, Zürich 1995, S. 205–215, hier S. 209.

2 Vgl. Robert Neisen: Nationalsozialismus in Lörrach, in: Markus Moehring/Andreas Lauble (Hrsg.): Lörrach und der Nationalsozialismus, Bötzingen 2013, S. 11–52, hier S. 37.

3 Vgl. ebd.

4 Vgl. Hans Hoog: Das Hebeldenkmal im Hebelpark in Lörrach. Seine Rettung im 2. Weltkrieg, in: Unser Lörrach. Eine Grenzstadt im Spiegel der Zeit 22 (1991), S. 125–140.



Wilhelm Indlekofer fertigt eine Form des Lörracher Hebeldenkmals aus Gips, um 1943/44.

Leo Wohleb und neben Offizieren der französischen Besatzungsmacht auch rund 50 Gäste aus der Schweiz. Aus Anlass der Feier und nur für diesen Tag im Mai hatten sie die Erlaubnis erhalten, erstmals wieder jene Grenze zu den Nachbarn zu passieren, die seit Jahren geschlossen gewesen war.

Lörrachs Nähe zu eben dieser Grenze und die Nähe zu Basel hatten für die Nationalsozialisten vom Moment ihrer Machtübernahme an eine Bedrohung dargestellt. Man hatte die Flucht von Regimegegnern gefürchtet, den Abfluss von Devisen und den Einfluss der liberalen Schweizer Stadt, die ein kultureller Bezugspunkt war.⁵ „Grenzlandmessen“, die 1934/35 in der Lörracher Hebelschule veranstaltet wurden, propagierten die Abschottung, und zusehends wurde der Grenzverkehr eingeschränkt, bis er bereits 1938 fast zum Erliegen gekommen war.⁶ Am Tag des Angriffs auf Polen, am 1. September 1939, wurde der Betrieb der Tramlinie 6, die seit dem Ende des Ersten Weltkriegs zwischen Basel und Lörrach verkehrte, eingestellt – nun vonseiten der Schweiz. Die Grenze sollte bald vollkommen geschlossen sein und die Tram passierte sie erst wieder am 11. Mai 1947: aus Anlass des zweiten Hebelfestes in Lörrach.⁷

Dass just dort schon im Mai 1946, gerade ein Jahr nach der Waffenruhe, ein Fest stattgefunden hat, eine Großveranstaltung zu Ehren eines deutschen Dichters, der Franzosen und Schweizer beiwohnten, geht vor allem auf die Initiative des Kaufmanns und Kinobesitzers Max Demmler (1898 – 1986) zurück. Inspiriert wurde Demmler vom Fridolinsfest in dem knapp dreißig Kilometer entfernten Bad Säckingen, das den Schutzpatron des eidgenössischen Kantons Glarus jährlich am Sonntag nach dem Geburtstag des Heiligen an seiner bedeutendsten Wirkungsstätte ehrt und zu dem seit jeher zahlreiche Schweizer über die Grenze reisten. Im Jahr 1946 waren am 10. März schätzungsweise 5000 bis 8000 Schweizer mit Tagesscheinen über die Grenze gekommen und hatten Geschenke gebracht für ihre Freunde und Nachbarn.⁸ Ein solches Fest, soll Demmler (auch im Wissen um das Denkmal) dort beschlossen haben, müsse auch in Lörrach möglich sein⁹ –

5 Vgl. Neisen, Nationalsozialismus in Lörrach (wie Anm. 2), S. 26.

6 Vgl. ebd., S. 26–29.

7 Vgl. Bekanntmachung Nr. 65 durch den Bürgermeister der Stadt Lörrach, Stadtarchiv Lörrach, Hauptamtsakte HA 102. Für die Unterstützung bei der Recherche im Stadtarchiv danke ich Jürgen Schaser.

8 Peter Müller: Erstes Fridolinsfest der Nachkriegszeit, Stadtarchiv Bad Säckingen. Für die Auskunft danke ich Dr. Eveline Klein.

9 Vgl. Ernst Kaiser, 30 Jahre Hebelbund Lörrach, in: Unser Lörrach. Eine Grenzstadt im Spiegel der Zeit 8 (1977), S. 133–142, hier S. 133 f.; vgl. auch Friedrich Vortisch: Max Demmler, in: Unser Lörrach. Eine Grenzstadt im Spiegel der Zeit 18 (1987), S. 154–157, hier S. 155.

und zwar zu Ehren von Hebel, der 23-jährig als Hilfslehrer an das hiesige Pädagogium berufen worden war, wo er von 1783 bis 1791 unterrichtete und gelegentlich auch in der benachbarten Stadtkirche predigte.

Anders jedoch als in Bad Säckingen bestand in Lörrach keine kalendarrisch fixierte Tradition, zu der ein Besuch der eidgenössischen Nachbarn zählte und auf die sich Demmler für sein – zudem äußerst kurzfristiges – Vorhaben hätte berufen können. Anders auch als in Hausen im Wiesental, wo Hebels Geburtstag seit 1861 mit einem Fest begangen wird und an dessen Ursprung und in dessen Zentrum bis heute ein Brückenschlag von der Geburtsstadt Basel zum badischen Heimatort steht. Denn es ist das „Hebelmähli“, welches das Fest in Hausen vor mehr als 150 Jahren ins Leben rief und zu dem seither alljährlich eine Delegation aus Basel ins Wiesental reist: ein „bescheidenes Mittagessen mit einer Flasche guten Markgräfler Weines“,¹⁰ das die Basler Hebelstiftung an jedem 10. Mai für die Ältesten in Hausen ausrichten lässt, einen späten Wunsch des Dichters selbst erfüllend.¹¹ Wie das „Mähli“ gehörten die Abholung der Schweizer Gäste vom Bahnhof und der anschließende Umzug durchs Dorf, vorbei auch an dem Haus, in dem Hebel einst mit seiner Mutter gelebt hat, schon 1946 für Generationen zu einem Ritual, das kriegsbedingt nur unterbrochen worden war.

An solche Traditionen konnte Demmler mit seinem Vorhaben für Lörrach nicht anknüpfen. Trotzdem wurde das Fest in kürzester Zeit genehmigt, die Grenze wurde für die Gäste aus der Schweiz geöffnet, und noch mehr: Im November des Jahres wurde der Hebelbund Lörrach als einer der ersten Vereine von der Militärregierung zugelassen. Hebels Schriften gehörten zu den ersten von der Besatzungsmacht zugelassenen Lizenzbuchausgaben, und drei der ersten für Baden herausgegebenen Briefmarken bildeten Hebel ab.¹² Diese forcierte Rezeption in der unmittelbaren Nachkriegszeit ist einerseits erstaunlich, hält man sich vor Augen, dass unter dem Namen des Dichters erst 1935 ein Literaturpreis gestiftet worden war, der die expansionistische Politik des „Dritten Reiches“ mit Blick auf das Elsass und auch auf die Nordschweiz untermauerte. Denn das badische Ministerium für Kultus und Unterricht hatte den Johann-Peter-Hebel-Preis ursprünglich ins Leben gerufen, um gerade durch die – an sich nicht nazistische – Akzen-

10 Christian Friedrich Schönbein an den Bürgermeister von Hausen, 26.4.1861, in: Festschrift zum 225. Geburtstag Johann Peter Hebels in Hausen im Wiesental. Großes Hebelfest vom 10. – 13. Mai 1985, hrsg. von der Gemeinde Hausen i. W. 1985, S. 9.

11 Vgl. Hubert Spiegel: Das Geheimnis der alemannischen Zecher, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.5.2010.

12 Vgl. Meyer/Volkart, Im Namen Hebels (wie Anm. 1), S. 211.

tuierung der sprachlichen und kulturellen Zusammengehörigkeit des ober-rheinischen Raumes die Kritiker des Regimes schleichend für die Natürlichkeit und Rechtmäßigkeit eines Deutschen Reiches einzunehmen, das weit über die mit dem Vertrag von Versailles bestimmten Grenzen hinausreiche.¹³ Andererseits erstaunt die starke Hebelrezeption nach 1945 gerade vor diesem Hintergrund nicht: Denn im Kern war selbst an jene Würdigung der zurückliegenden Jahre anzuschließen, die – wenngleich mit verheerend falschen Schlüssen – die grenzüberschreitende Bedeutung des Dichters in den Mittelpunkt gestellt hatte. Nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur war es ein Wunsch der Bevölkerung und ein Ziel der Siegermächte zugleich, eine kulturelle Identität wieder freizulegen, die von der Nazi-Ideologie nicht belastet worden war. Die „nach 1945 schnell wieder aufgenommene Hebeltradition“ versprach ebensolche „Kontinuität, Verlässlichkeit und Überschaubarkeit inmitten der als Zusammenbruch jeder Ordnung erlebten tiefsten Krise deutschen Selbstbewußtseins“.¹⁴

Mit der Restitution des Hebelstandbildes in Lörrach, das am 22. Mai 1910 aufgestellt worden war, ließ sich anschaulich an eine Verehrung des Dichters anknüpfen, die sogar noch hinter die erste kriegerische Auseinandersetzung des Jahrhunderts zurückreichte. Überhaupt stand Hebel, den die *Alemannischen Gedichte* und seine *Kalendergeschichten*, versammelt im *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* (1811), berühmt gemacht haben, für eine zur Sittlichkeit erziehende und zugleich für eine völlig undogmatische Literatur. Der *Badische Landkalender*, den Hebel 1807 in desolatem Zustand übernommen und den er als Redakteur unter dem neuen Namen *Der rheinländische Hausfreund* zu großem Erfolg geführt hat, enthält in Anlehnung an die Hausväterliteratur nützliche Hinweise, Ratschläge und Warnungen, Lehren und Exempel, viel Didaktisches, Praktisches, viel Moral, ohne jedoch – anders als die literarische Tradition des 16. Jahrhunderts und vielmehr im Sinne der Aufklärung – je autoritär zu belehren. Dieser Ansatz stimmte überein mit den Zielen der demokratisierenden Umerziehung, die von den Alliierten für die Nachkriegsdeutschen intendiert war. Die in Lörrach gefeierte *Rückkehr zu Johann Peter Hebel* – so der Titel von Alfred Hollers Festvortrag in Demmlers Union-Tonfilm-Theater – war eine Rückkehr zur Mündigkeit im

13 Zur Gründung und zur Geschichte des Preises vgl. ausführlich Manfred Bosch: *Der Johann Peter Hebel-Preis 1936–1988. Eine Dokumentation*. Im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg hrsg. vom Oberrheinischen Dichtermuseum Karlsruhe, Waldkirch 1988, hier v. a. S. viii–xvi.

14 Ebd., S. xv.

Sinne der zonenübergreifenden Kultur- und Bildungspolitik der Alliierten. Über seine Bedeutung als Kalendermacher hinaus allerdings traf Hebel vor allem als Autor der *Alemannischen Gedichte* einen kulturpolitischen Nerv – und zwar einen Nerv von Teilen der Bevölkerung speziell im deutschen Südwesten und einen Nerv der französischen Besatzungsmacht.

Aus Karlsruhe, wohin Hebel 1791 von Lörrach aus ans Gymnasium illustre berufen worden war, fort vom geliebten Oberland, adressierte er seine *Alemannischen Gedichte* zurück in die Region seiner Kindheit. Im Jahr 1803 widmete er sie (zunächst anonym) den „guten Verwandten, Freunden und Landsleuten zu Hausen im Wiesenthal zum Andenken“.¹⁵ Er erweckt darin jene Orte zum Leben, an denen er aufgewachsen ist: die Wiese, die auf dem Feldberg entspringt und bei Basel in den Rhein mündet; den Schwarzwald mit seinen Gespenstergeschichten; das Hausener Bergwerk, in dem er als Junge gearbeitet hat, und den Belchen, der noch in den Lörracher Jahren zum „Altar“ seines Lörracher Freundschaftsbundes werden sollte.¹⁶ Neben dem Eröffnungsgedicht *Die Wiese* sind vor allem im Gedicht *Die Vergänglichkeit* all jene Orte kenntlich, die Hebels Erinnerung an das Wiesental zeitlebens bestimmt haben: seine Geburtsstadt Basel, „e schöni tolli Stadt“,¹⁷ nochmals die Wiese und der Belchen, und zuvorderst die Stätte, an der er dieses lyrische Gespräch über die letzten Dinge beginnen lässt – die Stelle auf der Straße zwischen Steinen und Brombach unterhalb der Ruine vom Röttler Schloss, an der Hebel im Alter von 13 Jahren seine Mutter sterben sah. Mit seinen Gedichten verlebendigte Hebel, inzwischen vierzigjährig, von der ungeliebten Residenzstadt aus jenen Raum, der für ihn nicht mehr einzuholen war. Er vergegenwärtigt – in und mit seiner Muttersprache – eine Welt, die mit dem Tod der Mutter unwiederbringlich der Vergangenheit angehörte und in der er verschiedener Versuche zum Trotz nie wieder Fuß fassen konnte: Orte und eine Landschaft, in die er sich zeitlebens zurücksehnte.

Ein nicht ganz einzuholendes Land skizzierte Hebel aber auch in einer weiteren, mehr als biographischen Hinsicht. Denn mit seinen Gedichten gab er einer Region Kontur, die keine politische Topographie besaß, keine feste Grenze nach außen und in sich keine staatliche, konfessionelle oder anders begründete Einheit:

15 J. P. H[ebel]: *Alemannische Gedichte*. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, Karlsruhe 1803, S. iii.

16 Vgl. Thomas Schmidt: *Johann Peter Hebel und der Belchen*, Marbach 2011, S. 12.

17 J. P. Hebel: *Die Vergänglichkeit*, in: *Alemannische Gedichte*. Fünfte, vollständige Original Ausgabe, Aarau 1820, S. 197–205, hier S. 200.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherley Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben.¹⁸

Mit diesen ersten Worten seiner Vorrede zur Erstauflage schloss Hebel nicht nur den Reigen aus 32 Gedichten zusammen, die mit gleicher Ernsthaftigkeit den Käfer und das Weltende behandeln, den Wochenmarkt und das Paradies. Er konstituiert mit jenen Worten auch eine politisch nicht existierende Region – und zwar allein durch ihre Sprache. Dabei war ihm die Heterogenität dieser Region bestens bekannt. Zur Welt gekommen als Kind einer Mischehe – die Mutter lutherisch, der Vater reformiert –, verbrachte er seine Kindheit halb im Wiesental und halb in Basel: Im Winter ging er zur Volksschule in Hausen und arbeitete im Eisenwerk unter Berginspektor Herbster, dem er seine *Alemannischen Gedichte* gewidmet hat. Im Sommer besuchte er zuerst die Gemeindeschule des Klosters St. Peter in Basel, dann die Lateinschule in Schopfheim. So lernte er früh, im Wechsel zu leben zwischen dem badischen Dorf und der Stadt in der Schweiz, im Elternhaus seiner Mutter in Hausen und in dem Haus der Patrizierfamilie, in deren Dienst sie stand. Auch in den Gedichten, insbesondere im Programmgedicht *Die Wiese*, schlägt sich die Erfahrung der Grenze – und die Selbstverständlichkeit ihrer Überschreitung – nieder, wenn Hebel den Fluss, personifiziert zum „Meidli“,¹⁹ in seinem Lauf vom Oberen Wiesental, das Vorderösterreich zugehört hatte und nach der Reformation katholisch geblieben war, ins Vordere Wiesental den Glauben „schangschier[en]“ (V. 88) und die lutherische Tracht anlegen lässt.²⁰

All ihrer immanenten Kulturtopographie zum Trotz ist hinter den *Alemannischen Gedichten* aber kaum eine geopolitische Intention des Dichters zu vermuten – eine Intention, die demgegenüber bei der Titelgestalt seines Kalenders, beim *Rheinländischen Hausfreund*, sehr wohl nachzuweisen ist.²¹ Wenn überhaupt vorhanden, so standen politische Erwägungen bei der Ent-

18 J. P. H[ebel]: *Allemannische Gedichte* (wie Anm. 15), S. V.

19 J. P. Hebel: *Die Wiese*, in: *Allemannische Gedichte* (wie Anm. 17), S. 11–38, hier S. 24.

20 Zu Hebels Prägung durch die „konfessionelle Gemengelage“ seiner Kindheitsorte vgl. Bernhard Viel: *Johann Peter Hebel oder Das Glück der Vergänglichkeit. Eine Biographie*, München 2010, S. 32 f., hier S. 32.

21 Vgl. Klaus Oettinger: *Der Rheinländische Hausfreund. Zur Bedeutung der Titelgestalt von Johann Peter Hebels Kalender*, in: *Allmende* 3 (1983), S. 76–90, bes. S. 78–82.

stehung der Gedichte einerseits hinter dem geradezu sprachhistorischen Interesse des Autors zurück, das sich in der Vorrede zur ersten Auflage und im Glossar der Idiotismen niederschlägt, andererseits hinter dem Heimweh des 40-jährigen nach dem Dialekt, das nach einer Reise ins Oberland „[f]ast unwillkürlich“²² aus ihm herausbrach. Für die Rezeption der Gedichte mitten im 20. Jahrhundert wiederum waren diese Schreibgründe allein nicht maßgeblich: Denn es ist anzunehmen, dass es eben viel mehr noch als die bekannteren *Kalendergeschichten* die *Alemannischen Gedichte* waren, die Hebel um 1946 sowohl für Teile der Lörracher Bevölkerung als auch für die französische Besatzungsmacht zu einer nicht nur literarischen, sondern auch zu einer kulturpolitischen Identifikationsfigur machten.

Unmittelbar nach Kriegsende, während sich die französische Besatzungszone noch konsolidierte, begann hier eine Debatte über die Neugliederung des Südwestens,²³ die selbst nach der Gründung des Landes Baden-Württemberg im Jahr 1952 noch weiterging. Bei aller Verschiedenheit der Modelle verband sie zumeist der Wunsch nach Autonomie für den Südwesten und nach einem staatenbündlichen Zusammenschluss anstelle des Zusammenschlusses zu einem Bundesstaat, ein latenter oder offener Antiburussianismus, pointiert in der Parole „Los von Berlin“, sowie eine Letzterem zugrundeliegende geschichtsrevisionistische Perspektive, der zufolge die fatalen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit als Folge einer Fehlentwicklung betrachtet wurden, die mit dem Sieg der Preußen im Deutschen Krieg 1866 ihren Lauf genommen hatte – und die es nun zu korrigieren galt. Zwei Ansätze dazu, insbesondere in der Frühphase der Debatte stark, lassen sich unterscheiden: Zum einen gab es den Wunsch nach einem Zusammenschluss des katholischen Süddeutschlands mit Österreich zur *union alpine*, zum anderen die Idee des „politischen Zusammenschlusses aller im ehemaligen Reichsgebiet lebenden Alemannen und Schwaben in einem weitgehend autonomen Staat“.²⁴

22 Hebel an Friedrich Heinrich Jacobi, 28.1.1811, in: Johann Peter Hebel. Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Zentner, Karlsruhe 1976, S. 177 f., hier S. 178.

23 Vgl. Heiko Haumann: „Schwäbisch-alemannische Demokratie“ gegen „Staufisch-schwäbischen Imperialismus“? Politische Konzeptionen in Baden und Württemberg 1945–1952, in: Allmende 20 (1988), S. 36–52, hier S. 37.

24 Jürgen Klöckler: Abendland – Alpenland – Alemannien. Frankreich und die Neugliederungsdiskussion in Südwestdeutschland 1945–1947, München 1998, S. 1. Beide Ansätze verliefen im Sande (vgl. ebd., S. 75), während sich die Debatte um die Neugliederung ab 1949 zum erbitterten Streit zwischen den Befürwor-

Einer der engagiertesten Vertreter des zweiten Ansatzes war Otto Feger (1905–1968). Unter dem Titel *Schwäbisch-Alemannische Demokratie. Aufruf und Programm* veröffentlichte der Jurist, Historiker und Stadtarchivar von Konstanz im Juli 1946 die 230 Seiten starke Schrift, die mit einer Auflage von 50 000 Exemplaren wie keine andere Publikation die Diskussion um den Südwesten anfeuerte.²⁵ Feger ging von einer einst zusammengehörigen Sprach- und Völkergemeinschaft aus. An diese stammesmäßige Einheit der Schwaben und Alemannen, die im hohen Mittelalter vermeintlich bestanden hat, sollte die neue, autonome südwestdeutsche Demokratie anknüpfen. Enge Verbindungen zu Frankreich – explizit ohne Expansionsbestrebungen ins Elsass – sah er vor; mit dem übrigen Deutschland sollte Alemannien lose verbunden sein. Entscheidend waren das bündische, genossenschaftliche Prinzip, und dass jede Einmischung durch den (preußischen) Norden ausgeschlossen war.

Auch Max Demmler war ein begeisterter Leser von Fegers *Demokratie*.²⁶ Wie Josef Pfeffer, seit 1945 Bürgermeister von Lörrach und später dem im Feger'schen Geiste gegründeten *Schwäbisch-Alemannischen Heimatbund* nahestehend,²⁷ hat Demmler die Schrift zwar vermutlich erst nach dem Hebel-Tag im Mai 1946 kennengelernt (sie erschien ab Juli) – doch an anderer Stelle war sie zu diesem Zeitpunkt längst bekannt. Denn Fegers Manuskript kursierte seit Anfang Februar mit einem Brief des Verlegers Curt Weller bei der französischen Militärregierung in Baden-Baden: zuerst in der *Direction de l'Information*, anschließend in der *Direction de l'Education Publique*,²⁸ wo auch Alfred Döblin als Lektor für Belletristik und als Herausgeber der Literaturzeitschrift *Das Goldene Tor* beschäftigt war. Es war diese Dienststelle, die das Erscheinen der *Schwäbisch-Alemannischen Demokratie* am 26. März nicht nur befürwortete, sondern die sich überdies für die hohe Auflage aussprach und dem Druck höchste Priorität bescheinigte.²⁹ Mehr noch: Unter dem Titel *Bilanz und Lehre der Weimarer Republik und alemannische Demokratie* wurde ein Auszug in der ersten Nummer von Döblins *Goldenem Tor* wiederabgedruckt

tern und den Gegnern des gemeinsamen Südweststaats, Letzteren voran Leo Wohleb, verschärfte.

25 Vgl. ebd., S. 186.

26 Vgl. ebd., S. 153 f.

27 Vgl. ebd.

28 Zum Verfahren der Behörde allgemein vgl. Monique Mombert: Buch- und Verlagspolitik in der französisch besetzten Zone 1945–49, in: Franz Knipping/Jacques Le Rider (Hrsg.): Frankreichs Kulturpolitik in Deutschland 1945–1950, Tübingen 1987, S. 227–244, hier bes. S. 229.

29 Vgl. Klöckler, Abendland (wie Anm. 24), S. 187.

– ein Beitrag, der „im Kontext einer Monatsschrift für Literatur und Kunst auf den ersten Blick aus dem Rahmen fällt“.³⁰ Dieser Einsatz für Fegers Buch ist wohl auch vor dem Hintergrund der Neugliederungspläne für Südwestdeutschland zu sehen.³¹ Denn nicht nur die Bevölkerung der Region machte sich Gedanken um deren künftige Gestalt, sondern auch ihre Besatzungsmacht. Höchste Stellen der französischen Militärregierung waren im Frühjahr 1946 rege mit „Planspiele[n]“³² beschäftigt in der Hoffnung, dass die Heterogenität ihrer Zone ihren Föderalismusvorstellungen für Deutschland, ihrem Wunsch einer Reorganisation des zersplitterten Landes als Staatenbund statt als Bundesstaat, zugute kommen könnte.³³ Fegers „Alemannien-Modell“ war etwa den „Südschwaben-Plänen“ nicht unähnlich, die in Baden-Baden teils mit Emphase geschmiedet wurden: Pläne für eine Konföderation der autonomen Kleinstaaten Baden, Württemberg, Hohenzollern und Lindau – ein Gebilde, das „das föderalistische Gegengewicht zum unitaristischen Norden Deutschlands darstellen“³⁴ und auf diesen positiv ausstrahlen sollte.

Der Brief, den Lörrachs Bürgermeister Pfeffer am 24. April 1946 an die Militärregierung in Lörrach richtete, um die Grenzöffnung zu Hebels Geburtstag genehmigen zu lassen,³⁵ stand freilich mit dem *Aufruf und Programm* von Otto Feger in keinem direkten Zusammenhang, ebenso wenig die für das Fest sehr rasch erteilte Genehmigung. Doch in den Initiatoren des Festes, Demmler und Pfeffer, trafen sich das Engagement für Hebel und für „die politische Autonomie des schwäbisch-alemannischen Südwestens auf demokratischer Grundlage“³⁶ wohl nicht zufällig – für eine Autonomie, die eine ursprüngliche und im Dialekt noch gegenwärtige Zusammengehörigkeit legitimieren sollte. Die starke Hebelrezeption insbesondere in der französischen Besatzungszone rührte womöglich nicht zuletzt daher, dass er jenem zeitweise ersonnenen alemannisch-schwäbischen Bund eine literarische Identität geschaffen hatte, lange bevor an eine südwestdeutsche Neugliederung überhaupt zu denken gewesen war.

30 Alexandra Birkert: Das Goldene Tor. Alfred Döblins Nachkriegszeitung. Rahmenbedingungen, Zielsetzung, Entwicklung, Frankfurt/M. 1989, S. 282.

31 Vgl. ebd.

32 Ebd., S. 66.

33 Vgl. ebd., hier bes. S. 65–70.

34 Ebd., S. 69.

35 Vgl. Meyer/Volkart, Im Namen Hebels (wie Anm. 1), S. 210, Anm. 22.

36 Otto Feger: Schwäbisch-Alemannische Demokratie. Aufruf und Programm, Konstanz 1946.



Wiedererrichtung des Hebeldenkmals in Lörrach am 12. Mai 1946, im Bild unter anderem die Schweizer Flagge und die Kantonalflagge von Basel.

Es ist Hebels große Kunst, das Vorübergehen aller Dinge, *panta rhei*, zur Quelle von Hoffnung, Mut oder Trost zu machen. Selbst der Weltenbrand, um nicht zu sagen: selbst die Stunde Null geht vorüber. „’s währ’t nit lang“, spricht der Dichter in diesem Sinne der Wiese zu, dem zum Mädchen personifizierten Fluss, als es sich angstvoll (Lörrach-)Stetten nähert. Aus katholischem Gebiet stammend – die Wiese entspringt am Feldberg im Schwarzwald – hat es in Hausen die Konfession gewechselt und eilt nun als „luthrische Chetzer“ auf die vorderösterreichische Enklave zu, wo es „sel heilig Chrütz vo witem“ sieht.³⁷ Doch „’s währ’t nit lang, se stöhn mer frei uf schwitzrischem Bode“,³⁸ ermutigt der Dichter das Mädchen: Es wird nicht lange dauern, bis der gefürchtete Ort passiert sein und bis sich die junge Frau in (Basel-)Kleinhüningen vermählen wird – mit dem Rhein, in den die Wiese dort mündet.

Mit dem 12. Mai 1946 war die Zeit der geschlossenen Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland noch nicht vorüber. Auf die Bevölkerung der französischen Zone kamen ein schwerer Winter und großer Hunger zu. Als

37 J. P. Hebel: Die Wiese (wie Anm. 19), S. 20.

38 Ebd., S. 28.

die Grenze für den zweiten Hebeltag im Mai 1947 erneut geöffnet wurde – zum ersten Mal für die gesamte Bevölkerung, doch zunächst nur für diesen Tag –, strömten rund 18 000 Schweizerinnen und Schweizer mit Geschenken, vor allem mit Nahrungsmitteln für die Nachbarn, nach Lörrach.³⁹ Ihre Hilfe wurde nicht vergessen. Fast sechseinhalb Jahre später, im Oktober 1954, wurde auf dem Claraplatz in Basel der Vreneli-Brunnen eingeweiht. Ihn krönt die Figur eines „Wiesentäler Maidli“,⁴⁰ das mit gesenktem Kopf und einer Blume in der Hand vom Badischen her zum Rhein schreitet: Johann Peter Hebels *Wiese*,⁴¹ gestiftet aus dem Markgräflerland zum Dank für die Hilfe nach dem Krieg und als ein Denkmal für den Frieden. Diese bronzene Mädchenfigur aus dem ersten der *Alemannischen Gedichte* war das letzte Auftragswerk, das der Bildhauer Wilhelm Gerstel ausgeführt hat, dessen Hebel-Statue 1946 Anlass zur Öffnung der Grenze gegeben hatte.

39 Vgl. Markus Moehring: Zehntausende strömen zum Hebelfest, in: Die Oberbadische, 4.5.2017.

40 [Anonym]: Der Dankbrunnen am Klaraplatz, in: Badische Zeitung, 2./3.10.1954, S. 6.

41 Vgl. Werkverzeichnis Wilhelm Gerstel (www.wilhelm-gerstel.de/werke.html, Zugriff am 15.8.2017).

Wie der schlesische Dichter Eichendorff nach Wangen kam

Josef Freiherr von Eichendorff (1788–1857) war, soweit wir wissen, nie im Allgäu. Seine Kavaliertour im Jahr 1808 jedenfalls durchquerte Süddeutschland auf anderen Wegen.¹ Es ist also erklärungsbedürftig, dass Fußgänger an einem schattigen Durchgang im Mauerrund der Altstadt von Wangen im Allgäu auf die Bronzestatue eines jungen Mannes im Gehrock treffen, die laut Sockelinschrift ihm, „Dem Dichter des Taugenichts“, gewidmet ist.²

Josef von Eichendorff steht in der Wangener Altstadt in unmittelbarer Nähe zum Eichendorff-Museum, von dem noch die Rede sein wird. Ganz allgemein repräsentiert er an diesem Ort ein Stück deutscher Literaturgeschichte. Wenn im öffentlichen Raum mit einer Plastik und zudem mit einer Abteilung des städtischen Museums an den vielleicht bedeutendsten Dichter der deutschen Romantik erinnert wird, verweist dies aber vor allem auf die Verbindungen der Stadt Wangen mit dem östlichen Mitteleuropa. An diesen Verbindungen ist dreierlei bemerkenswert: Sie sind erstens erst nach 1945 entstanden; sie drücken sich zweitens ganz wesentlich im künstlerischen und literarischen Leben aus und sind drittens besonders eng mit Schlesien verknüpft.

Die Kultur dieses historischen Landes an der Oder wird mittlerweile von Deutschen, Polen und Tschechen zunehmend als gemeinsames europäisches Erbe gepflegt.³ Freilich war Schlesien seit dem späten 19. Jahrhundert auch

1 Vgl. Günther Schiwy: Eichendorff. Der Dichter in seiner Zeit. Eine Biografie, München 2000.

2 Vgl. Karl Freiherr von Eichendorff: Eichendorff-Denkmäler und Gedenksteine, in: Aurora 4 (1934), S. 108–112, hier S. 111.

3 Den Begriff „gemeinsames Kulturerbe“ verwendete bereits ab 1988 der bis heute bedeutende Arbeitskreis deutscher und polnischer Kunsthistoriker und Denkmalpfleger um Andrzej Tomaszewski und Dethard von Winterfeld. Zum beachtlichen Reflexionsstand des heutigen Schlesienbildes vgl. beispielhaft Wojciech Kunicki: Schlesien. Mythos der Anfänge – Katastrophe des Endes – Utopie der Zukunft,

Spannungsfeld konkurrierender nationalistischer Ansprüche, die immer noch fortwirken.

Eichendorff, in Lubowitz (Lubowice) bei Ratibor (Racibórz) geboren und in Neiße (Nysa) gestorben, gehört neben Martin Opitz, Andreas Gryphius und Gerhart Hauptmann zu den bekanntesten Dichtern aus Schlesien. Seine Geburtsheimat wurde, obwohl sie in seinem Werk nicht im Vordergrund steht, entscheidend für seine erinnerungspolitische Rezeption.

Eichendorffs Werk ist alles andere als betuliche Heimatdichtung. Es ist überaus reich an Nuancen, Stimmungen, Motiven und stilistischen Registern. In seiner Lyrik fungieren das Volkslied, in der Prosa unter anderem das Märchen als Vorbilder. Eichendorff variiert die Motivkreise der Sehnsucht und der Suche sowie des Selbstverlusts vor dem Hintergrund eines prononciert christlichen Weltbildes – frei von jedweder Deutschtümelei. Dennoch gilt: Wann immer Eichendorffs in Deutschland gedacht wurde, geraten Werk und Dichterpersönlichkeit in Gefahr, zum verkürzten Sinnbild zu werden für politisierte Konzepte von Region, Nation und Kultur, im schlimmsten Fall zum bloßen Propagandamaterial.⁴

Als die symbolische Verbindung Eichendorffs mit Wangen geknüpft wurde, fungierten einige zuvor in Oberschlesien tätige Aktivisten einer solchen Instrumentalisierung Eichendorffs und anderer schlesischer Dichter als Gründerpersönlichkeiten. Wichtig sind der Verwaltungsbeamte und Schriftsteller Egon H. Rakette, der Gymnasiallehrer und Schriftsteller Willibald Köhler sowie der Buchhändler Carl Ritter, die 1951 den Wangener Kreis als Vereinigung aus dem Osten stammender Literaten und Künstler und dessen jährliche Treffen, die *Wangener Gespräche*, ins Leben riefen. Neben der konsequent spartenübergreifenden „Esslinger Künstlergilde“ kann der von Schriftstellern dominierte Wangener Kreis als eine der bekanntesten Künstlerverbindungen im Spektrum der westdeutschen Vertriebenenorganisationen gelten.

Unter den mehr als zwölf Millionen Menschen, die im Zuge von Flucht und Zwangsumsiedlung seit Ende 1944 die ehemals deutschen Provinzen und

in: Hans Henning Hahn/Robert Traba (Hrsg.): *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte*, Bd. 1, Paderborn 2015, S. 217–234.

4 Vgl. Martin Hollender: *Die politische und ideologische Vereinnahmung Joseph von Eichendorffs. Einhundert Jahre Rezeptionsgeschichte in der Publizistik 1888–1988*, Frankfurt/M. 1997; neuere Zusammenfassung und Problematisierung bei Eckhard Grunewald: *Der „deutsche Dichter“? Stationen der Eichendorff-Rezeption in Oberschlesien und darüber hinaus*, in: Matthias Weber (Hrsg.): *Deutschlands Osten – Polens Westen. Vergleichende Studien zur geschichtlichen Landeskunde*. Frankfurt/M. 2001, S. 347–370.



Die Statue von Josef von Eichendorff in Wangen im Allgäu ist ein Abguss eines Werks, das der Bildhauer Leopold Hohl 1931 für seine Heimatstadt Neutitschein (Nový Jičín) in Mähren geschaffen hat.

Siedlungsgebiete im östlichen Mitteleuropa verlassen mussten, standen Menschen mit künstlerischen Berufen vor spezifischen Herausforderungen. Für sie bedeutete der Wegfall von unterstützenden und rezipierenden Milieus,

von kulturellen Netzwerken, von etablierten Institutionen wie Verlagen, Theatern und Rundfunksendern und von regionalen Publikumszusammenhängen eine zusätzliche Herausforderung neben der allgegenwärtigen materiellen und seelischen Not. So erklären sich Zusammenschlüsse von Literaten und Künstlern vor allem aus dem Bedürfnis, diese Verluste zu kompensieren. Freilich hatten die Gründer des Wangener Kreises ein ebenso großes Interesse, sich in die bundesrepublikanische Wirklichkeit zu integrieren.⁵

Dieses Ziel und das Zusammenwirken der Gründer mit vielen anderen Akteuren beeinflussten von Anfang an die Wangener kulturellen Aktivitäten um Eichendorff und Schlesien und unterwarfen sie außerdem einem andauernden Wandlungsprozess. Ein unmittelbares Anknüpfen an die nationalistische Missdeutung Eichendorffs war nicht opportun. Wie vor 1945 waren aber sowohl das deutschlandweite Prestige des Dichters als auch seine enge Verknüpfung mit Schlesien für Köhler und seine Mitstreiter zentral.

In dem ländlich geprägten Wangen,⁶ das 1945 noch keine 10 000 Einwohner hatte und von Kriegszerstörungen weitgehend verschont geblieben war, stieg der Anteil von „Heimatvertriebenen“ an der Bevölkerung bis 1958 auf 18 Prozent an, in absoluten Zahlen 2275 von 12 631 Menschen. Für das soziale und bauliche Gefüge Wangens bedeutete der Zuzug zahlreicher Deutscher aus dem Osten anfangs eine große Belastung, schon bald aber auch einen Modernisierungsschub. Im Boom des Nachkriegsjahrzehnts gab es bald für praktisch alle arbeitsfähigen „Heimatvertriebenen“ Beschäftigung. Eine vordringliche Aufgabe war die Bereitstellung von Wohnraum. Die Stadt schuf ab 1949 eine Siedlung auf dem Waltersbühl und ab 1950 zwei weitere große, vor allem von Flüchtlingen und Vertriebenen bezogene Siedlungen im Wittwais und auf dem Atzenberg. Erstere hatte 1962 bereits 1760 Einwohner, darunter etwa ein Drittel Schlesier.

Landrat Walter Münch (FDP) und Bürgermeister Wilhelm Uhl (CDU) griffen die Initiative des Wangener Kreises auf, im Baugebiet auf dem Atzenberg eine „Schlesische Künstlersiedlung“ zu errichten. Es entstanden 1951/52 mit Unterstützung aus Bundesmitteln immerhin fünf freistehende Häuser in schöner Lage, die acht Künstlerfamilien und – das war außerge-

5 Vgl. Paweł Zimniak: Gruppe als Gedächtnismedium – der Wangener Kreis. Gesellschaft schlesischer Kunstschafter und Wissenschaftler, in: Marek Hałub/Anna Mańko-Matysiak (Hrsg.): *Ślaska republika uczonych*. Schlesische Gelehrtenpolitik, Bd. 3, Wrocław 2008, S. 799–829; ähnlich bereits in ders.: *Niederschlesien als Erinnerungsraum nach 1945. Literarische Fallstudien*, Wrocław/Dresden 2007, S. 83–132.

6 Das Folgende nach Rainer Jensch: *Stadtchronik Wangen im Allgäu*, Lindenberg 2015, S. 602–607.

wöhnlich – vier kompakte und diesen Familien anvertraute Institutionen aufnahmen, nämlich das Eichendorff-Archiv, das Gustav-Freytag-Archiv (beide mit quasimusealen Inszenierungen), das Hermann-Stehr-Archiv und kurzzeitig auch das Karl-von-Holtei-Archiv. Der nationalliberale Publizist, Kulturhistoriker und Schriftsteller Gustav Freytag kann wohl zu den bedeutendsten Romanciers des 19. Jahrhunderts gezählt werden. Der mit ihm befreundete Dichter, Theaterregisseur und Schauspieler Karl von Holtei machte sich unter anderem mit seinen schlesischen Mundartgedichten, die von Goethe ausdrücklich gelobt wurden, einen Namen. Herman Stehr hingegen gehörte zu jenen völkischen Autoren, die im Nationalsozialismus durch ihre ideologiekonformen Publikationen reüssieren konnten.

Der Wangener Stadtarchivar Rainer Jensch wertete die Wangener Künstlersiedlung als „erste[n] gelungene[n] Versuch in der Bundesrepublik, ein Kunst- und Kulturzentrum der verstreut lebenden Heimatvertriebenen zu schaffen“.⁷ Landrat und Bürgermeister unterstützten das Projekt in der Absicht, allen Neubürgern in Stadt und Kreis Selbstbewusstsein und Identifikationsmöglichkeit zu geben. Zugleich wollten sie offenbar einen Bildungs- und Urbanitätsanspruch für die weitere Stadtentwicklung unterstreichen. Unter den Zuzüglern war der Anteil der Personen mit höherer Bildung signifikant größer als unter den Einheimischen.⁸

Wangen wurde also unter schlesischen Vorzeichen urbanisiert und eben auch literarisiert, indem man Namen und Nachlässe von gleich vier schlesischen Dichtern an diesem Ort zusammenbrachte und ihn damit auch zum Symbol der Präsenz und des Weiterwirkens schlesischer kultureller Traditionen in der Bundesrepublik Deutschland zu machen versuchte.

Es ist im Einzelnen schwer nachzuvollziehen, welche der Akteure sich bereits aus Schlesien kannten und welche erst nach 1945 zusammenfanden – ob auf dem Atzenberg oder im Wangener Kreis. Jedenfalls war man bemüht, ein gemeinschaftsstiftendes Narrativ zu konstruieren, das als Geschichte eines unbelasteten Neuanfangs unschuldig vertriebener Geistesmenschen für die neue Gemeinschaft erzählt werden konnte.⁹

7 Ebd., S. 606.

8 In diesem Zusammenhang sollte man sich vor Augen führen, dass Wangen erst 1940 die ersten vollständig in der Stadt ausgebildeten Abiturienten verabschieden konnte.

9 Vgl. unter anderem die Sammelbände Monika Taubitz/Dagmar von Mutius/Alois Kosler (Hrsg.): *Schriftzeichen. Beiträge des Wangener Kreises zur Idee des Friedens, Heidenheim 1976*; Monika Taubitz/Meinrad Köhler (Hrsg.): *Dank an Wangen im Allgäu, Wangen im Allgäu [1990]*.

Carl Ritter, ursprünglich aus dem Hohenlohischen, war in den 1930er-Jahren Inhaber der Buchhandlung Willimsky in Oppeln. Nach einem Zeitungsbericht, der mittelbar Ritters eigene Darstellung wiedergeben dürfte, soll er 1934,

als die Verbotslisten der Reichsschrifttumskammer herauskamen, alle auf dem Index stehenden Bücher, die er in den Ofen stecken sollte, in Postpaketen verstaubt seinem Bruder in Ludwigsburg geschickt [haben]. Der lagerte die rund 3000 Exemplare in einem Güterschuppen ein.¹⁰

Nach der Flucht habe Ritter sie dort unversehrt wiedergefunden und mit diesem Bestand zunächst eine Leihbibliothek in Saulgau, dann eine Buchhandlung in Wangen gegründet.

Diese neue Ritter'sche Buchhandlung war nun ein Anlaufpunkt für Willibald Köhler, eine zentrale Figur im literarischen Leben Oberschlesiens in der NS-Zeit.¹¹ Für die sogenannte Oberschlesische Heimatbewegung, die auf die nationalistische Alarmstimmung aus den Jahren des Abstimmungskampfs über den Verbleib Schlesiens in Deutschland und der Teilung Schlesiens von 1919 bis 1922 zurückging, hatte sich der Studienrat Köhler in enger Verbindung mit dem Volksschullehrer und späteren Schulrat Karl Sczodrok (1940 umbenannt in Schodrok), Herausgeber der Zeitschrift *Der Oberschlesier* und literarischer Obmann der Deutschen Eichendorff-Stiftung, engagiert. 1935 hatte Köhler in Eichendorffs Sterbeort Neiße bereits ein Museum eingerichtet. Er war keineswegs ein unpolitischer Schöngest, sondern unter anderem Obmann der Untergruppe Oberschlesien der Reichsschrifttumskammer für Schlesien¹² sowie Sczodroks Vize in der Verbandsführung des Reichsbunds Deutscher Schriftsteller in Schlesien, Organisator von Schriftstellertagungen, Publikationen und Literaturpreisverleihungen. In seinen Romanen *Sehnsucht ins Reich* (1933) und *Vitigo* (1942) sind Delegitimierung und radikale Abwertung von Slawen und Polen im Gewand der Geschichtserzählung evident. Köhler selbst hat nichts davon nach 1945 öffentlich thematisiert.

10 [Vera Stiller]: 3000 einstmals verbotene Bücher bilden den Grundstock, in: Schwäbische Zeitung, 14.11.2007.

11 Vgl. Wojciech Kunicki: Auf dem Weg in dieses Reich. NS-Kulturpolitik und Literatur in Schlesien 1933 bis 1945, Leipzig 2006, S. 54 f., S. 540 f., S. 547–549, S. 551, S. 707, S. 763; vgl. auch Hollender, Vereinnahmung (wie Anm. 4), S. 503–549.

12 Vgl. Olaf Haas: Max Tau und sein Kreis. Zur Ideologieggeschichte „oberschlesischer“ Literatur in der Weimarer Republik, Paderborn 1988, S. 98.

Neben den vermeintlich rein literaturhistorischen Eichendorff- und Freytag-Gedenkstätten in den Geburtsorten der Dichter Neiße und Kreuzburg – in Wirklichkeit Bildungsstätten im Dienst der NS-Propaganda – führte Köhler noch eine zweite Traditionslinie für den Wangener Kreis an und strickte dafür gar an einer Legende geistigen Widerstands: Es habe Treffen befreundeter Literaten – überwiegend im Brotberuf Lehrer – in dem Ort Klein Zeidel an der Malapane (Staniszczce Małe) gegeben, die so etwas wie die Fortsetzung der 1934 „von den Nationalsozialisten zwangsweise aufgelösten“ literarischen Gesellschaft „Der Osten“ gewesen seien. Dieser „Klein-Zeideler Kreis“ habe die Zeit des Nationalsozialismus im Untergrund überbrückt. Festzuhalten bleibt, dass etwa der Gastgeber Georg Haustock den Namensvorschlag für die Umbenennung des allzu slawischen „Klein Stanisch“ in „Klein Zeidel“ lieferte und 1941 zum Bürgermeister des Dorfs ernannt wurde, und dass nicht nur Köhler, sondern auch mehrere andere Teilnehmer als Pädagogen, Heimataktivistinnen und Schriftsteller aktiv in die nationalsozialistische Kulturpolitik in Oberschlesischen eingebunden waren.¹³

Köhler baute jedenfalls in Wangen – nachdem ein Teil der Neißer Bestände vor dem verheerenden Luftangriff vom 14./15. März 1945 und vor der drohenden Plünderung gerettet worden war – ein neues Eichendorff-Museum und Eichendorff-Archiv auf. Die in Wangen verwahrten Bestände enthalten durchaus bedeutende Autographen, Lebenszeugnisse und Werkausgaben, daneben Bildnisse und Ansichten von Eichendorff, seinen Familienmitgliedern und Zeitgenossen in verschiedensten Techniken vom Aquarell über den Stich und den Scherenschnitt bis zur Gemme.¹⁴ Ein aktuelles Verzeichnis wird von der letzten Vorsitzenden der 2010 aufgelösten Eichendorff-Gesellschaft, Ursula Regener, Professorin an der Universität Regensburg, geführt.¹⁵

Neben Museum und Archiv ist es der Eichendorff-Literaturpreis, der die Verbindung Wangens mit Eichendorff zum Ausdruck bringt. Der aus Landesförderung bezahlte Preis (seit Mitte der 1950er-Jahre mit 10 000 DM, ab 2002

13 Johannes Rasim: Woher kam „Der Jäger mit der Flöte“? [Vortrag vom 10.06.2014 in Oppeln] (www.wangener-kreis.de/mediapool/147/1473298/data/Peter_Schrat_Seiten_4.pdf, Zugriff am 21.2.2019).

14 Vgl. Barbara Strehlow: Das Eichendorff-Erbe in Wangen, in: *Der gemeinsame Weg* 3/4 (1976), S. 46 f.

15 Vgl. www.uni-regensburg.de/sprache-literatur-kultur/germanistik-ndl-1/medien/pdf/regener_ea_em_bestandslisten.pdf, Zugriff am 21.2.2019. Zur Auflösung der Gesellschaft vgl. Ursula Regener: Zur Geschichte der Eichendorff-Stiftung und der Eichendorff-Gesellschaft, in: www.uni-regensburg.de/sprache-literatur-kultur/germanistik-ndl-1/regener/eichendorff-forum/geschichte-der-eg/index.html, Zugriff am 3.4.2019.



Im Städtischen Museum der Allgäu-Stadt Wangen werden Büsten, Bilder und Erinnerungsstücke des bedeutendsten Dichters der Spätromantik, seiner Familie und seiner Weggefährten präsentiert.

mit 5000 Euro dotiert) wird im Rahmen der *Wangener Gespräche* verliehen. Zwischen 1953 und 1955 trug er zunächst den sympathischen, an Eichendorffs bekanntestes Prosawerk anknüpfenden Namen „Taugenichts-Reisestipendium“. Seit 1956 heißt er „Eichendorff-Literaturpreis“.

Zunächst privat betreutes Museum sowie Archiv und Literaturpreis waren also die Medien der Erinnerung, die in Wangen etabliert wurden. Eichendorff wurde einerseits als diffus bekannt und prestigeträchtig vorausgesetzt, andererseits zur inhaltlichen Auseinandersetzung den Germanisten überlassen. An der neuen Phase propagandistischer Indienstnahme des Dichters im Kontext landsmannschaftlicher Kulturpolitik beteiligte sich zwar beispielsweise das Mitglied des Wangener Kreises Karl Schodrok (1952 Gründer der Eichendorff-Stiftung e. V., die 1969 in der Eichendorff-Gesellschaft aufging). Der Vorstand des Wangener Kreises brachte sich aber in diesen Strang der Eichendorff-Rezeption offenbar nicht aktiv ein.

Vom ursprünglichen Konzept von vier literarischen Archiven ist neben dem Eichendorff- nur das Freytag-Archiv in Wangen erhalten – auch dieses mit einer musealen Präsentation. Das Hermann-Stehr-Archiv und das Karl-von-Holtei-Archiv befinden sich heute in Marbach und Köln.¹⁶

16 Der von der Tochter des Dichters Ursula Meridies-Stehr und ihrem Mann Wilhelm Meridies anfangs in der Künstlersiedlung betreute Bestand, der über 1000 ungedruckte Gedichte und Vorarbeiten zu zwölf ungedruckten Romanen

Das Ehepaar Karl Fleischer und Margret Fleischer-Mucha hatte in Kreuzburg (Kluczbork) das bereits 1900 gegründete Gustav-Freytag-Museum mit wertvollen Beständen aus Familienbesitz betreut. Es war in den letzten Kriegstagen 1945 völlig zerstört worden. In Wangen gingen die beiden bereits 1951 daran, den Grundstock für ein neues Museum zu legen, sammelten etwa die Qualifikationsschriften, Originalbriefe und Ausgaben von Freytags Werken, Gemälde und etwas Porzellan.¹⁷ Im Kontakt mit dem Sohn des Schriftstellers Gustav Willibald Freytag hatten die Fleischers vor 1945 nach der Einschätzung des Freytag-Biographen Philipp Böttcher an einer Deutung Freytags im Geist des Nationalsozialismus mitgewirkt: Noch bis 1960 finden sich in den *Gustav-Freytag-Blättern* Versuche, den Autor „auf das nationalsozialistische Resterbe zu reklamieren“.¹⁸ Später gelangte unter anderem ein Teilnachlass Freytags, darunter seine Briefe an den Verleger Salomon Hirzel, in den Bestand, weshalb Wangen tatsächlich ein lohnendes Ziel für an Freytag interessierte Germanisten darstellt.

Eichendorff- und Freytag-Museum befinden sich seit der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre im ehemaligen Färberhaus beim Pulverturm und sind über einen Wehrgang vom Museum in der Eselmühle aus zugänglich. Die beiden verbliebenen Archive werden im Gebäude nebenan unmittelbar am Pulverturm (Lange Gasse 1) verwahrt und vom Stadtarchiv betreut.

Es waren längst nicht nur Schlesier, die in Wangen zusammenfanden, doch über all die Jahre war eine Verbundenheit mit einem manchmal nur nebulös gefassten „Osten“ zweifellos als Beglaubigung erforderlich. So finden sich auch Persönlichkeiten, in deren Biographie Schlesien lediglich Etappe war, sowie etliche aus Ostpreußen, Pommern und Brandenburg, zudem DDR-Flüchtlinge sowie Sudetendeutsche aus der Tschechoslowakei unter den Eichendorff-Preisträgern und den Teilnehmern. Der Preis und die dabei gehaltenen Laudationes und Dankesreden – als möglicher Resonanzraum auch einer Eichendorff-Rezeption und ihrer Wandlungen – wurden

aufwies, befindet sich mittlerweile im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Auf Initiative der Breslauer Verlegerwitwe Anni Korn (1885–1960) entstand ab 1953 ebenfalls auf dem Atzenberg das Karl-von-Holtei-Archiv, das Korn allerdings bereits 1958 nach Köln transferierte; es ist dort als Teil der Breslauer Sammlung in der Stadtbibliothek benutzbar, vgl. dazu Kurt Brommer: Der Nachlaß Carl von Holteis jetzt in Köln, in: *Der Schlesier* 11 (1959), S. 6.

17 Vgl. Norbert Mattern: „Als flöge sie“. Joseph von Eichendorffs Seele mag man an vielen Orten suchen, finden muß sie ein jeder an dem seinen, in: *Kulturpolitische Korrespondenz* 1296 (2010).

18 Philipp Böttcher: *Gustav Freytag. Konstellationen des Realismus*, Berlin 2018, S. 22.

noch nicht untersucht. Beide sind im Archiv des Wangener Kreises im Stadtarchiv dokumentiert. Seit der Jahrtausendwende scheint Eichendorffs Herkunft immer weniger Gewicht für die Preisentscheidungen gehabt zu haben; die Ausrichtung an literarischer Qualität ist an die Stelle des manchmal damit in Konflikt stehenden Förderprinzips und der Absicht sozialer Unterstützung getreten, die in den ersten Jahrzehnten des Preises ihre Berechtigung hatten. Von Christoph Hein über Wulf Kirsten bis zu Michael Krüger finden sich etliche der renommiertesten deutschen Gegenwartsauteuren unter den Ausgezeichneten.

Bereits in den 1960er-Jahren wird im Wangener Kreis ein Generationswechsel spürbar. Die auf Prestige ausgerichtete und von greifbarer Instrumentalisierung freigehaltene Strategie der Gründer hatte es tatsächlich vermocht, Jüngere – nicht nur die ersten Preisträger – anzulocken und an den Kreis zu binden: Jüngere, die in Ton und Inhalt allmählich Veränderungen herbeiführten, allerdings ohne Debatten oder gar einen Bruch mit der Gründergeneration zu suchen. Der Preis für diese Harmonie ist freilich hoch: Eine Trauerarbeit, die die Indienstnahme Eichendorffs und des schlesischen Kulturerbes für den Nationalsozialismus reflektiert hätte, fand nicht statt. Diese hätte sich wohl oder übel mit den politischen Verirrungen und ideologischen Entstellungen der schlesischen Literaturgeschichte durch Akteure wie Köhler und Fleischer, Rakette oder auch im weiteren Sinne mit der nationalistischen Vergiftung des Kulturlebens in Schlesien zwischen 1914 und 1945 auseinandersetzen müssen. Neben Köhler hatte insbesondere Rakette, der zeitweise stellvertretender Obmann der Landesgruppe Schlesien der Reichsschrifttumskammer war, daran Anteil.¹⁹ Mancher Teilneh-

19 Egon Helmut Rakette wurde 1909 in Ratibor (Racibórz) geboren und starb 1991 in Oberwinter bei Bonn. Er studierte nach eigenen Angaben „ein Semester Volkswirtschaft, zwei Semester Kunstgeschichte und fünf Semester Architektur“ (Selbstverfasster Lebenslauf Rakettes, ohne Fundortangabe wiedergegeben bei Kunicki, Auf dem Weg [wie Anm. 11], S. 771) an verschiedenen Hochschulen in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich und Belgien. „Als Bauhaus-Schüler erlebte er die Schließung des Bauhauses in Dessau und den letzten Versuch Mies van der Rohes, das Bauhaus auf privater Basis in Berlin zu erhalten.“ (Klappentext seines Romans *Bauhausfest mit Truxa*, München 1973). 1934 bis 1938 war er Mitglied der SS, seit 1937 der NSDAP (vgl. Kunicki, Auf dem Weg [wie Anm. 11], S. 196). Als junger Autor, Beamter der Provinzialverwaltung und ehrenamtlicher Netzwerker engagierte er sich nachdrücklich für die NS-Literaturpolitik in Schlesien. Seine Aufgabe war insbesondere der Aufbau lokaler Schriftsteller-Arbeitskreise und daran angehängter Freundeskreise in zwölf schlesischen Regionen. Er geriet in Konflikte mit konkurrierenden Akteuren der Kulturpolitik, ohne deshalb jedoch als Widerständler gelten zu dürfen. Als Soldat war er

mer der *Wangener Gespräche*, der solche Ambivalenz empfand, mag wie viele Deutsche in der Nachkriegszeit gehofft haben, dass die vergehende Zeit heilsam wirken würde.

Kontinuität und verlässliche institutionelle Unterstützung bot für den Wangener Kreis und den Eichendorff-Literaturpreis später auch die Stiftung Kulturwerk Schlesien in Würzburg. Es handelte sich um eine durchaus leistungsfähige und in der deutschen Kulturszene wahrgenommene Institution, besonders zwischen 1972 und 2001, als sie unter der Leitung von Eberhard Günter Schulz stand. Schulz lehrte an der Universität Duisburg-Essen Philosophie und bemühte sich erfolgreich um die Reintegration Schlesiens und des „Deutschen Ostens“ insgesamt in das Geschichtsbild der Bundesrepublik.

Ihm und einigen anderen Akteuren war es zu verdanken, dass der Gedanke der Versöhnung in den Verlautbarungen rund um den Wangener Kreis, der sich von jeglichen revanchistischen Tönen stets ferngehalten hatte, immer mehr Raum gewann. Willibald Köhler war es schon 1957 gelungen, den im schlesischen Beuthen (Bytom) geborenen Schriftsteller und Verleger Max Tau für den Wangener Kreis zu interessieren. Der 1938 nach Norwegen Emigrierte setzte sich als einer der ersten prominenten deutschen Juden mit großem Idealismus für eine Rehabilitierung Deutschlands ein; neben dem Nationalsozialismus habe es auch das „andere Deutschland“ gegeben. Diese entlastende Botschaft hörten viele Deutsche gern; 1950 hatte Tau als erster den neu geschaffenen Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten. Sein Wohlwollen für die sich in Wangen sammelnden „ostdeutschen“ Kulturschaffenden teilten auch die jüdischen Schlesier Walter Meckauer und Max Lippmann, die sich dem Kreis anschlossen. Eine andere im deutsch-jüdischen Dialog engagierte Literatin hatte im Wangener Kreis mit der Zeit großes Gewicht: Dagmar Nick (* 1926), die selbst Breslauer Juden zu ihren Vorfahren zählt und den Eichendorff-Preis 1965, zwei Jahre nach ihrem Buch *Einladung nach Israel*, erhalten hatte.

Weit zurückhaltender waren in den ersten Jahren die Ansätze zu einer Aussöhnung mit Polen. Polnische Gäste scheinen bei den *Wangener Gesprächen* überhaupt erst nach 1989 aufgetreten zu sein. Außerhalb Wangens tat

einer Propagandakompanie zugeordnet, erhielt den Deutschen Volkstumspreis und verfasste noch zwei Romane (vgl. Kunicki, *Auf dem Weg* [wie Anm. 11], S. 196–218). Nach 1945 konnte er in der Bundesrepublik an die Tätigkeiten als Beamter, Autor und Netzwerker anknüpfen: Er arbeitete in der Bundesratsverwaltung, verfasste Romane und Lyrik brachte Autoren aus Schlesien im Wangener Kreis und für Anthologien zusammen. 1964 erhielt er den Eichendorff-Literaturpreis.

sich einiges: So führte etwa Ernst-Günther Bleisch, ab 1978 Vorsitzender des Wangener Kreises, poetische Zwiegespräche mit dem polnischen, in Wrocław (Breslau) lebenden Dichter Tadeusz Różewicz. Eine späte Korrektur war in dieser Hinsicht die Verleihung des Eichendorff-Preises 2002 an die Breslauer Lyrikerin Urszula Koziol. Für die Öffnung gegenüber den polnischen Nachbarn steht schließlich wie keine zweite die prägende Gestalt für den Wangener Kreis der jüngeren Generation, die 1937 in Breslau geborene und in Meersburg lebende Lehrerin und Schriftstellerin Monika Taubitz, die spät, aber intensiv damit begann, in der alten Heimat Kontakte zu knüpfen und insbesondere polnische Germanistinnen und Germanisten nach Wangen einzuladen.

Es scheint, dass Eichendorff auch in dieser Phase wieder „stummer Schutzpatron“ war. Seine Gestalt oder sein Werk wurde daher nur in Laudationes und Preisträgerreden, vor einigen Jahren etwa bei Jörg Bernig, der Eichendorff als unzeitgemäßen Konservativen und Vordenker des Umweltschutzes interpretierte, nicht aber in Verlautbarungen des Wangener Kreises gedeutet.

Die *Wangener Gespräche* und die Verleihung des Eichendorff-Preises waren nach 2010 für eine zusammengeschmolzene Gruppe von Teilnehmern vor allem Gelegenheit, Jugend- oder auch nur Kindheitserinnerungen an Schlesien auszutauschen, was nicht heißt, dass nicht auch weiterhin in diesem Rahmen immer wieder bemerkenswerte Begegnungen mit Literatur auch jenseits der jeweiligen Preisträger gelingen. Bei vielen der Hochbetagten blieb Dankbarkeit für die Aufnahme in ein stützendes und verständnisvolles Milieu, das eine zumindest geistige Verwurzelung in einer nicht mehr zugänglichen Herkunftslandschaft zu bieten schien.

Für die Zeit nach der Jahrtausendwende bleibt festzustellen, dass nur einige wenige an Literatur interessierte Menschen den Weg zu den *Wangener Gesprächen* finden. Es scheint konsequent, dass den Kreis nach Monika Taubitz die in Schlesien eben noch geborene, im Allgäu wohnende Lyrikerin Stefanie Kemper und nun der zwischen den Ländern pendelnde, jüngere ober-schlesische Journalist und Publizist Johannes Rasim zu leiten unternehmen haben. Eichendorff bleibt also in Wangen präsent, doch ohne die Gäste, für die er ein Heimatsymbol war, dürfte er den Wangenern bald ein Stück fremder werden. Vielleicht kann es aber gerade so gelingen, wie schon Adorno träumte, ihn „erkennend vor Freunden und Feinden [zu] retten“, jenseits „sturer Apologie“.²⁰

20 Theodor W. Adorno: Zum Gedächtnis Eichendorffs, in: ders.: *Noten zur Literatur*, Frankfurt/M. 1974, S. 69–94, hier S. 71.

Warum die Stadt Konstanz die Wilhelm-von-Scholz-Straße umbenannte

Hermann Hesse zählte Wilhelm von Scholz (1874–1969) zu „den ernsthaftesten Dichtern unserer Tage“.¹ Die beiden Schriftsteller hatten sich 1904 am Bodensee kennengelernt. In der Folge kam es zu wiederholten Begegnungen in Gaienhofen, wo Hesse sich die „erste legitime Werkstatt“² seines Berufes eingerichtet hatte, und in der Konstanzer *Villa Seeheim*, dem Alterssitz der Eltern, in dem sich Scholz 1938 selbst niederließ. Die Villa sah illustre Gäste, in den Ostertagen 1898 etwa Rainer Maria Rilke.³ Auch Franz Werfel zeigte sich von Scholz angetan. Dessen 1926 erschienenen Roman *Perpetua* lobte er hymnisch.⁴ Nicht minder lobend fiel das Urteil von Oskar Loerke aus:

Sollten zu den Namen Wilhelm von Scholz mehr als vier oder fünf Namen deutscher Erzähler gestellt werden, so können sie nicht aus der Reihe der Lebenden genommen werden.⁵

Diese Liste kollegialer Huldigungen, in die sich mit Gerhart Hauptmann ein weiterer Literaturnobelpreisträger einreihete,⁶ kam nicht von ungefähr. Scholz hatte seine Meriten als Schriftsteller und Literaturfunktionär. So war der als Neu-Klassiker und Neu-Romantiker bekannte Dichter von 1926 bis 1928 Präsident der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für

1 Zitiert nach o. V.: Wilhelm von Scholz im Spiegel der Zeit, Stuttgart 1924, S. 6.

2 Zitiert nach Doris Schiller/Dieter Schiller: Literaturreisen Bodensee. Wege, Orte, Texte, Stuttgart 1990, S. 220.

3 Vgl. Siegmund Kopitzki: Rilke in Konstanz, Marbach a. N. 2014, S. 1–16, hier S. 3.

4 Vgl. o. V.: Wilhelm von Scholz im Urteil der Zeitgenossen, in: Wilhelm von Scholz: Theodor Dorn. Roman eines Forschers, Ulm 1967, S. 308.

5 Zitiert nach ebd.

6 Vgl. Wilhelm von Scholz: Erinnerungen an Gerhart Hauptmann, in: Bernhard Zeller (Hrsg.): Gerhart Hauptmann. Leben und Werk. Gedächtnisausstellung zum 100. Geburtstag des Dichters im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N. 1962, S. 362.

Dichtkunst. Scholz saß an einem Tisch mit Thomas und Heinrich Mann, mit Alexander Döblin und anderen namhaften Schriftstellern der Weimarer Republik. Als er sein Amt etwas übereilt aus „Gesundheitsrücksichten“⁷ niederlegte, wurden Wünsche aus dem deutschnationalen Lager laut, sein Nachfolger möge sich in ebensolcher Weise auf den Boden der „politischen Tatsachen“⁸ stellen wie Scholz, „Preußens scheidender Dichtershirt“.⁹



Wilhelm von Scholz (4. v. l.) auf der Tagung der Preußischen Akademie der Künste im Jahre 1929. Ebenfalls auf dem Foto zu sehen sind Heinrich und Thomas Mann sowie Alfred Döblin.

Wenn von Scholz nach dem Epochenjahr 1945 die Rede war, zumal in der Bodenseeregion, die der Spross des preußischen Finanzministers Adolf von Scholz nach dem Umzug von Berlin nach Konstanz zu seiner zweiten Heimat erklärte, dann nicht mehr von seinen literarischen Meriten. In den Blickpunkt geriet – milde formuliert – sein „distanzierter Flirt mit den

7 Berliner Nachtausgabe, 27.9.1928.

8 Ebd.

9 Ebd.

Ungeistern des Dritten Reichs“.¹⁰ Wie Hauptmann, der nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten 1933 eine Loyalitätserklärung der nun „Deutsche Akademie der Dichtung“ genannten einstigen Sektion der Preußischen Akademie unterzeichnete und sich in der Folge mit dessen Politik arrangierte, sagte auch deren ehemaliger Präsident Scholz „Ja“ zum Führerstaat.

Das allzu zügige Votum irritierte sein Umfeld. Scholz galt als ein ins Literarische gewandelter Großbürger der Gründerepoche. Als Dichter hatte er mit der Tagespolitik nur wenige Berührungspunkte. Seine politischen Auftritte sind an einer Hand zu zählen. Sie sprechen überwiegend für einen gemäßigten Dichterpolitiker. Während seiner Präsidentschaft eckte er einmal im Herbst 1927 im deutschnationalen Spektrum mit einer Rede über Heinrich von Kleist an.¹¹ Er hatte den vielerorts als Patrioten vereinnahmten Dichter in die Nähe von Pazifisten gerückt. Scholz ein Linker? Das hat ihn, der die Bestimmungen des Versailler Vertrags von 1919 wie die meisten Deutschen als Demütigung empfand, vermutlich selbst staunend gemacht. Dieses vorschnelle Urteil spiegelt aber die widersprüchlichen Verhältnisse der Weimarer Demokratie wider. Die rechten Interpreten seiner Rede hatten im Übrigen nur halb zugehört. Scholz reklamierte an anderer Stelle Kleist als „Mitvorkämpfer“¹² des untergegangenen preußisch-klein-deutschen Kaiserreichs – und gab damit nur eine gültige Lehrmeinung wieder.

Auch weitere öffentliche Auftritte in den 1920er-Jahren ergeben ein anderes Bild als das eines Sympathisanten der nationalsozialistischen Bewegung. So hielt er im PEN-Club eine Rede über die Aufgabe der Schriftsteller ganz im Sinne der Völkerverständigung.¹³ Diese Volte ist vor dem Hintergrund der Aufnahme Deutschlands 1926 in den Völkerbund besonders bemerkenswert. In dem Vortrag *Von unserem Nationalgefühl*, der im *Mitteilungsblatt des Verbandes Nationaldeutscher Juden* erschien, legte er 1928 das Bekenntnis zu einem Deutschland ab, „in dem wir niemanden nach seiner Abstammung, aber jeden nach seiner deutschen Bewährung fragen wollen, als

10 Joachim Günter: Nachruf auf Wilhelm von Scholz, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.6.1969.

11 Vgl. David Bruder: „Gefühlsverwirrung“. Wilhelm von Scholz, Kleist und die Weimarer Republik, in: Manfred Bosch/Siegmund Kopitzki (Hrsg.): Wettlauf mit dem Schatten. Der Fall (des) Wilhelm von Scholz, Konstanz 2013, S. 101–118, hier S. 102 f.

12 Ebd. S. 107 f.

13 Vgl. Arnulf Moser: Wilhelm von Scholz und seine Familie, in: Bosch/Kopitzki, Wettlauf mit dem Schatten (wie Anm. 11), S. 15.

das viel Höhere, viel Schönerer“. ¹⁴ Der Kontakt zum Verband Nationaldeutscher Juden war über dessen Gründer Max Naumann zustande gekommen. Später sagte sich Scholz von ihm los.

In seinem Gottsucherroman *Der Weg nach Ilok* (1930), aber insbesondere auch schon in seinem Trauerspiel *Der Jude von Konstanz* (1905) wandte sich Scholz gegen Juden- und Ketzerverfolgung. In dem Stück rekonstruiert er das mittelalterliche Konstanz und setzt den Arzt Nasson ins Zentrum des Geschehens. Nasson ist ein zum katholischen Glauben konvertierter Jude, ein Außenseiter, der zwischen den schwelenden Konflikten der Glaubensgemeinschaften zerrieben wird. Noch 1935 urteilte sein Freund Loerke über das Drama: „*Der Jude von Konstanz* ist doch gewiß ein Zeugnis des warmherzigen Mitleids mit ungerecht Verfolgten“, um dann – mit Blick auf die kommende Judenverfolgung – doppelsinnig zu vermerken, „trotzdem weht schon der erste Klang, als der jüdische Arzt Nasson bei der toten Katze den Morgen heranwacht, anderswoher ...“. ¹⁵ Nicht zuletzt mit dem Bühnenwerk und dem *Ilok*-Roman, der zeitweise auf dem Index der Nationalsozialisten stand, aber auch mit seinen Vorträgen, Aufsätzen und Dichtungen nahm Scholz selbst die jüdische Leserschaft für sich ein. Und selbstverständlich gehörten jüdische Schriftsteller und Intellektuelle zu seinem Freundes- und Kollegenkreis. Darunter war auch der helllichtige Theatermann Willy Meyer. Schon im Juli 1934 kam es zwischen den beiden zum Bruch: „Mein Freund von einst!“, schrieb Meyer aus dem italienischen Bolzano, auf der Flucht vor den neuen Machthabern, „Sie, der so entzückende chassidische Geschichten zu erzählen wussten, sind auch Sie auf den Rassenschwindel hereingefallen – ich kann, ich will es nicht glauben.“ ¹⁶ Eine Antwort von Scholz ist nicht bekannt.

In Konstanz – die Stadt hatte den Fünfzigjährigen 1924 mit einer Festwoche geehrt, um damit eine unauslöschliche Erinnerung zu stiften – gehörte auch der jüdische Historiker Erich Bloch zu seinen Bewunderern. Mit seinen zwischen 1933 und 1945 entstandenen Einlassungen habe der Dichter aber „seine humanen und universalen Ideen verraten“, ¹⁷ klagte Bloch in seiner *Geschichte der Juden von Konstanz*.

14 Zitiert nach Manfred Bosch: „Wo aber blieb die menschliche Bewährung?“. Eine Dokumentation, in: Bosch/Kopitzki, *Wettkampf mit dem Schatten* (wie Anm. 11), S. 227–273, hier S. 234.

15 Oskar Loerke: Wilhelm von Scholz, in: *Die Neue Rundschau* 1 (1935), S. 213.

16 Zitiert nach Bosch, „Wo aber blieb die menschliche Bewährung?“ (wie Anm. 14), S. 249 f.

17 Erich Bloch: *Geschichte der Juden von Konstanz im 19. und 20. Jahrhundert*. Eine Dokumentation, Konstanz 1971, S. 89.

Schon im Mai 1933, nach der Bücherverbrennung, ließ sich Scholz willfährig auf eine Debatte mit dem französischen Schriftsteller Romain Rolland ein. Dieser sollte die von Reichspräsident von Hindenburg gestiftete Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten, wie schon vor ihm Scholz. Rolland lehnte die Auszeichnung ab und griff in einem offenen Brief das neue Deutschland an. Scholz verteidigte so vehement wie pathetisch die ‚Bewegung‘: „Sehnsucht ist Wille geworden, Wille Tat; die Sehnsucht, der Wille, die Tat: daß wir das Volk endlich werden, das wir seit Anbeginn sind!“¹⁸ Nach der Loyalitätserklärung der Akademiemitglieder unterschrieb er im Herbst 1933 auch diejenige der 88 Schriftsteller gegenüber Adolf Hitler und gelobte „treueste Gefolgschaft“.¹⁹

Bei den in der Weimarer Republik üblichen Umfragen unter Prominenten war Scholz ein gefragter Mann. Im Sommer 1934 antwortete er auf die Frage nach der Glaubwürdigkeit von Hitlers Friedensbeteuerungen: „Wer Adolf Hitler je sprechen hörte, muß gefühlt haben, daß der Reichskanzler jedes seiner Worte mit allem Ernst und aller Ehrlichkeit meint, wie er es sagt.“²⁰ Umso erstaunlicher, dass sich Scholz zeitgleich beim Regierungspräsidenten von Potsdam für die jüdische Mitbürgerin Rahel ben Gorion einsetzte, die von Ausbürgerung bedroht war. Diese nicht ungefährliche Initiative spricht für seine Menschlichkeit, aber noch mehr für seine politische Naivität. Tatsächlich hatte er mit seinem Engagement Erfolg, wie ein Dankschreiben der Autorin belegt.²¹

Die Gründe, warum er dem Hitler-System „huldigte“ und ihm auch „genehm“ war,²² fügen sich zu einem widersprüchlichen Bild. In der Debatte um Scholz, die Ende 2007 im Bodenseeraum einsetzte, brachte der Konstanzer Historiker Jürgen Klöckler Scholzens Wende auf die Formel „Selbstbehauptung durch Selbstgleichschaltung“.²³ Die Bereitschaft des Dichters zur Kooperation war demnach hoch, „um durch eigenes Mitwirken persönlich zu profitieren, finanziell wie ideel“.²⁴ Gewiss spielten auch eine „gehörige

18 Bosch, „Wo aber blieb die menschliche Bewährung?“ (wie Anm. 14), S. 241.

19 Günter Scholdt: Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919–1945 und ihr Bild vom „Führer“, Bonn 1993, S. 752.

20 Bosch, „Wo aber blieb die menschliche Bewährung?“ (wie Anm. 14), S. 247.

21 Vgl. Jürgen Klöckler: „Mitläufer ohne Sühnemaßnahmen“. Die Entnazifizierung des Dichters Wilhelm von Scholz durch einfachen Verwaltungsakt, in: Bosch/Kopitzki, Wettlauf mit dem Schatten (wie Anm. 11), S. 169–179, hier S. 176.

22 Werner Bergengruen: Schriftstellerexistenz in der Diktatur, München 2005, S. 142.

23 Klöckler, Mitläufer ohne Sühnemaßnahmen (wie Anm. 21), S. 170 f.

24 Vgl. ebd.

Portion Geltungssucht und narzisstische Tendenzen²⁵ des Ehrgeizlings eine Rolle, wie wiederum Manfred Bosch schreibt. Nicht abwegig ist auch die Meinung, dass Scholz 1933 den Höhepunkt seines schriftstellerischen Erfolgs überschritten hatte und möglicherweise auf eine zweite Karriere im völkischen NS-Staat spekulierte. Sein „hierarchisch-autoritär geprägtes Weltbild“²⁶ kam ihm dabei entgegen, die nationalsozialistische Kulturpolitik kritiklos zu akzeptieren. Aber auch die Hoffnung auf finanziellen Beistand wird als Motiv genannt. Scholz hat sein Einkommen im „Dritten Reich“ vervielfacht. Anlässlich seines 70. Geburtstags erhielt er 30 000 Reichsmark aus dem Verfügungsfond Hitlers.²⁷ Und schließlich wird sein sozialer Habitus ins Spiel gebracht:

Scholz war – noch im ganz jungen Kaiserreich geboren und dessen Staatsräson eng verbunden – nach dem Ersten Weltkrieg zum konservativen Demokraten teils deutschnationaler, teils liberaler Prägung geworden.²⁸

Scholz' Demokratieverständnis war demnach – nicht ungewöhnlich für seine Kreise – mindestens labil.

Der vorausseilende Gehorsam hatte auch damit zu tun, dass er glaubte, das Vertrauen der neuen geistespolitischen Führer als Dichter nationaler Prägung nicht erfüllt zu haben: Im Sommer 1933 wurde ihm zugetragen, dass er auf einer „schwarzen Liste“ missliebiger Schriftsteller stand, offenbar wegen seiner Freundschaften „zu mehr oder weniger prominenten Juden des Schrifttums und der Kunst“.²⁹ Dieser Eindruck wurde durch die Mitteilung bestärkt, die er im gleichen Zeitraum vom Lektor seines Verlags Rudolf Soelter erhielt: „Man sucht an Ihrem Schaffen herum und möchte daraus Schatten hervorzaubern“.³⁰

Daraus lässt sich erklären – wenngleich nicht entschuldigen –, dass sich Scholz in den Erinnerungen *An Ilm und Isar* (1939) von seinem philosemitischen Drama *Der Jude von Konstanz* (1905) distanzierte. Die menschliche Tragik des Helden Nasson, der sich weder dem Judentum noch dem Christentum zugehörig fühlt, von beiden Religionen angefeindet wird und schließlich den Freitod wählt, sowie die darin enthaltene Toleranzbotschaft deutete er nun

25 Manfred Bosch: „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“, in: Wolfgang Proske (Hrsg.): Täter. Helfer. Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus dem Bodenseeraum, Gerstetten 2016, S. 201–218, hier S. 207.

26 Klöckler, Mitläufer ohne Sühnemaßnahmen (wie Anm. 21), S. 170.

27 Vgl. ebd., S. 176.

28 Bosch: „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“ (wie Anm. 25), S. 207.

29 Klöckler, Mitläufer ohne Sühnemaßnahmen (wie Anm. 21), S. 175.

30 Bosch, „Wo aber blieb die menschliche Bewährung?“ (wie Anm. 14), S. 243 ff.

in eine „Unvereinbarkeit des Juden mit unserem Volke“³¹ um. „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde“, diesen Satz schickte er hinterher und begründete das Stück als „bürgerlicher, damals politisch noch nicht erweckter Mensch“ geschrieben zu haben.³² Einig mit der zentralen Doktrin der Nazis glaubte er, „eine Gefahr der wachsenden jüdischen Vorherrschaft in Wissenschaft, Kunst, öffentlichem Leben zu erkennen“,³³ die es zu bekämpfen galt.

Als *An Ilm und Isar* erschien, war Deutschland bereit zum Krieg. Scholz, der die nationale Aufgabe des Dichters paradoxerweise „abseits der Politik“ und „in der Ausschöpfung der Seele seines Volkes sah“,³⁴ war über das Zeitgeschehen informiert. Diesen Eindruck geben seine Artikel wieder, die er etwa im *Völkischen Beobachter* oder in der Wochenzeitung *Das Reich* veröffentlichte. Er hat von den Nürnberger Gesetzen ebenso gehört wie von den Novemberpogromen des Jahres 1938, auch muss er von den Konzentrationslagern Kenntnis gehabt haben. Zu alledem gab es von ihm öffentlich kein kritisches Wort. Vielmehr lieferte er – 1941 in die NSDAP eingetreten³⁵ – noch kurz vor Kriegsende lyrische Durchhalteappelle und feierte den „Führer“ in Ansprachen mit felsenfestem Vertrauen auf den Sieg.

Das einstige NSDAP-Mitglied Scholz wurde 1948 in Freiburg in einem einfachen Verwaltungsakt als „Mitläufer ohne Sühnemaßnahmen“ eingestuft – ohne nähere Prüfung seiner Person und seines Verhaltens. Zu seiner eigenen Entlastung konnte Scholz wenig beitragen. Wäre er nicht Parteimitglied gewesen, wäre er wohl unter die Gruppe der „Entlasteten“ gefallen – 260 Personen im französischen Baden, die eine verschwindend kleine Gruppe von 0,11 Prozent der rund 250 000 Überprüften zwischen Freiburg und dem Bodensee ausmachten.³⁶

Obwohl Scholz wie Gerhart Hauptmann 1944 in die „Gott-begnadeten-Liste“ der wichtigsten Künstler aufgenommen wurde, zählte er nie zur ersten Garde der NS-Kultur. Zwei Drittel seines Werks entstand vor 1933 und gilt als unverdächtig. Und auch was zwischen 1933 und 1945 entstand, ist nur zum kleineren Teil zu inkriminieren. Lediglich drei seiner Werke – *Die Gefährten*, *Renovation* (beide 1937) und *Das ewige Bauwerk* (1941) wurden 1946 in der Sowjetischen Besatzungszone auf die Liste der auszusondernden Literatur gesetzt. Das literarische Werk nach der „Stunde Null“ ist politisch nicht zu beanstanden, allenfalls ästhetisch.

31 Wilhelm von Scholz: *An Ilm und Isar*, Leipzig 1939, S. 67 f.

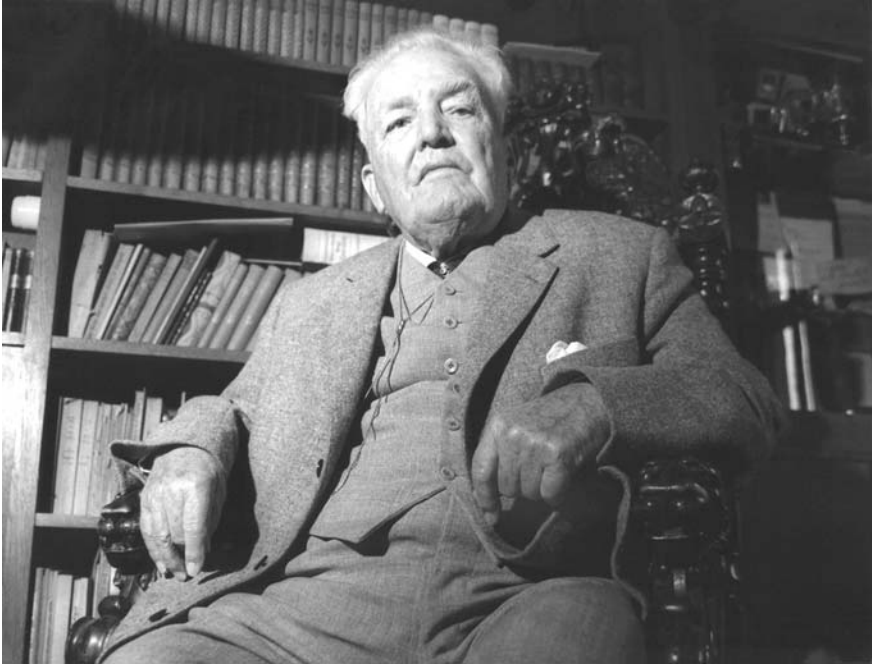
32 Ebd.

33 Ebd.

34 Wilhelm von Scholz: *Der klingende Sinn*, Breslau 1937, S. 63.

35 Vgl. Klöckler, „Mitläufer ohne Sühnemaßnahmen“ (wie Anm. 21), S. 170 f.

36 Vgl. ebd., S. 175.



Wilhelm von Scholz, aufgenommen im September 1964 in seinem Haus in Konstanz.

Ein kritischer Blick zurück zeigt, dass „Blut- und-Boden“-Literatur seine Sache nicht war. Scholz war aber aufgrund seines Geschichtsverständnisses empfänglich für die Ideologie des „Tausendjährigen Reiches“ und den Phantasmagorien einer angeblich großen Vergangenheit. Mystisch wie mythisch überhöhtes, ja deterministisch aufgefasstes Schicksal bestimmte das Geschichtsbild dieses Dichters des „Zwischenreichs“, des Magischen und „Überzeitlichen“. Nicht von Autonomie und Freiheit der Individuen handelt seine Dichtung, sondern von deren Einbindung und Verstrickung in geheimnisvolle Konstellationen und übergesellschaftliche Mächte.³⁷ Diese Sicht der Dinge wird bereits in dem 1898 erschienenen, von Rilke gefeierten Band *Hohenklingen* manifest, einer lyrischen Reise in das Mittelalter am Bodensee.³⁸ All dies machte diesen dezidiert Antimodernen blind für die Inhumanität des Nazisystems und anfällig für dessen patriotisch sich tarnende Demagogie.

37 Vgl. Bosch, „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“, S. 204.

38 Vgl. Siegmund Kopitzki: „Dein Bodensee ist sehr schön. Dein Konstanz noch köstlicher“. Rainer Maria Rilke und Wilhelm von Scholz, in: Bosch/Kopitzki, *Wettlauf mit dem Schatten* (wie Anm. 11), S. 67–92, hier S. 85.

Scholz büßte bekanntlich diesen „Selbstverrat“.³⁹ Dazu passte, dass er sich zu keinem Eingeständnis seiner Irrtümer veranlasst sah; er empfand sich vielmehr als Irreführer. „Zu sehr war er zum Opfer seiner eigenen Suggestionen geworden, mit denen er, einem Wort Primo Levis zufolge, die ‚Vergewaltigung der eigenen Vergangenheit‘ betrieb“.⁴⁰ Scholz war, um ein hartes Wort zu verwenden, in der neuen Bundesrepublik erledigt. Selbst in seiner Heimatstadt. So verweigerte der Konstanzer Theaterchef Heinz Hilpert dem einst hofierten Dichter die Feier zum 75. Geburtstag. Hilpert wurde ein Scholz-Gedicht zugespielt, das dieser im April 1939 zum 50. Geburtstag Hitlers verfasst hatte: *Ehrene Tafel* – eine Auftragsarbeit. Das Gedicht ist ein lyrischer Kniefall vor Hitler und endet mit den Versen:

Ist solch ein Führer zum Volk gekommen
Dann wird statt des Jahrwerks
Das Jahrtausendwerk wieder aufgenommen.⁴¹

Die Umstände führten 1949 zur ersten greifbaren Scholz-Debatte in der Konzilstadt. Ein weiterer Disput, nun mit der Redaktion des örtlichen *Südkurier*, über Scholz' angepasstes Verhalten im „Dritten Reich“, insbesondere aber über dessen Widerruf der Toleranzbotschaft seines *Juden von Konstanz*, erreichte 1950 nur einen Teil der Öffentlichkeit. Der Gründer und Herausgeber der Zeitung, Johannes Weyl, forderte ein „Eingeständnis seiner Irrtümer“.⁴² Scholz dagegen sprach, wenig glaubwürdig, von Tarnung und von Selbstschutz.

Von der Öffentlichkeit komplett unbemerkt blieb indes eine Initiative von Scholz als Ehrenpräsident des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller im Jahr 1953, wonach die Bühnen des Landes in allererster Linie dem dramatischen Schaffen hiesiger Autoren vorbehalten bleiben sollten. Ein Brief an den Bundespräsidenten Theodor Heuss folgte.⁴³ Bereits 1930 hatte Scholz die „Überfremdung der deutschen Bühne“⁴⁴ beklagt. Der Hintergrund beider Initiativen: Scholz wurde wenig gespielt. Dass Scholz seinen

39 Helmut Weidhase: Der Selbstverrat eines Ästheten. Nachträgliche Begegnungen mit Werken von Wilhelm von Scholz, in: Bosch/Kopitzki, Wettlauf mit dem Schatten (wie Anm. 11), S. 153–168, hier S. 153 ff.

40 Bosch, „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“ (wie Anm. 25), S. 215.

41 Zitiert nach Moser, Wilhelm vom Scholz und seine Familie (wie Anm. 13), S. 23 f.

42 Zitiert nach Bosch, „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“ (wie Anm. 25), S. 216.

43 Vgl. Moser, Wilhelm vom Scholz und seine Familie (wie Anm. 13), S. 19.

44 Ebd., S. 18.

Bedeutungsverlust kaum erfasste, zeigte ein anderes Ereignis: Ende der 1950er-Jahre lehnte er die ihm angetragene Ehrenbürgerschaft der Stadt Konstanz ab. Das knappe Votum des Gemeinderats empfand der Dichter, der nach wie vor publizierte, aber kaum noch gelesen wurde, als tiefe Kränkung.

Mit seinem Tod war der „Fall Scholz“ längst nicht erledigt. In den 1980er-Jahren gaben zwei Konstanzer Schüler den nach dem Dichter benannten Deutschpreis zurück, was wiederum zu einer öffentlichen Debatte führte. Der Preis wurde in der Folge in einen Literaturpreis der Stadt Konstanz für Abiturienten umgewandelt, die als Anerkennung auch nicht mehr Werke des Dichters, sondern moderne Literatur erhielten.⁴⁵ Zu einer erneuten Auseinandersetzung um Scholz' Erbe kam es Ende 2007, als die Stadt Konstanz das Familiengrab des Dichters abräumen lassen wollte.⁴⁶ Die Belegfrist war abgelaufen und es fand sich niemand, der die fälligen Kosten übernahm. Am Ende einer hitzig geführten Diskussion erklärte die Denkmalschutzbehörde im Regierungspräsidium Freiburg das Ensemble zum Denkmal. Damit gaben Verwaltung und Gemeinderat aber keine Ruhe: 2010 wurde der Wilhelm-von-Scholz-Weg in Zur Therme umgetauft.⁴⁷ Die Stadtoberen verbanden mit der Umbenennung eines Weges und der letztendlich gescheiterten Entsorgung von Grabsteinen offenbar die Hoffnung, sich eines Stückes problematischer Geschichte rasch entledigen zu können. Aber immerhin: Die Scholz-Debatte hatte, mehr als vier Jahrzehnte nach seinem Tod, eine neue Qualität erreicht:

Der Dramatiker Rolf Hochhuth, der Scholz ein Jahr vor dessen Tod besucht hatte, sprach in dem Zusammenhang von der „selbstgerechten Enkel- und Urenkelgeneration“.⁴⁸ Und Aleida Assmann, die von der Konstanzer Universität aus die Debatten um die deutsche und jegliche Erinnerungskultur mitbestimmt, vermerkte: „Die Nachwelt mustert [...] alles aus, was dem hohen moralischen Anspruch unserer Gegenwart entgegen steht, und das

45 Vgl. Peter Hölzle: Verlegenheitslösung. Der Wilhelm vom Scholz Preis, und wie es zu ihm kam, in: Bosch/Kopitzki, Wettlauf mit dem Schatten (wie Anm. 11), S. 181–193, hier S. 190; Moser, Wilhelm von Scholz und seine Familie (wie Anm. 13), S. 26.

46 Vgl. Siegmund Kopitzki: Kein Heiliger und kein Teufel. In Konstanz soll das Grab des Dichters Wilhelm von Scholz abgeräumt werden, in: Südkurier, 15.12.2007.

47 Vgl. Arnulf Moser: Der Stein des Anstoßes. Die Auseinandersetzung um das Grab des Dichters Wilhelm von Scholz in Konstanz (2007–2010), in: Badische Heimat 4 (2010), S. 913–923, hier S. 922.

48 Rolf Hochhuth: „Selbstgerechte Enkel-Generation“, in: Südkurier, 15.12.2007.

Mittel dafür ist das strafende Vergessen, die *damnatio memoriae*.⁴⁹ Die Auslöschung von „Geschichtsschichten“ sei

nicht der Weg zu einem kritischen historischen Bewusstsein, das uns dazu verhilft, unsere eigene Position in dieser Geschichte zu erkennen. Nicht Verschweigen und Vergessen, sondern umgekehrt die sinnliche Erfahrung von Geschichte als Alterität [...] enthält wichtige Voraussetzungen für eine bewusste Orientierung für die Zukunft.⁵⁰

Gewiss, nicht jede Spur, die auf Geschichte verweist, muss konserviert werden. Die Menschen aber, die heute die *Villa Seeheim* passieren, erhalten keinen Hinweis auf die ehemaligen Besitzer, die die Geschichte der Stadt fast ein Jahrhundert mitgeprägt haben. Immerhin ist das Familiengrab auf dem Allmannsdorfer Friedhof als Denk- und Mahnmal, aber auch als authentischer Lernort der Nachwelt erhalten geblieben. So wie das *Œuvre* von Scholz. Das ist zunächst historischer Natur. Es wurde nach dem Krieg als Ganzes nicht wiederaufgelegt.⁵¹ Das Werk des einstigen Bestsellerautors gehört nicht zum literarischen Kanon. In den Lehrplänen der Schulen sucht man Scholz vergebens, selbst an den Universitäten ist er kein Gegenstand.

Aber sein Werk ist nicht tot – 2013 wurde der *Jude von Konstanz* in einer vielbeachteten Inszenierung des Theaters Konstanz wieder aufgeführt.⁵² Darüber hinaus erschien im gleichen Jahr – in der Folge der Debatte um das Familiengrab, die als verspätete Abrechnung mit der Elterngeneration⁵³ gelesen werden kann, eine erste umfangreiche, moralisierende biographische Annäherung an den Dichter⁵⁴ sowie die Aufsatzsammlung *Wettlauf mit dem Schatten*, die den „Fall (des) Wilhelm von Scholz“ aus dem „strafenden Vergessen“ in eine kritische Gegenwart zurückholt. Dieser Band hält die „Wunde Scholz“ offen und unterstreicht, dass die Gesellschaft Leben und Werk des Dichters als schmerzliche Lektion, aber auch als Lektüre braucht. Der Konstanzer Literaturwissenschaftler Klaus Oettinger urteilt

49 Aleida Assmann: Formen des Vergessens. Der Fall Wilhelm von Scholz, in: Bosch/Kopitzki, *Wettlauf mit dem Schatten* (wie Anm. 11), S. 201 f.

50 Ebd., S. 207.

51 Vgl. Moser, Wilhelm von Scholz und seine Familie (wie Anm. 13), S. 26.

52 Judith von Sternburg: Sie schlafen nur. Spannend, zwiespältig: Ein Versuch, Wilhelm von Scholz' *Der Jude von Konstanz* auf die Bühne zu bringen, in: Frankfurter Rundschau, 10.6.2013.

53 Klaus Oettinger: Über den Sinn und Unsinn postmortaler Schändungen. Zum Streit über Wilhelm vom Scholz, in: Bosch/Kopitzki, *Wettlauf mit dem Schatten* (wie Anm. 11), S. 213–214, hier S. 214.

54 Vgl. Hendrik Riemer: *Der Konstanzer Dichter Wilhelm von Scholz, 1874–1969*. Eine biographische Annäherung, Konstanz 2013.

dazu: „Die Bestrafung von Sündenböcken mag gesellschaftshygienisch von Nutzen sein, aber sie ist in der aller Regel unverhältnismäßig und damit ungerecht.“⁵⁵ Oettinger hatte bereits 1989 eine Debatte gefordert, „in der am Beispiel von Scholz die Pathologie der bürgerlichen Intelligenz im 20. Jahrhundert erörtert werden sollte“⁵⁶ – deren Glanz und deren Elend, jenseits moralischer Verdammung und personalistischer Einengung.

55 Oettinger, Über den Sinn und Unsinn (wie Anm. 53), S. 214.

56 Klaus Oettinger: Wilhelm von Scholz, in: Südkurier, 20.12.1989.

Wie Theodor Heuss und Thomas Mann in Stuttgart Friedrich Schiller feierten

Am 8. Mai 1955 jährte sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum zehnten Mal. An diesem Tag, einem Sonntag, fuhrn gegen 11 Uhr mehrere schwarze Limousinen vor dem Großen Haus des Stuttgarter Staatstheaters vor. Am Gebäude wehten Fahnen. Zuschauer und Zuschauerinnen winkten und applaudierten in der Frühlingssonne. Was wie der Beginn eines Staatsaktes aussah, war der Höhepunkt der drei Tage andauernden Feiern zu Friedrich Schillers 150. Todestag im Westen des geteilten Deutschlands – in der württembergischen Landeshauptstadt, in der Schiller einst zum Dichter geworden war. Der wichtigste Gast der Feier, der aus einer der Limousinen stieg, war kein ranghoher Politiker, sondern der Literaturnobelpreisträger Thomas Mann, der 1945 aus seinem kalifornischen Exil zwar nach Europa zurückgekehrt war, sich aber in der Schweiz anstatt in Deutschland niedergelassen hatte. Empfangen wurde Mann von Theodor Heuss, der an diesem Tag ausdrücklich als „Stimme der engeren Heimat“¹ Schillers auftreten wollte – und nicht als Bundespräsident. Wenig später werden Heuss und Mann von derselben Bühne aus den deutschen Nationalautor Schiller ehren.

Mit diesem Auftritt war nicht unbedingt zu rechnen gewesen, denn der Autor der *Buddenbrooks* und des *Zauberbergs* war eine der am meisten umstrittenen Persönlichkeiten in der westdeutschen Nachkriegsöffentlichkeit: wegen seiner Reden *Deutsche Hörer!*, mit denen er aus der Emigration heraus über den englischen Rundfunk an die deutsche Bevölkerung appellierte, sich gegen das Hitlerregime aufzulehnen, vor allem aber, weil er nach dem Ende des Nationalsozialismus von einer Kollektivschuld aller in Deutschland Gebliebenen sprach und diese als Grund dafür nannte, in die neutrale Schweiz auszuweichen.² Besonders die Autorinnen und Autoren der inneren Emigration brachte Mann gegen sich auf, als er schrieb:

1 Theodor Heuss: Schiller, in: Bernhard Zeller/Deutsche Schillergesellschaft (Hrsg.): Schiller. Reden im Gedenkjahr 1955, Stuttgart 1955, S. 79–89, hier S. 79.



Gäste und Schaulustige versammelten sich vor dem Großen Haus des Stuttgarter Staatstheaters, um die Feierlichkeiten zum 150. Todestag von Friedrich Schiller zu begehen.

Es mag Aberglaube sein, aber in meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an; sie sollten alle eingestampft werden.³

2 Vgl. Thomas Mann: Warum ich nicht nach Deutschland zurückkehre. Brief nach Deutschland 22.10.1945, in: Große Kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 6: Essays 1945–1955, hrsg. von Herbert Lehnert, Frankfurt/M. 2009, S. 72–82.

3 Ebd. S. 76.

Mitte der 1950er-Jahre waren die Kontroversen mit Frank Thiess, Walter von Molo, Erich Kästner und anderen, später „Exilantenstreit“ genannt, im öffentlichen Gedächtnis immer noch präsent – ebenso wie Manns Rede zum Goethejahr 1949, zweimal wortgleich gehalten in beiden Teilen Deutschlands.

In Theodor Heuss traf Mann nun in Stuttgart auf einen Schriftsteller und Journalisten, der Deutschland zwischen 1933 und 1945 nicht verlassen hatte. Heuss war zwar auf kritische Distanz zum Nationalsozialismus gegangen, allerdings ohne aufzubegehren. 1933 wurde sein Buch *Hitlers Weg* (1932) Opfer der Bücherverbrennung, und er selbst verlor sein Mandat als Reichstagsabgeordneter. 1936 musste er nach einem Publikationsverbot die Mitarbeit an der Zeitschrift *Die Hilfe* aufgeben, konnte aber bis 1942 noch unter seinem eigenen Namen publizieren – darunter etliche Biographien: über seinen Weggefährten Friedrich Naumann (1937), über den Architekten Hans Poelzig (1939), über den Zoologen Anton Dohrn (1940) und über den Chemiker Justus von Liebig (1942). Heuss schrieb bis 1941 auch für die NS-Wochenzeitung *Das Reich*. Ab 1942 wich er auf das Pseudonym „Thomas Brackheim“ und das Kürzel „r.s.“ aus. In den letzten Kriegsjahren schrieb er an einer Biographie über Robert Bosch.

Heuss' Büchern hat Mann keinen „Geruch von Blut und Schande“ vorgeworfen. Dennoch hat beider Begegnung in Stuttgart eine heikle Vorgeschichte, die ins Jahr 1926 zurückreicht. Damals war es zu einem nachhallenden Konflikt gekommen, als der Reichstagsabgeordnete und stellvertretende Vorsitzende des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller Theodor Heuss dem umstrittenen *Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften* zustimmte. Mann, der durch dieses Gesetz – wie viele andere Autorinnen und Autoren – die Freiheit der Kunst gefährdet sah, kritisierte Heuss' Entscheidung heftig. Ein abgekühltes Verhältnis zwischen beiden war die Folge. Und als feststand, dass der große Erzähler, den Heuss in seiner Jugend begeistert gelesen hatte, nach Stuttgart kommen würde, vermerkte der Bundespräsident mit einiger Ironie: „Ich kenne nichts von seinen letzten Büchern, bin aber verpflichtet worden, um mein Bildungsniveau zu halten, den *Dr. Faustus* einmal zu lesen“.⁴ Umso bemerkenswerter ist es, wie sich Heuss im Vorfeld der Feierlichkeiten für Mann einsetzte.

Im Jahr der Schiller-Feierlichkeiten konnte Thomas Mann zugleich seinen 80. Geburtstag begehen – ein Umstand, durch den in beiden deutschen Staaten der Gedanke aufkam, ihn einzuladen und zu ehren. Heuss erhielt von einem Mitglied des Ordens *Pour le mérite* einen sorgenvollen Brief: „Wie

4 Theodor Heuss an Rudolf Alexander Schröder, 5.8.1954 (DLA Marbach).

ich höre, besteht die Gefahr, dass die Ostzone durch Ehrungen des Dichters den Eindruck erwecken will, als gehöre er zum Osten.“⁵ Der Schreiber schlug vor, Mann in den westdeutschen Orden aufzunehmen und teilte mit, dass er über dessen Zustimmung dazu Bescheid wisse. Heuss antwortete zwar zurückhaltend, streute die Idee aber im Kreise anderer Mitglieder mit der Hoffnung, dass man schnell einen Beschluss fassen werde, der Vereinnehmungsversuche seitens der DDR „überstrahlt“.⁶ Während die Ordensmitglieder noch diskutierten, lud Wilhelm Hoffmann, Präsident der Deutschen Schillergesellschaft, Mann dazu ein, im Mai 1955, einen Monat vor seinem 80. Geburtstag, die Festrede zu Ehren Schillers in Stuttgart zu halten. Ein Mitarbeiter von Heuss schrieb in dessen Auftrag an die Mitglieder des Ordens: „Jene wiederholt ausgesprochene Sorge, dass die Sowjetzone sich Manns in irgend bemächtigen wird, ist damit, wie uns hier erscheint, einigermaßen abgewendet.“⁷ Das war ein Irrtum! Denn wenig später erhält Mann von DDR-Kulturminister Johannes R. Becher die Einladung, in der eigentlichen Hauptstadt der deutschen Klassik, in Weimar, die Schiller-Festrede zu halten. Auch hier sagte Mann zu und plante, wie bereits zu Goethes 200. Geburtstag, in beiden deutschen Staaten wortgleiche Reden zu halten. Das verschärfte die Angriffe auf seine Person. So schrieb ein aufgebrachter Studienrat in Rente, Karl Konrad, an den Bundespräsidenten:

Viele Emigranten hat es damals gegeben; aber nur die wenigsten haben sich dazu hergegeben, gegen ihr Vaterland zu hetzen [...]. Thomas Mann mußte natürlich dabei sein. Und gegen Geld! [...] Mann hat viele Preise bei uns erhalten. [...] Aber der Boden Deutschlands ist ihm offenbar noch immer zu heiß, um ihn dauernd zu betreten. In der freien Schweiz fühlt er sich sichtlich wohler als in unserm mindestens ebenso freien Teildeutschland. [...] Trotzdem gilt er einigen Unentwegten noch immer als *der* deutsche Dichter, der allein dazu berufen sei, im Namen

-
- 5 Otto Benecke an Theodor Heuss, 14.7.1954. Dieser legte eine Abschrift davon seinem Brief an Rudolf Alexander Schröder, 24.7.1954 (DLA Marbach) bei.
 - 6 Theodor Heuss an Otto Benecke, 24.7.1954, ebenfalls in Abschrift als Beilage von Theodor Heuss an Rudolf Alexander Schröder, 24.7.1954 (DLA Marbach): „Die terminfällige Sitzung am 31. Mai [1955] liegt gerade sechs Tage vor dem 80. Geburtstag von Mann. Es könnte also, wenn die Abstimmungsberechtigten sich dafür entschliessen könnten, unabhängig vom Geburtstagstermin, aber doch so, dass die Entscheidung diesen mitanstrahlt auf einen Beschluss hinauskommen, der gewiss im Bewusstsein der Wissenden die Aktion der DDR überstrahlt.“
 - 7 Theodor Heuss durch Hans Bott an Rudolf Alexander Schröder, 29.7.1954 (DLA Marbach). Abgewendet mit der Begründung: „Die Termine liegen ja so, dass Schillers Todestag am 9. Mai [1955] ist und Manns Geburtstag am 6. Juni [1955]. Wir bitten, diese Information, die, soweit wir sehen, noch nicht publiziert wurde, vertraulich zu behandeln, damit nicht irgendein Wirbel entsteht.“

des deutschen Volkes Schillers Andenken zu feiern. [...] Ich und viele Freunde [...] werden jedenfalls den Rundfunk abschalten, wenn er das Wort ergreift, werden auch nicht eine Zeile von dem Trara lesen, das von den Zeitungen dann um den Redner erhoben wird. Sollte in ganz Deutschland wirklich kein Mensch zu finden sein, der an Manns Stelle tritt? Warum nicht z. B. [...] ein führender Politiker – war doch Schiller ein ausgesprochen politischer Dichter.⁸

Theodor Heuss ließ antworten:

Ihre Anregung, einen aktiven Politiker mit der Rede zu beauftragen [...], finden wir hier eine etwas gewagte Sache, weil damit die Politisierung Schillers, die unzweifelhaft in der Sowjetzone versucht werden wird, auch hier zu einem Pro und Kontra der Beanspruchung des Mannes führen würde. Der Herr Bundespräsident meint, daß Sie ganz mit Recht darauf hinweisen, daß Sie, wenn Ihnen die Sache zuwider ist, den Rundfunk abschalten können.⁹

Gegenüber Bundeskanzler Konrad Adenauer zeigte sich Heuss ähnlich entschieden. Dessen nachdrückliche Bitte, Mann von einer Weiterreise nach Weimar im Zeichen Schillers abzuhalten, lehnte er ab. Denn Heuss war selbst um jeden Anlass froh, durch den eine gemeinsame kulturelle Tradition jene einende Kraft entfalten konnte, die die Politik im geteilten Deutschland nicht zu leisten im Stande war. Thomas Mann rechnete ihm das hoch an:

Auf meine Weimar-Fahrt im Zeichen Schillers hätte ich, so überlegt sie war, in dem Augenblick verzichtet, wo ich erfahren hätte, dass Sie sie missbilligten. Sie haben es nicht getan, Sie haben sich in dieser Sache auf meine Seite gestellt, und das ist so sehr charakteristisch für die Grosszügigkeit, Tapferkeit und Weitsicht Ihres Wesens und Geistes, dass ich versucht bin, Sie mit dem Wort zu grüssen, dass die Amerikaner ihren Lieblingsstaatsmännern zurufen: „More Power to You!“¹⁰

Bevor Mann, der von seiner Tochter Erika begleitet wurde, die innerdeutsche Grenze überschritt, besuchte er in Schillers Geburtsort Marbach das dortige Schiller-Nationalmuseum und erholte sich in Bad Kissingen von den vielen „Empfänge[n], Festmahlzeiten, Reden, Menschen, Menschen“.¹¹ Am 13. Mai wurde er dann in Eisenach von Johannes R. Becher, dem einstigen expressionistischen Vorzeigelyriker,¹² festlich empfangen. Mann notierte:

8 Karl Konrad an Theodor Heuss, 28.1.1955, in: Wolfram Werner (Hrsg.): Theodor Heuss. Hochverehrter Herr Bundespräsident. Der Briefwechsel mit der Bevölkerung 1949–1959, Berlin 2010, S. 395 f.

9 Hans Bott i. A. v. Theodor Heuss an Karl Konrad, 7.2.1955, in: Theodor Heuss (wie Anm. 7), S. 397 f.

10 Thomas Mann an Theodor Heuss, 8.6.1955 (DLA Marbach).

11 Thomas Mann: Tagebücher 1953–1955, hrsg. von Inge Jens. Frankfurt/M. 1995, S. 342–344.

12 Vgl. dazu den Aufsatz von Kurt Oesterle in diesem Band.

Weiterfahrt nach Weimar, triumphal [...] in den Dörfern Transparente [...] Bürgermeister, Blumen über Blumen, [...] Mauern von Menschen, [...] immer Wagenzug mit Motor-Polizei voran, die den Verkehr für uns bei Seite hielt.¹³

Am 14. Mai hielt er seine Rede in Weimar – in Anwesenheit unter anderen Ernst Blochs, Hans Mayers, Arnold Zweigs, Victor Klemperers und des jungen Uwe Johnson.¹⁴ Gastgeber Becher trat Mann ausdrücklich und anders als Heuss dabei in seinen politischen Funktionen als DDR-Minister und Präsident der Akademie der Künste entgegen.¹⁵

Mit seiner zweimal wortgleich gehaltenen Rede versuchte Thomas Mann die Einheit zu beschwören – genau in jenem Augenblick, als die deutsche Teilung politisch weiter zementiert wurde. Im Frühjahr 1955 wurde eine rasche Wiedervereinigung immer unwahrscheinlicher: Die Bundesrepublik trat im Zuge der Westintegration just an Schillers Todestag, am 9. Mai 1955, der NATO bei; und fünf Tage später unterzeichneten DDR-Vertreter in der polnischen Hauptstadt die Gründungsurkunde des Warschauer Paktes. Während also allorts Schiller gefeiert wurde und in stupender Parallelität zu Thomas Manns Eintreten für eine kulturelle Einheit, integrierten sich die beiden deutschen Staaten in einander feindlich gegenüberstehende Militärbündnisse – fast auf den Tag genau zehn Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges.

Und auch Schiller, der im 19. Jahrhundert als Symbol für ein geeintes Deutschland etabliert worden war, wurde „geteilt“.¹⁶ Beide Staaten reklamierten Schiller für sich. In der DDR wurde die Erinnerung an den Nationalautor politisch gesteuert. Das Zentralkomitee der SED veröffentlichte eine Stellungnahme, in der es sein Schillerbild propagierte und „die Verfälschung seines Werkes“¹⁷ im Westen anprangerte. Demgegenüber wurden Forderungen für die Feierlichkeiten und indirekt auch für die Reden im Jubiläumsjahr aufgestellt. Der Bevölkerung sollte Schiller als Revolutionär

13 Mann, Tagebücher (wie Anm. 10).

14 Vgl. Thomas Schmidt: Uwe Johnson beobachtet Thomas Mann. Eine Bildbeschreibung, in: Johnson-Jahrbuch 18 (2011), S. 163–167.

15 Über Thomas Manns Auftritt in Weimar war auch das FBI bestens informiert, wie ein Memorandum an J. E. Hoover zeigt, und das obwohl Mann längst in der Schweiz lebte (vgl. <https://archive.org/details/ThomasPaulMann> [letzter Zugriff 18.12.2018], S. 83.).

16 Julia Roßberg: Der „geteilte“ Schiller. Die Schiller-Feiern 1955 und 1959 in beiden deutschen Staaten, Weimar 2005.

17 Zum 150. Todestag Friedrich Schillers am 9. Mai 1955, Stellungnahme des Zentralkomitees der SED, 1. Februar 1955. Abgedruckt bei Elimar Schubbe: Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED (1949–1970), Stuttgart 1972, S. 355–358.

und Kämpfer für die Befreiung der Unterdrückten präsentiert werden. So setzte man vor allem auf jene Dramen, die sich in diesem Sinne inszenieren ließen: auf *Die Räuber*, *Kabale und Liebe*, *Die Jungfrau von Orleans* und *Wilhelm Tell*. Die Leitlinien basierten auf einer Kulturpolitik, die als eine sozialistische auch das literarische „Erbe“ wirkungsvoll für den Aufbau eines neuen deutschen Staates in Dienst nehmen wollte. Dieses politisch gesteuerte Gedenken bewirkte, dass man in Bezug auf die DDR im Wesentlichen von einem einheitlichen Schiller-Bild sprechen kann, das in den Reden von Ministerpräsident Otto Grotewohl und Kulturminister Johannes R. Becher ebenso zum Tragen kam wie auf den Theaterbühnen.

Das westdeutsche Gedenken dagegen war von Pluralität geprägt und auch von Ansichten, die sich teilweise ausschlossen. Dennoch war vielen Reden in der Bundesrepublik gemein, dass sie Schiller nicht als dezidiert politischen Dichter betrachteten, sondern eher die moralischen und universalen Aspekte seines Werks in den Vordergrund stellten: Schiller war der große Dichter, der Klassiker, der ein umfassendes Werk zu historischen, philosophischen, ästhetischen und ethischen Themen vorgelegt hatte – seine politischen und revolutionären Äußerungen wurden hingegen ausgeklammert. Dementsprechend wurde die Manipulation und Indienstnahme Schillers für politische Zwecke in der DDR und im Nationalsozialismus in fast allen bundesrepublikanischen Reden scharf verurteilt.

Auch in der Rede, die Theodor Heuss nach Thomas Mann im Stuttgarter Schauspielhaus hielt, ist diese Tendenz zu erkennen. Heuss betonte Schillers schwäbisch-pietistische Herkunft, seinen Humanismus, sein unvergleichliches Werk. Und er versuchte, sich jedweden Ansinnens, Schiller politisch in Dienst zu nehmen, zu entziehen:

Ich enttäusche jene gerne, die meinen, weil ich gegenwärtig Bundespräsident bin, sei es meine Aufgabe, aus Schiller eine staatsaktuelle Werbeaktion zu machen. Dafür ist er mir zu groß, dafür bin ich mir zu gut.¹⁸

Dennoch kam er nicht umhin – und es ist durchaus zu bezweifeln, dass das Publikum Heuss bei diesem Auftritt als unpolitischen Privatmann wahrnehmen konnte –, auf das deutsch-deutsche Problem einzugehen: Er kritisierte die im April gehaltene Schiller-Rede von DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl, der den Verkauf von Soldaten nach Amerika in *Kabale und Liebe* mit dem NATO-Beitritt der Bundesrepublik verglich. Heuss entgegnete:

18 Heuss, Schiller (wie Anm. 1), S. 82.

Solche Formen und Formeln politischer Aktualisierung bleiben peinlich, denn sie verderben das Ethos, das in der Bildkraft des Dichters das Ewige anspricht, deutet und zum Symbol hebt.¹⁹

Auch habe die große nachmärzliche Schillerfeier von 1859 „eine schmerzhafteste Aktualität“,²⁰ denn die

überstaatlich zu begreifende Nation der Deutschen erspürte als Aufgabe, aus der historischen Vielfalt ihres Seins eine gemeinsame Mitte zu gewinnen; wir aber stehen in der Gefährdung, sie zu verlieren.²¹

Thomas Manns Strategie bestand hingegen darin, Schiller gänzlich aus dem Argumentationsfeld der Nation (und der deutschen Teilung) herauszulösen. Dazu schloss er an Goethes Urteil an: „Ihr seid alle viel zu armselig und irdisch für ihn.“²² In den Grabenkämpfen der beiden deutschen Staaten mochte er weder Schiller noch sich selbst untergehen sehen. Das Nationale bei Schiller sei nur ein Zwischenstadium auf dem Weg zur universellen Vereinigung aller Menschen. Schiller sei kein Nationalautor, sondern ein übernationales Genie, auf das es sich zu besinnen gelte:

[D]ie Epoche des Nationalismus. Es ist – die Sprache von gestern. [...] Tief sinkt die nationale Idee [...] ins Gestrige ab. Von ihr aus, jeder fühlt es, ist kein Problem, kein politisches, ökonomisches, geistiges mehr zu lösen. Der universelle Aspekt ist die Forderung der Lebensstunde [...].²³

Mann kritisierte die Konkurrenz zwischen den beiden deutschen Staaten deutlich und warnte vor dem Hintergrund der aktuellen militärischen Blockbildung sogar explizit vor einem Dritten Weltkrieg. Er schließt seine Rede mit der Hoffnung einer universellen Einheit, die auch die Teilung Deutschlands überwinde – mit dem von Schiller ersehnten „ewigen Bund“.

Manns Unternehmung, das nationale Problem zu überspringen und zu bagatellisieren, erwies sich als hochgradig heikel. Trotz der offiziellen Ehrerbietung ihm gegenüber in beiden deutschen Staaten und trotz seiner identischen Reden wurde Mann in die je eigenen Bild- und Wertkontexte eingebunden. Die Bildstrecken waren formal identisch, aber inhaltlich geteilt: Thomas Mann vorm Staats- bzw. Nationaltheater (Stuttgart/Weimar), mit wichtigem Politiker (Heuss/Becher), als Ehrenbürger bzw. -doktor (Lübeck/

19 Ebd., S. 89.

20 Ebd. S. 81. Außerdem: „Die Nation erinnerte sich und fand in dem Mann den sammelnden und bindenden Magnet ihrer zerrissenen Seele.“ Ebd. S. 79.

21 Ebd. S. 81.

22 Thomas Mann: Schiller, in: Zeller, Schiller (wie Anm. 1), S. 9–26, hier S. 22.

23 Ebd., S. 24 f.



Als Thomas Mann die Bühne des Stuttgarter Staatstheaters betrat, wurde er von einem Teil des 1400 Gäste umfassenden Publikums mit langanhaltendem Beifall begrüßt.

Jena) usw. Und aus der Rede isolierten die Medien in Ost und West genau jene Passagen, die in die jeweilige politische Agenda passten.²⁴

24 Vgl. Richard Bierdrzynski: Heroische Passion. Die Festrede von Thomas Mann im Großen Haus, in: Stuttgarter Zeitung. 9.5.1955, S. 9: „Politische Akzente hat die Rede von Thomas Mann nicht – das ehrt sie nur. [...] Die Rede klingt aus in

Manns Rede verfehlte eine einende Wirkung. Doch er und Theodor Heuss fanden in der gemeinsamen Wertschätzung für Schiller auf freundschaftliche Weise zueinander: durch ihre Überzeugung, dass Schiller nicht einem einzelnen Staat gehören dürfe und die Kultur unteilbar sei, aber auch auf ganz persönlicher Ebene. Anlässlich von Manns 80. Geburtstag wenige Wochen später versicherten sie sich gegenseitig ihrer Hochachtung und planten die gemeinsame Publikation der Stuttgarter Schiller-Reden. Er wäre sehr froh gewesen, so Heuss, Mann „bei einem so würdigen Anlass“ zu begegnen. Ihre Reden hätten sich „ohne Geknirsche verzahnt“.²⁵ Mann antwortete und bewunderte die „Volkstümlichkeit“ von Heuss. Er sehe in ihm „einen Mann von Geist und Herz, von wahren Wohlwollen“, und er habe nun „erst recht gelernt, mich Ihrer um Deutschlands und um Europas Willen zu freuen!“²⁶ Thomas Mann starb kurz darauf in der Schweiz, ohne seinen Wohnsitz wieder nach Deutschland verlegt zu haben. Heuss wurde von Manns Familie zur Beisetzung eingeladen, konnte aber so kurzfristig nicht anreisen. Er schickte einen Kranz.²⁷

dem universellen Aspekt, der alle Zeiten, alle Zonen und gerade auch uns Deutsche hüben wie drüben zur Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst auffordert. Im Politischen wahrt diese Rede eine absolute Neutralität.“ Und ebd.: „Thomas Mann in Weimar begeistert gefeiert“. Vgl. auch Sächsisches Tagblatt, 17.5.1955: „Wir sind glücklich“, so sagte der Minister zu Thomas Mann, „daß Sie wieder bei uns sind. Wir begrüßen Sie als den deutschen Dichter unseres Jahrhunderts [...]“. [Manns Rede gipfelte in dem Appell an die Menschheit] im Geiste Friedrich Schillers dem Gedanken an die Ehre der Menschheit zu dienen. Mit dem eindringlichen Ruf im Geiste Friedrich Schillers die Einheit des Vaterlandes wieder zu erringen, schloß seine Ansprache [...].“

25 Theodor Heuss an Thomas Mann, 3.6.1955 (DLA Marbach).

26 Thomas Mann an Theodor Heuss, 8.6.1955 (DLA Marbach).

27 Außerdem finden sich im Nachlass rührende *Worte zur Thomas Mann Feier in München – November 1955* (DLA Marbach).

Von Waldkirch nach Waldkirch, oder: Die Weltreise des Max Barth

Fast hätte er mich um einige Wochen überdauert, Max Bernsdorf, zwanzig Jahre älter als ich, mein Gefährte aus Prag und den ersten Stockholmer Jahren. Anfang Juni kam die erste Attacke, dann am 15. Juli der Herzschlag, der sein Leben beendete [...]. Seine Rückkehr nach Schwaben, nach den langen Jahren der Emigration, hatte ihn vom Exildasein nicht befreit. Er hauste, wie in Prag, in Stockholm, in New York, sein Schlafsofa mit Zeitungen und Zeitschriften aus aller Welt überlagert [...]. Für immer enturzelt, ging er oft mit dem Gedanken um, weiter zu reisen, wußte aber nicht, wohin, und so blieb er in dem Land, aus dem er einmal verstoßen war, und liegt jetzt dort begraben, nicht mehr erreichbar.¹

Mit diesen Worten erinnerte sich Peter Weiss seines einstigen Freundes Max Barth. Wie um die Wirklichkeit nicht zu nahe an sich heranzulassen, verlieh er dem „nicht mehr Erreichbaren“ jenen Namen, den er ihm schon in *Fluchtpunkt* geliehen hatte. Sieht man von diesem Roman ab – wie auch von der Erzählung *Abschied von den Eltern*, in der Barth als „Max B“ vorkommt – blieb dieser Passus lange eine der wenigen Möglichkeiten, auf diesen Verschollenen des Exils aufmerksam zu werden, der sich selbst als einen der vielen Namenlosen verstand, als „Steinchen im großen Mosaik der Exilpublizistik“, die er sich von den Deutschen eines Tages als „Ganzes, als Komplex, als eigene Welt“ wahrgenommen wünschte, „die existierte, als das Deutschtum daheim entartet war“.² Nach seiner Rückkehr aus dem Exil hatte sich Barth 1952 in seinen Geburtsort Waldkirch zurückgezogen. Hier, am Rande des Schwarzwalds und abseits des literarischen Betriebs, wollte er sich zu Ende leben. Von dem, was er draußen in der Welt erlebt hatte, wusste man hier so gut wie nichts – und wollte man auch nichts wissen. Als er mit 74 Jahren starb, wurde sein Tod von keiner größeren Zeitung vermerkt. Wahrgenommen wurde er einzig in seiner Heimatstadt, wo er lange Jahre den *Waldkircher Heimatbrief* redigiert hatte. Damit war Barths Rang als Chronist des Städtchens vorgegeben, sein Ruf als Lokalpoet unausweichlich.

1 Peter Weiss: Notizbücher 1960–1971, Frankfurt/M. 1982, S. 806 f.

2 Manfred Bosch: Max Barth 1896–1970. Katalog zur Ausstellung anlässlich seines 100. Geburtstages, Freiburg i. B. 1996, S. 26 f.

Hier, in Waldkirch, wo sein Leben 1970 endete, hatte es 1896 auch begonnen. Geistige Interessen regten sich früh; Verse schrieb er „sozusagen von der Wiege auf“:

[M]it 14 Jahren wußte ich auch, daß ich Schiller und Goethe eines Tages in den Schatten stellen würde. Als es dann ernst wurde, zeigte es sich, daß mich die direkte Stellungnahme zu politischen, kulturpolitischen und anderen Gebieten des allgemeinen Lebens viel mehr interessierte. Meine frühe Anteilnahme an umstrittenen Themen – Todesstrafe, Frauenrechte, Lebensreform und so weiter – redete eine deutliche Sprache.³

Es war die Geburt des Journalisten, der nach Lehrerseminar und Kriegsteilnahme den Weg zu Erich Schairers unabhängig-sozialistischer Stuttgarter *Sonntags-Zeitung* fand. Bei ihr war er bis 1932 Redakteur und – mit Beiträgen unter einem halben Dutzend teils skurriler Pseudonyme – einer ihrer produktivsten Beiträger. Seit 1925 stand er überdies mit Hermann Hesse in einem „ununterbrochenen, aber nicht zu lebhaften Briefwechsel“,⁴ und bevor er im späten Frühjahr 1933 wieder aus der Schweiz „ausgeschafft“ wurde, in die er gleich bei Machtantritt der Nazis geflohen war, stattete er dem verehrten Dichter in Montagnola einen Besuch ab.

Vier Jahre später erhielt Hesse Zeichnungen zugeschickt, die ihn beeindruckten. Sie stammten von einem kaum Zwanzigjährigen, auch er befand sich auf dem Weg ins Exil. Sein Name: Peter Weiss. Durch eine freundlich-zugewandte Antwort ermutigt, ließ er sich für einige Zeit im nahen Carabetta nieder, um für Hesse einen Illustrationsauftrag zu übernehmen. Als schließlich seine Übersiedlung in die Tschechoslowakei anstand, riet ihm Hesse zu einem Besuch bei Barth, der über Frankreich und Spanien nach Prag gelangt war:

[S]uchen Sie einmal den deutschen Emigranten Max Barth in Prag auf. [...] Er ist ein Bekannter von mir, ein sympathischer und gescheiter Mann, noch ziemlich jung, lebt stets an der Grenze des Hungers.⁵

Weiss folgte dem Rat und fand den Gesuchten

in einer Pension in der Nähe des Güterbahnhofs, sein Zimmer war in dichten Tabaksqualm gehüllt, und Max lag, in einer Wolljacke, mit einem grünen Schal um den Hals, halb unter Zeitungen vergraben, im Bett. Sein großflächiges, knöchernes Gesicht leuchtete auf, als ich Harry Hallers Namen nannte [mit dem Protagonisten des *Steppenwolf* ist Hesse selbst gemeint]. Der Bericht meiner plötz-

3 Ebd., S. 5.

4 Volker Michels (Hrsg.): Hermann Hesse in Augenzeugenberichten, Frankfurt/M. 1987, S. 381.

5 Hermann Hesse: Gesammelte Briefe, Dritter Band: 1936–1948, hrsg. von Ursula und Volker Michels, Frankfurt/M. 1982, S. 68.

lich und unerwartet gewonnenen Freiheit riß ihn aus der Lethargie heraus, in die er, nach vier Jahren der Emigration, geraten war. Vom ersten Augenblick an war Einverständnis und Vertrauen zwischen uns, ich, der ich zwanzig Jahre jünger war, verkörperte für Max die Hoffnungen und Möglichkeiten, die er selbst seit langem aufgegeben hatte.⁶

Ganz ähnlich schilderte Barth diese erste Begegnung in seinen Exilerinnerungen:

Wir waren einander sofort nah und vertraut. Es geschieht einem vielleicht zweimal, vielleicht dreimal im Leben, daß man einem gegenübertritt und sofort das Bewusstsein hat, man kenne einander [...].⁷

Die fast kongruenten Darstellungen sind umso bemerkenswerter, als die geistige und weltanschauliche Entwicklung Barths und Weiss' gegenläufig verlief. Barth war vor 1933 Mitglied der KPD gewesen, doch als er 1933 aus ideologischen Gründen aus der Partei ausgeschlossen wurde, nahm er dies „mit einem Gefühl großer Erleichterung“ auf.⁸ Seine Einblicke in den Parteibetrieb hatten ihn dem Kommunismus entfremdet, und der Marxismus schien ihm allenfalls noch als Erkenntnismethode tauglich. Als ihn Anna Seghers in Paris einmal mit „Leuten von drüben“ – das heißt aus Moskau – zusammenbringen wollte, um seine Zweifel zu kurieren, lehnte er dankend ab. Der Kommunismus schien ihm längst nicht mehr im Lenin'schen Sinne mit Kinderkrankheiten behaftet, „sondern selber eine Kinderkrankheit zu sein – eine schreckliche allerdings“.⁹

Verpflichtend wurde für Barth stattdessen ein unideologischer Humanismus, geprägt von den „Träumen seiner Jugend“, die den desillusionierten Teilnehmer am Ersten Weltkrieg in die Leitung des Friedenskartells um Ludwig Quidde, Hellmut von Gerlach, Kurt Hiller und Helene Stöcker gebracht hatten. Seine solidarische Haltung, neben der auch sehr eigene Vorlieben ihren Platz behielten, hat Peter Weiss bestätigt:

Er war der Freund, der einem ständig zur Seite stand. Wir wohnten in der gleichen Pension, und unter diesen wirklich tiefstproletarischen Verhältnissen hielt man einander am Leben.¹⁰

6 Peter Weiss: Abschied von den Eltern. Erzählung, Frankfurt/M. 1964, S. 122.

7 Max Barth: Flucht in die Welt. Exilerinnerungen 1933–1950, hrsg. von Manfred Bosch, Waldkirch 1986, S. 95.

8 Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 12.

9 Barth, Flucht in die Welt (wie Anm. 7), S. 102.

10 „Der Kampf um meine Existenz als Maler“. Peter Weiss im Gespräch mit Peter Roos, in: Peter Spielmann (Hrsg.): Der Maler Peter Weiss. Bilder. Zeichnungen. Collagen. Filme, Berlin 1982, S. 11–43, hier S. 34.



Peter Weiss' „Selbstbildnis mit Max Barth“, seinem „Gefährte[n] aus Prag und den ersten Stockholmer Jahren“, entstand 1940 in Stockholm.

Barths „seelische Protuberanzen“ hingegen, wie Barth seine Gemütsbewegungen sarkastisch nannte, fanden ihren Ausdruck in einer lebhaften lyrischen Produktion sowie in einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit dem persischen Dichter und Gelehrten Omar Chaijam, dessen Rubaijat er immer neu aus fremdsprachigen Übersetzungen ins Deutsche übertrug (1963 erschienen als *Die Rubajat des Omar Chaijam*). Omars „Haltung gegenüber dem Leben, seine Mischung von Skeptizismus und Gläubigkeit, seine Respektlosigkeit vor Bonzen, Konvention und äußerer Macht“ waren Barths eigenem Empfinden so gemäß, dass sein Umgang mit ihm „die beglückendste und harmonischste Zwiesprache“ bedeutete, die Barth jemals gehabt hatte.¹¹

Für Peter Weiss galt eine umgekehrte Entwicklung. Noch im Herbst 1937 hatte er Hermann Hesse brieflich gefragt, „ob man leben dürfe, ohne die Dinge draußen zu beachten“. Hesse bezeichnete einen solchen „Egoismus“ als den „harmloseste[n] auf der Welt“ und ermutigte Weiss: „Bleiben Sie bei

11 Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 16.

ihm!“¹² Vergleichbares bekam er von Max Barth zu hören: Er „maß dem Künstler ein gewisses Recht zu, im Niemandsland zu leben.“¹³ Aus dem Abstand von mehr als zwei Jahrzehnten heraus verdammte Weiss im *Abschied von den Eltern* diese Bestärkung seiner damaligen Haltung jedoch – das „Lesen von Hallers [!] Werken“ habe ihn „in einem romantischen Niemandsland“ festgehalten.¹⁴ Auch in Barths Verständnis seiner Malerei als magischer Realismus erblickte er lediglich eine Verwandtschaft, die nichts als „schal und verbraucht“ war.¹⁵ Die Rollen schienen wie vertauscht: Während Weiss’ vehement aufgebrochenem revolutionären Impetus nun alles daran lag, endlich „teilnehmen und eingreifen“ zu können, kam ihm Barth – „dieser große, starke Mann, mit dem kantigen, eigensinnigen Bauerngesicht, von seiner Unzugehörigkeit und der langen Funktionslosigkeit gebrochen“ – als ein gänzlich „Weltabgewandter“ vor.¹⁶

Dass Weiss sein unpolitisches Verhalten in *Abschied von den Eltern* als Versagen brandmarkt, war „eine“ Sache. Dass er aber so weit ging, nicht nur die damalige Ermutigung durch Haller-Hesse, sondern auch dessen Lektüre zu verunglimpfen, musste Barth als Verrat erscheinen: War denn nicht auch Weiss einmal dem Zauber Hesses erlegen? Völlig unverständlich erschien Barth das Verhalten seines Freundes indes nicht – nahm dieser doch

von allen ‚Eltern‘ Abschied, auch von Hesse und mir; er hat einen neuen, seinen eigenen Weg gewählt, sofern man sagen kann, daß ein Aufgehen in den Marxismus lange nach dem Tod des Marxismus ein eigener Weg sei.¹⁷

Auch mit Weiss’ dramatischem Schaffen ging Barth hart ins Gericht. Während er seine Prosa schätzte und sie auch dort verteidigte, wo die Darstellung zu Barths Ungunsten ausfiel, urteilte er über die Dramen recht pauschal:

Niemand hätte erwartet, daß er eines Tages politische Theaterstücke schreiben würde, die auf vulgärmarxistisch und zum Teil nach alter Agitpropmanier in primitiver Weise politische Doktrin verfechten würden.¹⁸

12 Hesse, Briefe (wie Anm. 5), S. 67.

13 Peter Weiss: Fluchtpunkt. Roman, Frankfurt/M. 1962, S. 20.

14 Weiss, *Abschied von den Eltern* (wie Anm. 6), S. 119.

15 Weiss, *Fluchtpunkt* (wie Anm. 13), S. 21.

16 Ebd.

17 Max Barth an Friedrich Bentmann, 14.1.1967, zitiert nach Bosch, *Max Barth* (wie Anm. 2), S. 62.

18 Barth, *Flucht in die Welt* (wie Anm. 7), S. 97.

So war es nur konsequent, dass Barth seinen prägenden Einfluss auf Weiss bestritt und jegliche Mentorschaft zurückwies. Was Weiss in *Abschied von den Eltern* über Barths „Resignation“ sage, sei keine „Resignation an sich, sondern die Erkenntnis, daß unser marxistischer Weg falsch gewesen war“.¹⁹

Mit Barths Übersiedlung in die USA im Mai 1941 trennten sich beider Wege. Die Jahre in Norwegen und Schweden waren für Barth Jahre höchster materieller Not und existenzieller Anspannung gewesen. Hitler von einem außenpolitischen Erfolg zum nächsten schreiten zu sehen hatte ihn nachgerade gelähmt. Erst in den USA erlangte er mit der Möglichkeit zu arbeiten seine seelische Stabilität zurück. Barths Blick richtete sich nun nach vorn:

Ich arbeite vor allem für Deutschland: sobald Hitler gestürzt ist, gehe ich nach Stuttgart und suche mir eine Redakteursstelle. Ich werde sofort Verlagen Manuskripte anzubieten haben, ich bin gestopft voll mit Sachen für Zeitungen, und ich lege mir bereits zurecht, was ich im Rundfunk lesen will.²⁰

Unter dem Eindruck seiner späteren Desillusionierung sollte Barth seine Rückkehr wieder und wieder bedauern. Er wäre doch besser in seine „Wahlheimat Norwegen“ zurückgekehrt,²¹ wo es ihm nicht zuletzt aufgrund ihrer landschaftlichen Nähe zu seinem Heimatort Waldkirch so gut gefallen hatte. Dann wieder trauerte er den Möglichkeiten nach, die ihm in den USA offen gestanden hätten. Später war sich Barth sicher, dass sich zu amerikanisieren für ihn eine viel zu weitgehende „Negierung alles dessen verlangt“ hätte, worauf „unsere europäische Kultur, Tradition, Psychologie und Menschheitsgesinnung beruhten“.²²

Anders als Peter Weiss, für den die Emigration „nur die Bestätigung einer Unzugehörigkeit“ war, hatte Barth eine Heimat und bekannte sich zu ihr. Doch im „Troß der Sieger“ heimzukehren widerstrebte ihm. Er wollte niemandes Erfüllungsgehilfe sein, nicht einmal der Alliierten. Die Deutschen mussten ihren eigenen Weg zur Demokratie finden, ihnen wollte er den Befreiern gegenüber eine Stimme geben. Zu diesem explizit nationalen Selbstverständnis kam noch ein ausgesprochenes Sonderbewusstsein als Südwestdeutscher – wollte Barth doch zur Kenntnis genommen wissen, was „wir anzubieten haben an autochthoner, unnazistischer, unpreu-

19 Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 62.

20 Ebd., S. 20.

21 Max Barth, *Flucht in die Welt* (wie Anm. 7), S. 117.

22 Ebd., S. 234.



Max Barth, aufgenommen in den späten 1940er-Jahren in New York.

ßischer, humanistischer Mentalität, Kultur und Handlungsbereitschaft“.²³ Einen vergleichbaren Eigen-Sinn hatte Barth schon als Jugendlicher an den Tag gelegt:

Die alten kämpfen um uns / wir selbst kämpfen für uns. Der Kampf der Jugend ist Befreiungskampf: wir wollen sein was wir sind / wollen uns nicht zu dem erziehen lassen was die alten aus uns machen möchten: eine Neuaufgabe ihrer selbst.²⁴

23 Zitiert nach Will Schaber: Max Barth, in: ders.: Profile der Zeit. Begegnungen in sechs Jahrzehnten, hrsg. von Manfred Bosch, Eggingen 1992, S. 87.

24 Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 29.

Auch eine „Neuaufgabe“ nach alliierten Mustern kam für ihn nicht infrage. So zogen sich die Bemühungen um seine Ausreisepapiere – in nicht enden wollender Verkettung mit eigenen Schwierigkeiten – bis ins Jahr 1950 hin.

Daheim waren die Erfahrungen ernüchternd. Als er – wie erhofft – in Stuttgart beruflich wieder Boden unter die Füße zu bekommen suchte, fand er alle Posten besetzt. Auch politisch hatte sich der Wind längst gedreht. Im Zeichen von Antikommunismus und Restauration holte

die Kulturpolitik [...] aus den verstaubten Schubladen vorväterlicher Kommoden ihre Ideale, der liebe Gott hatte eine so gute Presse, wie sie ihm in meinen Jugendjahren, im letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs nicht beschieden gewesen war. Eine alte Erfahrung wurde von neuem bestätigt: wenn der Deutsche konservativ wird, wird er reaktionär.²⁵

Über die Vergangenheit war der Mantel „staatstragender Diskretion“ (Hermann Lübke) gebreitet. Exil und Emigration wurden „kommunikativ beschwiegen“. 1952 hatte Barth die Konsequenzen gezogen und war, „der muffigen und muckerischen deutschen Atmosphäre überdrüssig“,²⁶ nach Waldkirch zurückgekehrt. Hier war der „geistige Smog zwar nicht geringer“,²⁷ doch Barth war seinem Heimatgefühl gefolgt, das sich immer stark auf Landschaft bezog:

Fluß, Wiesen und Felder, Wälder und Berge, die Talöffnung nach Südwesten mit dem Blick in die Rheinebene, und, jenseits, auf die Vogesen, das Zwillingsgebirg des Schwarzwalds.²⁸

Zwischen den Zeilen knüpft Barth hier an seine Zeit in der bündischen Jugend an, die ihn mit ihrer Aufbruchseuphorie, ihrem Drang zur Distanz von der spätwilhelminischen Plüschwelt geprägt hatte. Diesem Auftrag an sich selber, jung und unverkrustet zu denken, hatte er sein Leben lang treu zu bleiben versucht. So hatte das Exil für ihn auch etwas Gemäües – lag Barth doch immer am Neuen und Fremden, an „der stündlichen Gewagtheit des Daseins“.²⁹ So hatte er 1939 auf der südnorwegischen Insel Tromøy den vagantischen Romantizismus seiner Waldkircher Jugend einen Sommer lang mit allen Sinnen auskosten können:

Es ist mir, wie einem gefangenen Tier, das [...] in sein Element zurückgebracht ist. Wieder die Luft auf dem Körper zu fühlen, durch alle Kleider hindurch spüren,

25 Barth, *Flucht in die Welt* (wie Anm. 7), S. 258.

26 Bosch, *Max Barth* (wie Anm. 2), S. 23.

27 Ebd.

28 Barth, *Flucht in die Welt* (wie Anm. 7), S. 263.

29 Ebd., S. 262.

wie sie einen umspült, wieder mit den Poren zu atmen, wieder Himmel und Horizont zu sehen und nicht die Sterne ausgelöscht zu finden durch die Reklamelichter der Großstadt!³⁰

Noch 1957 schrieb Barth an Walter Hammer:

Welche Wege wir inzwischen auch gegangen sind und wie verschieden sie auch sind: die tragenden Normen und inneren Verpflichtungen, die wir einst freiwillig auf uns genommen haben, sind uns doch immer zu eigen geblieben.

Und er schloss mit Georges Gedichtzeilen: „Wer je die flamme umschritt / Bleibe der flamme trabant.“³¹ Das war schon die Stimme seiner Jugend gewesen.

Bis über das Kriegsende hinaus war das Exil für Barth zur Heimat geworden. Nun, zurück in Waldkirch, wurde es ihm zum Hallraum seiner späten Jahre. Er korrespondierte mit Freunden und Bekannten aus aller Welt – unter ihnen Oskar Maria Graf, Kurt Hiller und Wilhelm Sternfeld. Als dieser ihm ein Exemplar des Ausstellungskatalogs *Exilliteratur 1933–1945* der Deutschen Bibliothek Frankfurt zusandte, dankte er mit den Worten:

Namen, Bilder, Titel und Fotos – man fühlt sich wieder daheim. In diesem Deutschland, in dem man mehr Fremder unter Fremden ist, als man in manchen unserer Zufluchtsländer war, versetzt einen Ihr Katalog für eine Weile wieder in eine Heimat – eine, die nicht durch Grenzpfähle abgesteckt ist und nicht auf dem Atlas durch eine geschlossene Linie umgrenzt werden kann, der man aber innig angehört hat – und, wie einem nun bewußt wird, immer noch angehört.³²

Auch mit Peter Weiss war es noch einmal zu brieflichem Austausch gekommen. Als Barth eine Andeutung über seine zu schreibenden Erinnerungen machte, ermunterte ihn Weiss:

Ich glaube, deine Erfahrungen als alter Sozialist könnten mir, der ich damals nichts davon verstand, heute viel geben, vielleicht auch die Erklärung, warum Du, der Du doch damals als radikaler Antifaschist vorne standest, Dich in den späteren Jahren in Schweigen hülltest?³³

Der Passus nimmt noch einmal die Spur jenes selbst attestierten Versagens als junger Emigrant vor den politischen Herausforderungen der Diktatur auf, denen Weiss sich in seinem Hauptwerk *Ästhetik des Widerstands* in den 1970er-Jahren stellen sollte. Doch weder hatte Barth damals „vorne gestanden“, noch hüllte er sich nun in Schweigen. Was Barth bewegte, war eine

30 Max Barth: Aus dem Inselbuch, Waldkirch 1989, S. 8 f.

31 Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 58

32 Barth, Flucht in die Welt (wie Anm. 7), S. 261 f.

33 Ebd., S. 272.

Symbiose von Heimat und der alten, solidarischen Welt der Linken vor 1933. So redigierte er den vierteljährlichen *Waldkircher Heimatbrief*, dessen Spalten er zum großen Teil selber füllte, schrieb weiterhin Erzählungen und Gedichte, verfasste sprachkritische Kolumnen und erinnerte seine Leser an die Plastizität ihrer Mundart. Er publizierte aber auch im Gewerkschaftsorgan *Druck und Papier* und trat 1969 in die SPD ein, „weil es jetzt auf jede Stimme ankommt“.³⁴ Einen faulen Frieden mit den Verhältnissen war Barth nie eingegangen; seinen eigenen fand er durch Einsicht ins Unabänderliche. „Ich weiß nicht, wann ich sterbe / und nicht, an welchem Ort“, endet sein *Lied vom Weg*, und weiter heißt es: „Doch ist der Tod auch herbe, / ich geb mich ihm zu Erbe / mit einem frechen Wort.“³⁵ Das war ein Nachklang Omar Chajjams, von dem Barth einmal schrieb, er habe „durch das ganze Chaos hindurch die integrale und liebenswerte geschlossene Individualität des Gewissensmenschen dem Tode entgegengetragen“.³⁶ Eine Würdigung, wie sie für Barth selber nicht treffender sein könnte.

Waldkirch hatte Max Barth einst für seine frühe Erzählung *Die Kleinstadt* als Muster gewählt und von dieser gesagt, sie liege

an die Berge hingeschmiegt, seitab im Tal. Unscheinbar, unwichtig und nebensächlich. Die Welt braucht sie nicht, und sie rächt sich dafür, indem sie die Welt nicht braucht.³⁷

Eine hellsichtige Diagnose: Als ein Waldkircher Verlag 1971 mit dem postumen Band *Spur im Ufersand*, einem Querschnitt durch das erzählerische, lyrische und essayistische Werk, an Barth erinnerte – das immerhin! –, konzentrierte er sich noch auf den heimatlichen Lebenskreis und marginalisierte Barths viel wesentlichere Bezüge zu Welt und Exil. Bis diese Gewichte mit der Herausgabe von Barths *Flucht in die Welt. Exilerinnerungen 1933–1950* zurechtgerückt werden konnten, dauerte es noch anderthalb Jahrzehnte.

34 Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 26.

35 Ebd., S. 69.

36 Barth, *Flucht in die Welt* (wie Anm. 7), S. 277.

37 Zitiert nach Bosch, Max Barth (wie Anm. 2), S. 5.

Berlin – New York – Marbach. Wie Kurt Pinthus' Bibliothek gerettet wurde

Am 4. September 1958 besuchte Kurt Pinthus Marbach. „Von 10.30 – 22.30 Uhr. Erzählt interessant und sprudelnd fast 11 Stunden über Menschen, über Bücher, über Theaterverhältnisse in New York und anderes“,¹ notierte der Direktor des Literaturarchivs Bernhard Zeller dazu in seinem Kalender. Diesem ersten kurzen Aufenthalt folgten viele längere, bevor sich der 1938 aus Berlin in die USA geflohene Kritiker, Publizist und Literaturhistoriker 1967 schließlich in der schwäbischen Kleinstadt niederließ, auf deren Friedhof er 1975 beerdigt wurde.

Anlass des ersten Besuchs war die Ausstellung *Die Großen und die Vergessenen*, mit der sich das Schiller-Nationalmuseum und das 1955 gegründete Deutsche Literaturarchiv Marbach von der schwäbischen Literatur in die Schreibszenen der Großstädte des Kaiserreichs und der Weimarer Republik vortasteten. Auf diese Entwicklungen hatte den Emigranten der Stuttgarter Germanist Fritz Martini aufmerksam gemacht, der 1958 als Gastprofessor an der Columbia University lehrte und in New York im Haus neben Pinthus lebte. Oft hatten beide Männer dort „ueber Fragen des Expressionismus debattiert“,² und Martini berichtete bei dieser Gelegenheit vom Literaturarchiv, das sich auch um die Bewahrung und Sichtbarkeit der nach 1933 ausgegrenzten und im Holocaust zerstörten Literatur bemühte. Dass Martinis Karriere im Nationalsozialismus begonnen hatte, scheint im Kontakt zu dem Philologen, der seit dem Vorjahr zusammen mit Herbert Stubenrauch und Bernhard Zeller das frisch aus der Taufe gehobene *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* herausgab, nicht ausgesprochen worden zu sein. Ihr ge-

1 Bernhard Zeller: Kalendernotizen [Ts.], 4.9.1958, in: Deutsches Literaturarchiv Marbach [=DLA], Nachlass [NL] B. Zeller. Die Kalendernotizen stellen eine wichtige Quelle zur Herstellung sammlungspolitischer Zusammenhänge im Archivgeschehen dar, auf die uns Jan Eike Dunkhase, der Verfasser einer entstehenden Studie zur Geschichte des Deutschen Literaturarchivs Marbach, aufmerksam gemacht hat.

2 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 4.5.1958 (DLA, NL K. Pinthus)

meinsames Forschungsthema, die literarische und künstlerische Strömung des Expressionismus, machte den Austausch wichtig und richtig. Pinthus hatte sich allerdings bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als Förderer der Autoren begriffen, die mit ästhetisch-literarischen Konventionen brachen und nicht nur gegen ihre leiblichen Väter aufbegehrten. Zu seinem Bekannten- und Freundeskreis zählten führende Köpfe der Kulturschaffenden und Avantgardebewegungen – von Gottfried Benn und Max Brod bis hin zu Kurt Wolff. Die unmittelbare Zeitgenossenschaft und einen persönlichen Anteil am Durchbruch und der Verankerung dieser Autorengeneration im Literaturbetrieb hatte Pinthus dem 23 Jahre jüngeren Martini voraus.

Der auf die Siebzig zugehende Emigrant Pinthus arbeitete an einer Neuausgabe der *Menschheitsdämmerung*, seiner legendären Lyrikanthologie aus dem Jahr 1920, deren Beiträge im Nationalsozialismus als „entartet“ unterdrückt und deren Beiträger verfolgt und ermordet worden waren.³ Martini zählte zu den ersten deutschen Germanisten, die den Expressionismus nach 1945 als Thema wiederentdeckten,⁴ und Pinthus suchte einerseits an seinen publizistischen Erfolg der Zwischenkriegszeit anzuknüpfen und andererseits dem gesellschaftlichen Verdrängungsagreement der „Stunde Null“ zum Trotz Avantgardeanspruch und Vernichtung als zwei Seiten einer Medaille sichtbar werden zu lassen.

Die Ausstellung, die Pinthus 1958 in Marbach sah, entsprach in ihrem programmatischen Panoramablick auf die Zeit zwischen 1870 und 1933 seiner eigenen Perspektive auf die deutsche Literatur. Sie sollte einen Literatur- und Lebenszusammenhang sichtbar machen, der ab 1933 aufgetrennt und schließlich zerstört worden war. Nicht nur der Titel ließ sich programmatisch lesen. Das Einbandbild des Katalogs zeigte eine Porträtzeichnung von Gottfried Benn, die Else Lasker-Schüler für ihren Briefroman *Der Malik* angefertigt hatte – eine ihrer zahlreichen Veröffentlichungen der Zwischenkriegsjahre, als weder Benns politisches Parteiergreifen für die neuen Machthaber und seine öffentliche Verurteilung der Emigranten noch Lasker-Schülers erzwungene Flucht aus Deutschland und Ausweisung aus der Schweiz auch nur im Ansatz vorstellbar waren. Sammlungspolitisch klug

3 Zu Pinthus vgl. v. a. Hanne Knickmann: Über Kurt Pinthus, in: Rolf Aurich/Wolfgang Jacobsen/Hanne Knickmann (Hrsg.): Kurt Pinthus. Filmpublizist, München 2008, S. 11 – 114; Jan Behrs: Der Dichter und sein Denker. Wechselwirkungen zwischen Literatur und Literaturwissenschaft in Realismus und Expressionismus, Stuttgart 2013.

4 Vgl. Fritz Martini: Was war Expressionismus. Deutung und Auswahl seiner Lyrik, Bad Urach 1948.

erklärte der Katalog eine selbstgesetzte Agenda für die folgenden Jahre. Die Schau hatte dabei die Aufgabe zu zeigen, „was nunmehr in Marbach gesammelt wurde“, und sie besaß „vorbereitenden“ Charakter,⁵ wie Zeller später in seinen Erinnerungen an die ersten Jahre seiner Arbeit festhalten sollte.

Pinthus bemühte sich im Wissen um das Marbacher Anliegen der Rekonstruktion, das unter völlig anderen Voraussetzungen auch seines war, dem Archiv „mit Rat und Tat beizustehen“,⁶ und konnte dies dank seiner 1938 in die USA geretteten Bibliothek. Er besaß „manches Material, das, wie Professor Martini sagt, in Deutschland gar nicht mehr vorhanden ist“,⁷ darunter zahllose Erstausgaben des Kurt-Wolff-Verlags und seltene Privatdrucke, Almanache, verbotene Literatur sowie nicht zuletzt eine umfassende Sammlung von Kino- und Theaterprogrammen und anderen Ephemera.⁸ Auch Pinthus' Auseinandersetzung mit der Neuausgabe der *Menschheitsdämmerung* stützte sich wesentlich auf seine eigene Sammlung von Werken der sogenannten Expressionisten. Die Anthologie verwandelte er jedoch in ein biobibliographisch erweitertes Gedenkbuch einer Generation verfolgter Autoren, denn „das Material der Toten wie Erinnerung an sie“ waren „vielfach geschwunden“.⁹ Seine 1959 publizierte Arbeit zeugt sowohl von der Aufbruchsstimmung des frühen 20. Jahrhunderts als auch von der Trauer des literaturhistorisch gebildeten Zeugen dieser Zeit. Pinthus hatte alte, aus Deutschland in die Welt zerstreute Freunde und Kollegen gesucht und Nachlässe gesichtet, aber sich im Zuge seiner Forschungen auch wieder mit der in Deutschland nach 1945 entstandenen Germanistik vertraut gemacht. Dies war besonders. Nun einen konkreten Echoraum in Deutschland für seine eigenen archivarischen, dokumentierenden und forschenden Bemühungen zu finden, trieb ihn in seiner Arbeit an. Der Briefwechsel zwischen dem New Yorker Gelehrten und dem Marbacher Archiv entwickelte sich zum veritablen Austausch über die Zentrierung zerstreuter Archivalien und seltener Bücher. Pinthus erklärte sein großes Engagement damit, dass es ihn

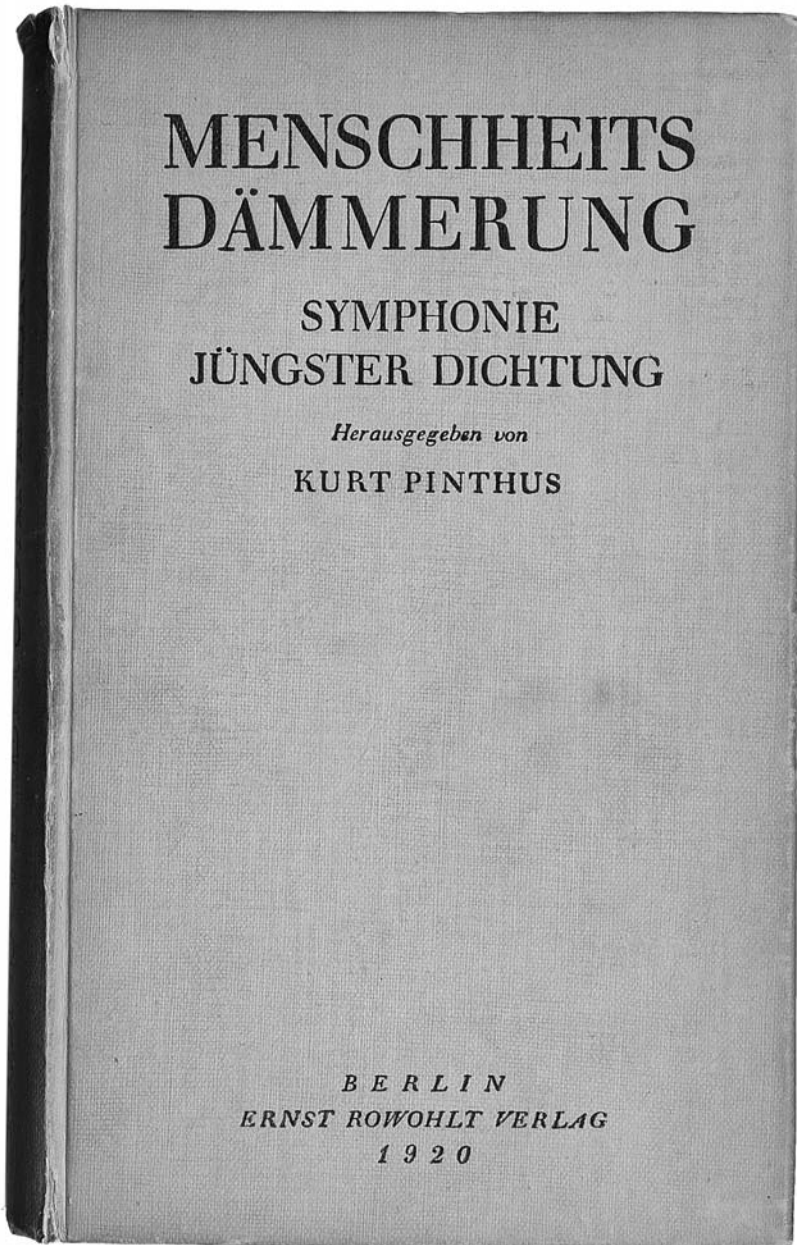
5 Bernhard Zeller: *Marbacher Memorabilien*. Bd. I: Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv, 1953–1973, Marbach 1995, S. 159.

6 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller (wie Anm. 2).

7 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 4.5.1958 (DLA, NL K. Pinthus).

8 Zur Rekonstruktion und Kontextualisierung der Geschichte dieser Bibliothek vgl. Susanna Brogi: *Transitzone „Exil“*. Kurt Pinthus' Autorenbibliothek zwischen bibliophiler Repräsentation und politischer Zeugenschaft, in: Ulrike Gleixner/Constanze Baum/Jörn Münkner/Hole Rößler (Hrsg.): *Biographien des Buches*, Göttingen 2017, S. 285–310.

9 Kurt Pinthus: *Nach 40 Jahren*, in: ders. (Hrsg.): *Menschheitsdämmerung*. Ein Dokument des Expressionismus, 37. Aufl., Hamburg 2016, S. 7–21, hier S. 18.



In der „Menschheitsdämmerung“ versammelte Kurt Pinthus 1920 die Autoren des Expressionismus. Die Widmung im Buch lautete: „Meiner lieben Mutter/ und meinen Geschwistern/ in herzlicher Dankbarkeit/ für Liebe und Güte/ Kurt/ Weihnachten 1919“

glücklich mache, in seiner Anthologie schreiben zu können, dass sich ein Nachlass in Marbach befinde, und bekräftigte so nicht nur das Archiv in seiner Sammelpolitik, sondern auch ein Anthologie und Archiv verbindendes Moment.¹⁰ Er war durch und durch – als Sammler, Herausgeber und Bibliograph – auf die Bewahrung und Würdigung einer Vergangenheit eingestellt, die ihn geprägt und die er selbst in diversen Rollen und Funktionen mit geprägt hatte: als Lektor des Kurt Wolff Verlags (dessen Reihe *Der jüngste Tag* zum Sammelbecken der jungen expressionistischen Literatur wurde), als Kritiker des *8 Uhr-Abendblatts*, als Dozent an der Lessing-Hochschule Berlin und als regelmäßiger Beiträger für Hörfunksendungen zu Theater und Film. Seine überlieferte Korrespondenz macht sichtbar, dass schließlich die dem Expressionismus und Film gewidmete Trias von Anthologie, Archiv und Bibliothek den Rahmen bildete, in dem sich Pinthus zunächst vorsichtig, dann immer entschlossener einem Deutschland nähern konnte, das Ende der 1950er-Jahre, so beobachtete er, noch maßgeblich durch Ideen, Wortschatz und Personal des „Dritten Reichs“ beeinflusst war.

Der Austausch über die Literatur vor 1933, den die Marbacher Ausstellung *Die Großen und die Vergessenen* 1958 angebahnt hatte, wurde für Pinthus nach dem Besuch der bis heute legendären Expressionismusausstellung des Deutschen Literaturarchivs 1960 zentral: Die Schau sei wissenschaftlich fundiert, gebe einen systematischen, dichtgedrängten Überblick, öffne ein ganzes Forschungsfeld.¹¹ Dass es von den Kuratoren auch als

eine Art Wiedergutmachung dargestellt wurde, dass dies sonst den klassischen schwäbischen Dichtern gewidmete Museum jetzt Werke und Nachlässe des Expressionismus sammelt[e],¹²

entsprach seinem eigenen, deutlich historisch und politisch geprägten Blick auf die Aufgaben der Archive und Forschung in einem Deutschland der Wirtschaftswunderzeit: Die Ausstellung blieb „nicht nur eine historische oder museale Angelegenheit“,¹³ wie Pinthus treffend feststellte. Vorsichtig äußerte er gegenüber Zeller und Raabe aber auch seine Enttäuschung, nicht direkt in Vorbereitungen involviert worden zu sein, hätte er doch Fehlendes nach Marbach senden oder Licht ins Dunkel bringen können:

10 Vgl. Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 28.4.1964 (DLA, NL K. Pinthus).

11 Vgl. hierzu Marcel Lepper/Alexander Nebrig (Hrsg.): *Expressionismus 1960*, Göttingen 2011.

12 Kurt Pinthus: *Die Große Expressionisten-Schau in Marbach* [Ts., Durchschlag] (DLA, NL K. Pinthus).

13 Ebd.

Schade, dass Sie nicht mehr Platz und nicht mehr Zeit hatten. [...] Ich hätte Ihnen auch gerne Fragen beantwortet. So ist z. B. Walter Rheiners Leben (s. S. 268 ‚über seinen Lebenslauf ist nichts bekannt‘) sehr wohl bekannt. Seine Witwe ist eine sehr gute Freundin von mir; sie lebt in N[ew] Y[ork] (auch beide Kinder leben in Amerika) und wird Ihnen bald schreiben. Ich habe sie bereits beredet, Ihnen den Nachlass Rheiners zu geben [...].¹⁴

Bernhard Zeller, der dank ähnlicher Hinweise schon zu vielen Emigranten Kontakte geknüpft hatte, beschloss sein Vorwort im Katalog zur Ausstellung mit dem Bekenntnis, dass sich diese als Beitrag zur „Heimkehr“ der vertriebenen und ermordeten Dichter „im Worte“ verstand.¹⁵ Die Heimkehr war also in erster Linie metaphorisch gemeint und signalisierte doch eine Offenheit, die zu dieser Zeit nicht selbstverständlich war.

Das neu gegründete „Deutsche“ Literaturarchiv, das in der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre noch seinen Platz innerhalb der Archiv- und Bibliothekslandschaft zwischen Berlin, Frankfurt, Weimar, Wien und Zürich suchte, öffnete sich für die Literatur der 1920er-Jahre und des Exils. Zeitgleich ging mit der Übernahme des Cotta-Archivs eine enorme Vergrößerung und inhaltliche Erweiterung der Bestände mit einem klaren Schwerpunkt auf dem 18. und vor allem 19. Jahrhundert einher. Entsprechend erklärungsbedürftig musste die programmatische Ausrichtung auf die Literatur des frühen 20. Jahrhunderts und der Gegenwart erscheinen. Sammlungsstrategische Ideen und erinnerungspolitische Erwägungen waren in Einklang zu bringen. „[E]s will uns scheinen, daß die Spannungen ausgetragen werden müssen“,¹⁶ schrieb Zeller, und obschon sich das auf die Spannungen zwischen Klassik und Expressionismus bezog, war der Satz in der Einführung zur Expressionismusausstellung, die das Datum des „Zusammenbruch[s] nationalsozialistischer Gewaltherrschaft“¹⁷ als ihren Bezugspunkt gewählt hatte, programmatisch. Er erfasste eine Bedingung des unvermeidlich schwierigen Gesprächs zwischen Emigranten, Nichtemigrierten und Remigranten in Deutschland. Es galt mit Spannungen umzugehen.

Das wusste auch Pinthus. Mit der steigenden Frequenz der Forschungsaufenthalte hatten sich dessen Kontakte zu deutschen Sammlern, Forschern und Publizisten rasch intensiviert. Dabei waren ihm weder die Offenheit noch der Philosemitismus seiner Umgebung entgangen, der als „überbeton-

14 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller und Paul Raabe, 5.7.1960 (DLA, Hausakten).
Bernhard Zeller: Vorwort, in: Expressionismus: Literatur und Kunst 1910–1923 [Ausstellungskatalog]. 22.–23. Tsd. Marbach 1990 [EA 1960], S. 5–12, hier S. 12.
15 Ebd.

16 Ebd., S. 11–12.

17 Ebd., S. 11.

te Sympathie für Demokratie und Juden [...] ebenso aggressiv wie Faschismus und Antisemitismus“¹⁸ sei. Die temporären Besuche waren schwierig und beglückend zugleich. Schon nach dem ersten Besuch hatte Pinthus aus New York an Bernhard Zeller geschrieben, er sei „tief geruehrt“ zu sehen, mit wie viel Liebe man sich in Marbach „der Literatur des 20. Jahrhunderts und besonders der ‚verlorenen‘ Literatur“ widmete.¹⁹ Pinthus entwickelte eine große Anhänglichkeit an das Archiv, die vor Ort genährt wurde durch fachlichen Austausch, gemeinsame Projekte (er arbeitete mit Nachdruck an einem Filmbuch, das allerdings nie erschien), Vorträge, Hilfskräfte und eine Spezialbibliothek, die Pinthus' bibliographischen Eifer befriedigen konnte. Fahrt- und Postdienste der Mitarbeiter, gemeinsame Abendessen und Gespräche waren fest in alle Besuchspläne integriert. Die Marbacher Szenerie zeigte sich als ein altersgerechter Gegenentwurf zu New York – und sie versprach, für Pinthus' große, in New York eventuell langfristig als Ensemble nicht zu bewahrende Bibliothek ein dauerhafter Aufbewahrungsort zu sein. Schon beim ersten Besuch 1958 war die Übernahme seiner bedeutenden Sammlung ein Thema gewesen, das Pinthus mit den Leitern von Archiv und Bibliothek besprochen hatte.²⁰ Doch sollte es noch Jahre dauern, bis sich die Idee konkretisierte. Wie kritisch der Entschluss zur Rückführung der Pinthus'schen Bibliothek in das Land war, das unzählige jüdische Sammlungen geraubt und zerstört hatte, wird sehr deutlich vor dem Hintergrund ihrer Rettungsgeschichte, die sie zum monumentalen Symbol einer im nationalsozialistischen Deutschland verfolgten und im Exil bewahrten Kultur werden ließ.

Bereits in seiner Leipziger Studienzeit hatte sich Pinthus, der keine umfangreiche elterliche Sammlung geerbt zu haben scheint, eine beachtliche Bibliothek aufgebaut, die er in den Jahren seines unermüdlichen journalistischen Wirkens in Berlin vor 1933 systematisch um Erstausgaben der deutschsprachigen Literatur seiner Gegenwart vergrößerte. Pinthus erschien seine Sammlung wie eine Vervollständigung seiner eigenen Person – eine Erweiterung freilich, die angesichts des drohenden Exils und der lebensbedrohlichen Lage nach 1933 als Ballast erscheinen musste, obgleich sie zugleich einen Wissensspeicher darstellte, ohne den der Literarhistoriker und Kritiker Pinthus kaum arbeiten konnte. Es galt, aus dieser Not eine Tugend

18 Kurt Pinthus: Wohlmeinender Besucher, in: Hermann Kesten (Hrsg.): Ich lebe nicht in der Bundesrepublik. München 1964, S. 131–138, hier S. 133. Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 4.11.1958 (DLA, NL K. Pinthus).

19 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 4.11.1958 (DLA, NL K. Pinthus).

20 Vgl. Bernhard Zeller: Kalendernotizen zum 7.9.1958 (DLA, NL B. Zeller).

zu machen und einen Arbeitsplatz zu (er)finden, der den Zugriff auf die eigene Bibliothek unabdinglich machte. In New York wurde seine Bibliothek schließlich zum wertvollen Arbeitsapparat, als ihn die *New School for Social Research* als Dozenten anstellte. Mit dem reichen Material, das seine Bibliothek bot, hielt er hier Vorlesungen zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.

In vielen Transkripten, Briefen und Interviews von Pinthus aus den 1930er und 1940er-Jahren ist die dem vorausgehende Rettung der Bibliothek, die ihr Besitzer wiederholt als ein Wunder pries, überliefert. Bis heute ist ungeklärt, mit wessen Hilfe es Pinthus gelang, in die USA zu emigrieren und dort wenige Monate später, im September 1938, seine vollständige Bibliothek in Empfang zu nehmen. Ein autobiographisches Filmskript, dem er den sprechenden Titel „*Salvage*“. *A Documentary Short Film* gegeben hatte, zeigt und schildert zunächst die exquisite Beschaffenheit sowie den hohen materiellen Wert und exzeptionellen Erhaltungszustand der Bibliothek, die aber durch den ideellen Wert noch übertroffen werden. Von den Büchern sagt die Figur Potter:

They are part of my life. You see, each has a history. They have come to me from dear friends, fellow writers, authors – or are first editions – Their value to me is beyond any price. [...] These books are my life.²¹

Von einer zeitgleichen Ausreise des Emigranten und seiner Bibliothek habe das Transportunternehmen abgeraten, um die Ausführung der Bücher auf eigenen Wegen zu forcieren, ohne ihren Besitzer zu gefährden:

CONTRACTOR: ‚Yes, I will pack your books and get them to America safely for you. Leave them to me. I know how to avoid the Gestapo. I can fix the Customs men. I will send some packers to you who know their job. You can trust me.‘²²

Eine zeitgleiche Ausreise Potters und seiner Bibliothek erscheint gleichwohl unmöglich und der Unternehmer setzt alles daran, Potter davon zu überzeugen, dass dieser sich zuerst in Sicherheit befinden müsse, bevor die Fracht auf den Weg gebracht werden könne:

[...] You must be sure first that you will get there alive. Then cable me and I will do my best to get your books to you. I have kept my word with you so far – you must trust me to keep it – again!²³

21 Kurt Pinthus: „*Salvage*“. *A Documentary Short Film*, in: Hanne Knickmann (Hrsg.): Kurt Pinthus. Filmpublizist. München 2008, S. 376–385, hier S. 377. Als alternative Titel hatte Pinthus auf der ersten Typoskriptseite notiert: „*A Man and his Books*“ und „*Silent Friends – Speak*“; vgl. ebd., S. 385.

22 Ebd., S. 382.

23 Ebd., S. 383.

Das tatsächliche Eintreffen dieses Schatzes war von Pinthus medial mit größter Sorgfalt vorbereitet worden. Nichts blieb dem Zufall überlassen, um dieses Wunder der Rettung öffentlichkeitswirksam zu inszenieren und möglichst viele Besucher für seine zeitnah eröffnete Ausstellung über seine Bücher zu interessieren. Die in Pinthus' Nachlass überlieferten Texte, die das rechtliche Prozedere des Transports im Dunklen lassen, beschreiben unisono seine Bindung der eigenen Biographie an eine Sammlung, die diese Biographie beglaubigte, ihre Kontinuität sicherte und schon deshalb gegen alle Widerstände aus Deutschland geborgen werden musste. Sie zeigen das Persönliche in seiner politischen Dimension: Die Deutschen hatten versucht – so Pinthus im Entwurf einer Ansprache zur Vernissage –, die künstlerischen Zeugnisse der Zeit zu zerstören, sie als „entartete Kunst“²⁴ etikettiert und verbrannt. Doch, so fuhr er fort: „here they are!“ und, handschriftlich ergänzt, „[h]ere we are!“²⁵

Der in Berlin bis in die 1930er-Jahre hinein fest etablierte Kritiker hatte sich erhofft, die Flüchtlinge aus Europa würden dem intellektuellen Leben in den USA neue Ideen zuführen. Und so sollte auch seine Bibliothek in dem Zusammenhang, in den er sie einbrachte, ihre Wirkung entfalten und ein Anknüpfungspunkt für Forschungsarbeiten zur Geschichte von deutscher Literatur, Theater und Kino im frühen 20. Jahrhundert werden.²⁶ Seine Bibliothek wurde an der New School, später an der *Library of Congress* in Washington und dann, ab Ende der 1940er-Jahre, an der New Yorker *Columbia University* genutzt. Aber der Emphase, mit der die Bibliothek zunächst als geretteter Schatz aufgenommen worden war, stand selbst im Jahr Zwanzig nach der Emigration noch das Problem ihrer Unterbringung gegenüber. Pinthus verglich sich und seine Bibliothek mit einem „hitch-hiker, waving and waiting for somebody to take me along“;²⁷ in New York blieb er angewiesen auf Spezialisten, die den (Forschungs-)Wert seiner Sammlung einschätzen konnten, zumal nicht wenige Einwanderer aus Europa Büchersammlungen mit sich zu nehmen vermocht hatten. Das große *excitement* war nach dem Krieg rasch einem routinierten Blick auf die Bücher gewichen und deren symbolischer Wert begann zu verblassen.

24 Kurt Pinthus: Ansprache bei der Eröffnung von Pinthus' Bibliothek in der New School for Social Research, New York, 29.9.1938 (DLA, NL K. Pinthus).

25 Ebd. Zu Pinthus' Denken über Überlieferung vgl. auch Susanna Brogi: Transitzone „Exil“ (wie Anm. 8), S. 307–306.

26 Vgl. Kurt Pinthus an The American Jewish Committee, September 1938 (DLA, NL K. Pinthus).

27 Kurt Pinthus: Ansprache (wie Anm. 25).

Der Kontakt zu Marbach seit Ende der 1950er-Jahre weckte die früheren Energien und versprach andere Möglichkeiten, die Bibliothek als Objekt und Instrument einer „Rettung“ von Kultur zu denken. Einerseits war sie für das schwäbische Archiv ein Bestand, der aus „einem dunklen Verschlag in der Columbia University Library in New York [...] samt dem Eigentümer nach Marbach“ geholt oder vielleicht sogar gerettet werden musste,²⁸ andererseits konnte die Exilsammlung Bestands- und Erinnerungslücken in Marbach beantworten. Für Pinthus wurde auch dies zu einer Rettungsaktion, nur dass seine Bibliothek hier das Rettende, nicht das Gerettete war. Seine Ambivalenz gegenüber der deutschen Wiederaufbauemphase war groß, soweit diese geschichtsvergessen voranschritt. Seine Bibliothek setzte er als Gegenentwurf ein. Viele der in ihr bewahrten Bücher und Hefte waren in den deutschen Bibliotheken nur noch mit viel Glück und dann vereinzelt zu finden. Sie bildeten als Ensemble eine literarisch produktive Zeit ab, die in den 1950er-Jahren nahezu vergessen schien. Pinthus beschränkte sein Projekt der Reintegration von Ausgesondertem in die deutsche Literaturtradition nicht auf die eigene Sammlung. Er knüpfte für Bernhard Zeller Kontakte zu Sammlern, machte auf Nachlässe aufmerksam, deren Übernahme er bisweilen auch in Eigeninitiative verabredete, und brachte andere Emigranten wie Helen und Kurt Wolff nach Marbach.

Das Literaturarchiv war für ihn ein „Gegenort“,²⁹ an dem nicht zuletzt Deutsches und Jüdisches wieder als ein Zusammenhang sichtbar wurde, der vielleicht im realen Leben nie so gegeben war. Jenseits dieses schwierig zu fassenden Aspekts waren alle Überlegungen im Hinblick auf eine Rückkehr nach Deutschland pragmatisch motiviert: Es war schwieriger geworden, in New York die für Pinthus' Arbeit essenzielle neuere Forschungsliteratur zu bekommen,³⁰ wohingegen ihm im Archiv Materialien und Personal zur Verfügung gestellt wurden, die seine Editionsprojekte und Recherchen unterstützten. Und während sein Lebensthema in den USA allenfalls eine kleine Gruppe literarhistorisch versierter Spezialisten umtrieb, versprach ein Umzug den kontinuierlichen Austausch mit Forschern sowie mit Freunden und Kollegen, die den Holocaust wie er überlebt hatten. Die

28 Paul Raabe: Sondersammlungen als kulturelle Aufgabe, in: Graham Jefcoate/Jürgen Weber (Hrsg.): Sondersammlungen im 21. Jahrhundert: Organisation, Dienstleistungen, Ressourcen, Wiesbaden 2008, S. 1–9, hier S. 2.

29 Michel Foucault: Andere Räume, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hrsg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt/M. 2006, S. 317–329, hier S. 320.

30 Vgl. Kurt Pinthus an Paul Raabe, 13.2.1960 (DLA, NL K. Pinthus).

Entscheidung zur Remigration setzte sich dennoch nur langsam durch. So schrieb Pinthus beispielsweise bereits 1962, Marbach sei ihm „wirklich zur zweiten Heimat geworden“,³¹ aber er erklärte doch zur gleichen Zeit in einem Aufsatz sehr deutlich, warum er nicht nach Deutschland zurückkehren könne. Die Entscheidung, den USA den Rücken zu kehren, fiel dann 1965, aber erst 1967 gaben Pinthus und seine Schwester ihre Wohnung in New York auf und organisierten mithilfe der Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchivs, das diese aufwendige Unternehmung finanziell ermöglichte, den Transfer der großen Bibliothek und der zugehörigen Materialsammlungen zurück nach Deutschland. Die „zu transportierende Masse wächst immer mehr an“,³² berichtete Pinthus in einem der letzten Briefe aus New York.



Ankunft der Pinthus-Bibliothek aus New York. Im Hintergrund das Marbacher Schiller-Nationalmuseum.

Für den Archivleiter Bernhard Zeller begründete sich die Unterstützung der Aktion aus dem ernsthaften Interesse an der Sammlung, aber auch aus dem Wissen um ihre symbolische Bedeutung. Die Unterstützung war, im Wort-

31 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 12.3.1962 (DLA, NL K. Pinthus).

32 Kurt Pinthus an Bernhard Zeller, 26.7.1965 (DLA, NL K. Pinthus).

schatz der Zeit, „auch als eine Art Wiedergutmachung“³³ gedacht. Der Transfer war ein politischer Akt und versprach zugleich eine substanzielle Erweiterung der Bestände, denn er verband sich mit der immer wieder besprochenen Idee, Pinthus' Archiv und seine Bibliothek sukzessive zu übernehmen. Der Transport umfasste knapp zweihundert Kisten. Wochenlang waren Mitarbeiter des Archivs anschließend mit der Ordnung und Aufstellung der Sammlung beschäftigt, die teils in der Wohnung von Pinthus, teils in den institutionellen Räumen untergebracht wurde.

So blieb die Remigration des Sammlers und Kritikers, der schließlich in „Nachbarschaft“ zu seiner Bibliothek auf dem Marbacher Friedhof beerdigt wurde, eng an eine aus Büchern aufgebaute Welt gebunden, die in Leipzig und Berlin ihren vielversprechenden Anfang genommen hatte. Zufrieden hielt Bernhard Zeller den Vorgang ihrer Überführung in die bundesrepublikanische Archivlandschaft fest, „die Bibliothek und das Archiv von Herrn Pinthus [wurden] in den Rahmen unserer Arbeit eingegliedert“.³⁴ Betraf dies auch dessen Wohnung? Rückblickend ist zwar kaum noch zu rekonstruieren, wie sich der Alltag für den Achtzigjährigen gestaltete, welchen Raum das Leben jenseits des Archivs einnahm, über was geredet und über was „nicht geredet“ wurde. Doch Zellers Erinnerung, dass Pinthus „nicht nur im Archiv“³⁵ wohnte, deutet an, dass Marbach für den Remigranten mehr als nur eine der Literatur verschriebene Insel war und dass der Direktor auch um das Kritische dieser Rückkehr wusste. Pinthus' Rückkehr war eben keine in eine Bücherwelt, sondern eine in die schwäbische Provinz, deren Landesväter Kurt Georg Kiesinger (1958–1966) und Hans Filbinger (1966–1979) ihre im Nationalsozialismus einsetzenden beruflichen Karrieren nach 1945 erfolgreich fortzusetzen wussten. Der jüdische Kritiker, der am eigenen Leib die Flüchtigkeit zugeschriebener Größe hatte erfahren müssen und dem „Vergessen-Werden“ kein abstrakter Begriff geblieben war, machte dies in einem Vertragsentwurf für eine Schenkung seiner Bibliothek explizit, indem er diese Gabe für nichtig erklärte, sollte er „aus politischen Gründen zu einer nochmaligen Auswanderung gezwungen sein“.³⁶ In späteren Entwürfen verschwand der Passus, aber erst am 3. Mai 1971 konnte bei der Deutschen Presse-Agentur (dpa) die Meldung durchgegeben werden, dass

33 Bernhard Zeller an Christian Wallenreiter, ARD, 15.11.1967 (DLA, Bestandsakte Bibliothek).

34 Ebd.

35 Zeller, Memorabilien (wie Anm. 5), S. 293.

36 Kurt Pinthus: Vorläufiger Entwurf einer beabsichtigten Schenkungsurkunde (DLA, Bestandsakten).

Kurt Pinthus „[a]nlässlich seines 85. Geburtstages“³⁷ seine Bibliothek und sein Archiv dem Deutschen Literaturarchiv Marbach als Stiftung übergeben hatte.

37 [N. N.:] Pressemeldung für DPA durchgegeben am 3.5.1971 (DLA, Hausakten). Die Schenkung wurde 1980 rechtswirksam fixiert.

Jacob Picard erhält in Überlingen den Bodensee-Literaturpreis

Am 14. Juni 1964 wurde der jüdische Dichter Jacob Picard für sein im Jahr zuvor erschienenenes Buch *Die alte Lehre* mit dem Bodensee-Literaturpreis ausgezeichnet. Erstmals waren Picards landjüdische Erzählungen im Jahr 1936 unter dem Titel *Der Gezeichnete* erschienen, jetzt adressierte sich die um fünf Erzählungen ergänzte Neuausgabe an eine westdeutsche Leserschaft, der die Aufarbeitung der finsternen Vergangenheit erst noch bevorstand. Picard lebte zu diesem Zeitpunkt noch in den Vereinigten Staaten, die dem Bedrängten erst im Winter 1940 zum rettenden Exil geworden waren. Nach zögerlicher Wiederaufnahme der Kontakte in das Land seiner Herkunft, die Seelenheimat, hatte der Dichter noch 1961 eine ständige Rückkehr nach Deutschland abgelehnt: „Ach, wenn die Weltgeschichte nicht eingegriffen hätte“, meinte er damals lakonisch, „wäre Wangen keine Frage“.¹

Und jetzt das: der Bodensee-Literaturpreis! Erstmals war die von den Überlinger Stadtvätern gestiftete Auszeichnung im Jahr 1954 verliehen worden. Die Statuten der Stiftung bestimmten damals, dass der Preis

alljährlich demjenigen lebenden Dichter oder Schriftsteller deutscher Zunge zuerkannt werden soll, dessen literarisches Werk durch den See und seine Landschaft, ihre Atmosphäre, Kultur und Geschichte nach Meinung eines Preisgerichts künstlerisch gestaltet worden ist.²

Kein Zweifel – Jacob Picard erfüllte wie kaum ein zweiter diese Vorgaben. Die in einer feierlichen Veranstaltung verliehene Urkunde begründete die Entscheidung des unabhängigen Preisgerichts denn auch so:

In der Erzähler-Tradition eines Johann Peter Hebel und Gottfried Keller stehend, schildert Jacob Picard mit starker dichterischer Kraft Tragisches, Besinnliches und

1 Zitiert nach Manfred Bosch: Jacob Picard 1883–1967. Dichter des deutschen Landjudentums, Wangen 2017, S. 57.

2 Zitiert nach Oswald Burger: Der Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 123. Heft (2005), S. 139–207, hier S. 140.

Heiteres vor dem Hintergrund der einstigen *Judendörfer* vornehmlich am Untersee auf der Höri, im Hegau und im weiteren alemannischen Land. Damit führt er in die bisher kaum bekannte Welt der alemannisch-schwäbischen Landjuden. [...] Zur literarischen Bedeutung dieser Erzählungen tritt ihr dokumentarisch-ethischer Wert, indem das auf gegenseitiger Achtung und Toleranz beruhende Zusammenleben von Juden und Christen in diesen Gemeinden sichtbar gemacht wird. Jacob Picard hat so der versunkenen Welt der Judendörfer im Bodenseeraum und darüber hinaus ein Denkmal gesetzt, das eine unüberhörbare Mahnung zur Überwindung jeglicher Vorurteile darstellt.³



Von links nach rechts: der Arzt Nathan Wolf, der Dichter Jacob Picard und der Geologe Leo Picard 1960 in der alten Heimat am Bodensee.

19 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs bedeutete diese Auszeichnung mehr als nur die bloße Zuerkennung eines Preises aus innerliterarischen Gründen. Wenigstens den Versuch einer Wiedergutmachung wollte das Preisgericht mit der Würdigung Picards unternehmen – und dass dieses Bemühen vom Autor als solches verstanden und wertgeschätzt wurde, macht sein späterer Herausgeber Manfred Bosch 1991 im Nachwort der zweibändigen Werkausgabe deutlich:

3 Stadt Überlingen: Wort am See II. Preisträger des Bodensee-Literatur-Preises der Stadt Überlingen 1960 bis 1969, Überlingen 1970.

Sieht man einmal von einem ersten Preis ab, den Picard 1962 in einem Wettbewerb des PEN zugesprochen bekam, war dies die einzige literarische Auszeichnung, die ihm je verliehen wurde. Dass es ausgerechnet dieser war – ‚wie hätte ich es wagen können, an so etwas zu denken, als meine Erzählungen entstanden sind!‘, schrieb er im April 1964 an Harry Pross – verbunden mit dem Namen der Landschaft, die die seine war, wie sie jemandes Landschaft nur sein kann, die Landschaft auch, aus der man ihn einst vertrieben hatte – dies musste Picard nicht nur mit tiefer Befriedigung erfüllen, er hat darin wohl auch ein Stück jener geistigen Heimholung erkannt, die mit der Zuerkennung des Preises zweifellos verbunden war.⁴

Den Bodensee-Literaturpreis erhielt Picard am Ende seines Lebens, im 82. Lebensjahr, nachdem ihm im Januar 1964 bereits das Verdienstkreuz erster Klasse verliehen worden war. Versuche, den erst im Oktober 1940 über die damals einzig noch offene Route via UdSSR, Mongolei, China und Japan in die USA Emigrierten schon in den 1950er-Jahren zu einer Heimkehr nach Westdeutschland zu bewegen, waren gescheitert. Picard hatte 1946 die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen, nachdem er seinen Ehrgeiz in literarischen Dingen in den Kriegsjahren auf die Arbeit an einer Biographie des deutsch-amerikanischen Nordstaatengenerals Franz Sigel konzentriert hatte, während ihm Gelegenheitsarbeiten als Gärtner oder Fabrikarbeiter ein materielles Weiterexistieren ermöglichten. Seine Sprache blieb über Jahre und Jahrzehnte des Exils hinweg das Deutsche, seine innere Heimat die Landschaft des Bodensees, aber den Amerikanern gegenüber fühlte er sich zu Dank verpflichtet. So heißt es in seinem Brief an Eduard Reinacher vom Februar 1949:

Ich bin froh, dass ich in diesem Lande sein darf, dessen Bürger ich schon seit mehreren Jahren bin, und ich meine das nicht wegen der äußeren guten Lebensbedingungen, sondern rein aus ideellen Gründen.⁵

Jacob Picard war alles andere als ein politischer Dichter, aber als aus rassistischen Gründen vertriebener, einstiger Staatsbürger wurde er nach dem großen Morden mit der Bitte um Parteinahme konfrontiert:

Sie haben sicher befürchtet, es sei nationales oder gar rassisches Ressentiment, das mich hinderte, Ihren Brief sofort zu beantworten. Ich will Ihnen gleich sagen, dass dies nicht der Fall ist, obwohl ich vielen aus dem alten Leben abwinkte, die nach dem Kriege mich angingen, ihnen ein politisches Alibi auszustellen [...].⁶

4 Manfred Bosch: Nachwort, in: Jacob Picard: Werke in zwei Bänden, Bd. 2: Gedichte. Autobiographische Erzählungen, hrsg. von Manfred Bosch, Konstanz 1991, S. 259–311, hier S. 308 f.

5 Bosch, Jacob Picard (wie Anm. 1), S. 85.

6 Ebd., S. 87.

schreibt er 1956 an Karl Willy Straub, um dann an späterer Stelle seines Briefs Hermann Hesse zu zitieren, „der sehr richtig bemerkte, dass die Freunde aus unserem literarischen Kreis am See vor 1910 entweder literarisch oder politisch versagt haben, die meisten in beidem!“⁷ „Und was haben Sie gemacht?“, setzt er seinen Brief fort:

Nun, wahrscheinlich das, was die große Mehrzahl gemacht hat. Und da ich diese Dinge heute richtig zu sehen glaube, schreibe ich Ihnen. Ich denke über die Schuldfrage schon lange gemäßigter und differenzierter und langsam regt sich unter der Asche verschütteter Gefühle so etwas wie Dankbarkeit gegen das Badische Land, das mein Wesen mitgeformt hat.⁸

Im Oktober 1940 waren die letzten sieben jüdischen Bürgerinnen und Bürger aus Wangen, dem Heimatdorf Picards am deutschen Ufer des Untersees, ins südfranzösische Gurs deportiert worden, wo die meisten von ihnen zwei Jahre später die Todeszüge nach Auschwitz besteigen mussten. Picards Jugendfreund, der Arzt Nathan Wolf, hatte Wangen noch im August 1939 verlassen können und zu einer prekären Existenz im Exil in der benachbarten Schweiz gefunden; er war der einzige, der unmittelbar nach Kriegsende in sein Heimatdorf zurückkehrte. In seinem Brief an Straub begründet Picard seinen Verbleib in Amerika 1956 so:

Die einfachste Formel für den Grund meines Nichtzurückkehrens ist die: ich könnte nicht mehr ‚wir‘ zu Euch sagen, und zwar auch nach dem, was hier mit mir geschehen ist. Ich bin seit langem schon amerikanischer Bürger (civis romanus sum) und bin stolz darauf, wie es die alten Achtundvierziger aus unserer Heimat waren.⁹

Als Picards Erzählungen aus dem Landjudentum Ende 1936 im Deutschen Reich erschienen, gab es nur noch einen möglichen Publikationsort: die Jüdische Buchvereinigung Berlin, die das Buch als Band 4 ihrer Jahresreihe in einer Auflage von 7000 Stück publizierte. Die Vermarktung des Titels war bereits eingeschränkt; kaufberechtigt waren ausschließlich jüdische Leser. Picard hatte seine Erzählungen im selben Jahr erst vollendet, nachdem er nach langjähriger beruflicher Tätigkeit als Rechtsanwalt in Konstanz und Köln nochmals für zwei Jahre auf die Halbinsel Höri am Untersee zurückgekehrt war,

so als ob einer unseres Geschlechts noch einmal die Verbundenheit der Generationen vor dem großen Abschied hätte bestätigen müssen. [...] Wenige jüdische Men-

7 Ebd.

8 Ebd., S. 87 f.

9 Ebd., S. 88.



„Meinem alten Cuman Natus übers Meer geschickt, Jacob. New York, Febr. 27, 1952“ unterschrieb Jacob Picard dieses Foto, das er der Tochter seines Freundes Nathan Wolf in New York mitgab. Während des Besuchs zeigte Picard der jungen Juristin die General Library in New York und dabei auch Originalurkunden vom Kloster Reichenau.

schen aus meiner Jugend her lebten nur noch da. Aber in dieser Umgebung vollendete ich nun mein früher schon begonnenes Buch von Erzählungen ‚Der Gezeichnete‘ die in strenger deutscher Novellenform und in der alemannischen Sprachatmosphäre zum ersten Mal, vor dem Untergang sozusagen, das Leben der süddeutschen Landjuden zu gestalten suchten.¹⁰

1937 begab sich der Autor noch auf Veranlassung des Oberrats der Israeliten Badens auf Lesereise, um in deutschen jüdischen Kulturbünden und Lehrhäusern „den Menschen in der schweren Zeit Bestätigung ihres Eigensten zu geben und ein wenig Trost.“¹¹ Noch gab es in all den von ihm besuchten Orten jüdische Gemeinden, deren Mitglieder sich zwar schon der Verfolgung ausgesetzt sahen, aber noch nicht ihre drohende endgültige Vernichtung vorausahnen konnten.

Seine ersten antisemitischen Erfahrungen hatte der 1883 als ältestes von neun Kindern geborene Picard schon als Schüler gemacht. Nach dem Besuch der Volksschule in Wangen übersiedelte der Knabe 1893 nach Konstanz, um hier gleich wie die anderen Söhne jüdischer Familien des Dorfes das nächstgelegene Gymnasium zu besuchen. Ihre konsequente Entscheidung für die Bildung trafen die landjüdischen Familien in Baden wohl auch im Gefühl ihrer Sonderstellung; nach Jahrhunderten der Ungleichbehandlung hatte das Toleranzedikt des Badischen Großherzogs Friedrich I. ihnen im Jahr 1862 die uneingeschränkte bürgerliche Gleichstellung beschert. In den folgenden Jahrzehnten verließen etliche landjüdische Familien die Dörfer, um in den Städten bessere Bildungsmöglichkeiten und berufliche Chancen zu realisieren. So auch die Familie des Maklers Simon Picard, die dem erstgeborenen Sohn 1895 nach Konstanz folgte, wo der Vater bereits zwei Jahre später starb. Bei den Abiturfeierlichkeiten 1903 wurde dem Heranwachsenden, der im Jahr zuvor bereits mit ersten Gedichtveröffentlichungen hervorgetreten war, aus antisemitischem Ressentiment der Preis für besondere Leistungen in Geschichte vorenthalten. Während des Studiums der Germanistik und Geschichte, mit dem er seinen Neigungen folgte, und dem später in Richtung auf einen Brotberuf gewählten Jurastudium beschäftigte sich Picard nicht nur mit Literarischem, sondern spürte durchaus auch seinen Wurzeln nach. Im Sommer 1903 besuchte er einen zionistischen Kongress in Basel und erkannte hier „Großes an dieser Bewegung“.¹²

Als existenziell prägend erlebte er den Ersten Weltkrieg, an dem er genau wie drei seiner Brüder als zunächst begeisterter Freiwilliger, vor allem aber

10 Ebd., S. 50.

11 Ebd., S. 51.

12 Ebd., S. 43.

als Deutscher teilnahm. Schon im Oktober 1914 erhielt Picard das Eiserne Kreuz, zwei seiner Brüder fielen. Ihnen widmete er seinen 1920 erschienenen Gedichtband *Erschütterung*.

Meine Strophen aus dem Krieg nehmen das ungeheure Geschehen hin ohne jene hohle Begeisterung, die schon bald unerträglich wurde, aber auch ohne die billige Anklage im luftleeren Raum lebender Optimisten; für mich war es Schicksal wie jedes andere Erlebnis auch, freilich das schwerste, das den Menschen begegnen kann.¹³

schreibt er Jahrzehnte später in der autobiographischen *Erinnerung eigenen Lebens*.

Im Jahr 1919 begann er seine Anwaltstätigkeit in Konstanz, ab 1924 lebte er in Köln, heiratete die Dentistin Frieda Gerson, 1925 wurde die gemeinsame Tochter Renate geboren. Picard reagierte sensibel auf antisemitische Erfahrungen und gehörte 1922 zu den Mitbegründern der jüdischen Loge U.O.B.B. Makkabi in Konstanz, „um endlich aktiv jüdisches Leben gestalten zu helfen“.¹⁴ Die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 durchkreuzte nicht nur seine geplante Rückkehr nach Konstanz, sondern bewog ihn auch zur Aufgabe der Anwaltschaft:

[...] nun begann ich, mich ganz dem zu widmen, wozu ich mich immer schon im eigentlichsten berufen gefühlt hatte; ich wurde freier Schriftsteller. Manches, was ich längst geplant hatte, wurde jetzt in Angriff genommen, und es waren nicht nur Stoffe aus dem jüdischen Erlebensraum. Aber diese nun doch vor allem [...].¹⁵

Aus späterer Perspektive kann man Picards Erzählungen sicherlich als sein Hauptwerk bezeichnen. In ihnen hat das Landjudentum zu seiner literarischen Gestalt gefunden; ohne sie wäre es auch im kulturellen Gedächtnis ausgelöscht. Ihre Publikationsgeschichte ist eine der Beschränkung und Verhinderung, sowohl vor als nach dem Zweiten Weltkrieg. Erschienen in der jüdischen Buchvereinigung im Jahr 1936, vorgetragen ausschließlich vor jüdischem Publikum 1937, in feindlicher Umgebung zurückgelassen 1940 bei Picards Flucht ins Exil. Wer brauchte in der Neuen Welt diese Literatur, die mehrfach Verlorenes beschwor, deren idyllisches Potenzial längst von einer unheiligen Geschichte überholt und Lügen gestraft worden war? Der Autor schlug sich in den USA mit Gelegenheitsarbeiten durch, wie viele andere auch. Nach dem Krieg plante Curt Weller Picard in seinem jungen Verlag zu veröffentlichen, doch der ging 1949 in Konkurs. Mit dieser Möglichkeit

13 Jacob Picard, Werke in zwei Bänden (wie Anm. 4), S. 239 f.

14 Zitiert nach Bosch, Jacob Picard (wie Anm. 1), S. 46.

15 Ebd., S. 49.

starb auch Picards Hoffnung auf eine rasche literarische Heimkehr ins Nachkriegsdeutschland.

So musste der Dichter seinen 80. Geburtstag erleben, bevor er die zweite Ausgabe seiner Erzählungen in Händen halten durfte, die 1963 unter dem Titel *Die alte Lehre* bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschien. Diese Ausgabe beglückte Picard, der seinem Freund Harry Pross im August 1963 schrieb: „Sie werden begreifen, dass ich so oder so doch Genugtuung fühle über die Tatsache, dass dieses nun doch auch zur deutschen Literatur gehört.“¹⁶ Wenige Tage später begrüßte Friedrich Sieburg die Neuausgabe in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*:

In unser Staunen über das starke und eigenständige Leben, das einst die sogenannten Judendörfer Südwestdeutschlands erfüllte, mischt sich das Entzücken über die hohe Poesie, mit der Jacob Picard dies Leben beschrieben hat. Aber stärker noch durchdringt uns die Trauer über den tragischen Hintergrund und Untergrund, den alle jüdischen Geschichten dank dem jüngsten Abschnitt unserer Vergangenheit für uns erhalten haben. Nie mehr werden wir ganz unbefangenen den Zauber in uns aufnehmen, den dieser Autor, der selbst aus einem deutschen Judendorf stammt, aus seinen Erzählungen aufsteigen lässt. [...] So alt die Leidensgeschichte der Juden auch sein mag, nie haben sich Opfer und Täter so endgültig verwandelt wie seit dem deutschen Versuch einer ‚Endlösung‘.¹⁷

In der Neuausgabe nahm Picard anders Rücksicht auf sein Lesepublikum als noch in den dreißiger Jahren – Juden gab es nun so gut wie keine mehr in Deutschland. Also ersetzte er die zahlreichen hebräischen Ausdrücke seiner Erzählungen durch gebräuchlichere und gab dem Band eine Liste von Wort-erklärungen mit.

Dreißig Jahre später erschien Picards Werk 1991 in einer schön gestalteten zweibändigen Ausgabe endlich dort, wo es hingehörte: direkt am See, im Konstanzer Faude-Verlag. In seinem kundigen Nachwort skizziert Herausgeber Manfred Bosch die Biographie des vertriebenen und im allerletzten Moment doch noch an den See heimgekehrten Dichters, der im Oktober 1967 in Konstanz starb:

Mit dem Beharren auf der Form und der strengen Durchführung der Novellentechnik verbindet sich eine Unbedingtheit im Moralischen und eine Unverwüstlichkeit im Menschlichen, die an Hebels Kalendergeschichten gemahnt und sich gerade dort beweist, wo ‚nichts Bedeutendes‘ erzählt wird. Aber, so ließe sich mit Jean Pauls Figur des Fälbel dagegenhalten: ‚Ich ärgere mich, wenn die Menschen mit dem Namen *Kleinigkeiten* schelten. Was habt Ihr denn anders? Ist denn nicht

16 Ebd., S. 91.

17 Friedrich Sieburg: Mit leiser Stimme, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 17. 08. 1963, zitiert nach: Bosch, Jacob Picard (wie Anm. 1), S. 102.

das ganze Leben – bloß seine erste und letzte Minute ausgenommen – daraus gesponnen, und kann man nicht alles Wichtige in einem zusammengedrehten Strang von mehreren Bagatellen zerzausen ...?' Aus Picards *Die alte Lehre* erfahren wir nun, aus welchen Bagatellen das Leben dieser Seejuden zusammengedreht war, wie sie ihre Tage recht und schlecht dahinbrachten, wie sie ihre ersten und letzten Stunden erlebten. ‚Jetzt isch mir, als ob ich grad amal durchs Dorf gange wär‘, lässt Picard seinen Großvater auf dem Sterbebett in der neu hinzu gekommenen einleitenden Erzählung *Ein Gang nur* sagen, und gibt der Sammlung damit eines ihrer Grundmotive vor: dass nur das aus seinen Bedingtheiten Gelöste sich für ‚groß‘ erklären und in imperialem Wahn sich nach tausend Jahren bemessen kann, während alles wirklich Große sich seiner Hinfälligkeit und Fehlbarkeit bewusst bleibt.¹⁸

18 Bosch, Nachwort (wie Anm. 4), S. 307 f.

Paul Celan im Tübingen der Achtundsechziger

Ausgerechnet der Allgemeine Studentenausschuss (AstA) der Universität organisiert in Tübingen eine Lesung mit dem als hermetisch und schwierig geltenden Dichter Paul Celan – und das im Sommersemester 1968! Als die Einladung Ende Februar 1968 ausgesprochen wird, sind gerade wieder mehr als zehntausend Studierende in Westberlin auf der Straße, um gegen den Kriegseinsatz der USA in Vietnam zu protestieren. Auch in Tübingen finden Sit-ins vor dem Amerikahaus statt, bei denen auf Transparenten die USA mit der SS gleichgesetzt wird.¹ Die Studentenbewegung in Westdeutschland ist schon seit der Erschießung von Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 in vollem Gange. Studierende aus Erlangen stören im Oktober 1967 die Tagung der Gruppe 47, indem sie – wie Erich Fried das formuliert – „von ihrem Demonstrationsrecht Gebrauch machten und die Gruppe zu politischerem Denken anfeuern wollten, was ihr im allgemeinen vielleicht nicht schaden könnte“.² Die Demonstranten wünschen aber auch der Gruppe als solcher „Adieu“, fordern ihr „Ja zum fröhlichen Gruppenbegräbnis“ ein und benützen das Wort „Dichter“ auf Protesttafeln als Schimpfwort.³

Der Dichter Paul Celan – er versteht sich als solcher! – kommt tatsächlich nach Tübingen. Die Veranstalter wissen, worauf sie sich einlassen. Der Kulturreferent des AstA betont in der Einladung ausdrücklich, Celans Zusage würde „sehr vielen der jetzt fast 12 000 Tübinger Studenten, denen Sie schon lange kein Unbekannter sind, und auch mir eine große Freude bereiten“.⁴ An der Universität gibt es in diesem Sommersemester erstmals Teach-

1 Vgl. Foto in: Ulrike Pfeil: 1968 brachte Tübingen nicht die Revolution, aber einige Erregung, in: Schwäbisches Tagblatt, 11.4.2008.

2 Erich Fried: Stärken und Schwächen. Die 20. Tagung der Schriftstellervereinigung Gruppe 47, in: Frankfurter Rundschau, 10.10.1967.

3 [Unbekannt]: Gruppe 47. Dichter, Dichter, in: Der Spiegel, 16.10.1967, S. 178–182, hier S. 178.

4 Brief vom 28.2.1968, zitiert nach: Barbara Wiedemann: „Ein Faible für Tübingen“. Paul Celan in Württemberg – Deutschland und Paul Celan, Tübingen 2013, S. 211.

ins, Studierende der Psychologie besetzen einen Luftschutzraum, um der Raumnot abzuhelfen, und werden von der Polizei nachts an den Haaren ins Freie gezogen.⁵ Des Dichters Lesung am 10. Juli aber stört kein „Die Literatur ist tot, es lebe die Revolution“,⁶ keine lauten, am Lesenden betont desinteressierten Unterhaltungen im Saal, wie Celan das 1957 in Stuttgart erlebt hat,⁷ und niemand protestiert gegen das Pathos seiner Gedichte oder äußert Hass auf das „Spezifisch-Jüdische“⁸ des Autors, wie 1958 bei einer Lesung an der Universität Bonn.

Von Celan selbst ist kein Lesungsbericht bekannt, er schrieb davon auch nicht an seine Frau, wie seinerzeit 1952 aus Niendorf. Misstöne bei der Lesung können aber mit Bestimmtheit ausgeschlossen werden. Alle befragten Zeugen – die damaligen Studierenden und späteren Lehrer Christine Dietz,⁹ Manfred Gröber¹⁰ und Susanna Richwien¹¹ wie auch der Mitarbeiter der auf Wunsch Celans an der Organisation beteiligten Buchhandlung Gastl, Michael Fischmann¹² – sind sich einig: Das Audimax, damals Tübingens größter Hörsaal, ist bis auf den letzten Platz besetzt; es gibt ein großes, ehrliches Interesse an Celan und seinen Gedichten. Er liest offenbar ein gemischtes Programm – Gröber erinnert sich vor allem deshalb nur an Gedichte aus *Mohn und Gedächtnis* und *Sprachgitter*, weil die ihm zur Verfügung stehende Auswahl von 1962 keine späteren enthält. Fischmann kann sich an keinen konkreten Titel erinnern, es seien aber mit Sicherheit keine ausgesprochenen „Schlager“ dabei gewesen, also nicht die *Todesfuge*, die Celan letztmals als Bühnen-Preisträger in Darmstadt 1960 vorgetragen hat. Sicherlich sind auch Gedichte aus dem zuletzt erschienenen Band *Atemwende* dabei, wie bei der unmittelbar vorausgehenden Lesung an der Frankfurter Universität. Christine Dietz erinnert sich an ausgesprochen Kurzversiges. Etwa neunzig Minuten liest Celan konzentriert und nimmt dabei immer wieder Blickkontakt mit den Zuhörern auf. Im Saal herrscht angespannte Aufmerksamkeit, der Applaus ist nachdenklich. Man zollt dem Autor und seinen

5 Pfeil, 1968 brachte Tübingen nicht die Revolution (wie Anm. 1).

6 Gisela Dischner: Erinnerungen an Paul Celan, in: Paul Celan – Gisela Dischner. Briefwechsel, hrsg. von Barbara Wiedemann, Berlin 2012, S. 129–149, hier S. 144.

7 Vgl. Wiedemann, Paul Celan in Württemberg (wie Anm. 4), S. 113 f.

8 Ebd., S. 114 f.

9 Persönliches Gespräch mit der Autorin am 26. und 28.1.2013.

10 Brief an die Autorin, 23.9.2012, zitiert nach: Wiedemann, Paul Celan in Württemberg (wie Anm. 4), S. 216 f.

11 Persönliches Gespräch mit der Autorin am 4.12.2014.

12 Persönliches Gespräch mit der Autorin am 8.2.2015.

ausdrucksstarken Texten ebenso Anerkennung wie seiner Art des Vortrags. Er kann zufrieden sein: Aufmerksamkeit, das ist es, was er von seinen Lesern einfordert.

Das örtliche *Schwäbische Tagblatt* hat die Auftritte des Dichters bisher ausgesprochen verständnisvoll begleitet. Die Lesungsberichte vom Juni und Dezember 1957 und der vom August 1963 sind wertvolle Zeugnisse für Celans Leserkontakte in Deutschland und geeignet, Klischees wie sein Pathos im Vortrag und die Unverständlichkeit seiner Gedichte zu relativieren. Über diese vierte Lesung aber – nichts! Selbst die hilfsbereite Archivarin der Zeitung ist erstaunt über das Schweigen der Zeitung nach der Lesung, ist der Dichter doch wie ein Star mit „Paul Celan kommt“ angekündigt worden!¹³ Hat da also doch ein studentischer Kritiker eingegriffen und sich geweigert, derart „Unpolitisches“ auch noch loben zu müssen? Denn es ist ja lange bekannt: Dieser Überlebende der Shoah geht mit seinem Schicksal hausieren und allzu viel Kritik verträgt er nicht ...?¹⁴ Ja, der Kritiker ist noch Student, und ja, er weigert sich. Aber so einfach ist die Sache nicht.

Die Szene, die dazu führt, dass es von Celans letzter Tübinger Lesung keinen Zeitungsbericht gibt, spielt im Tübinger Hotel Krone an der Neckarbrücke, in dem der Dichter auch wohnt.¹⁵ Man sitzt nach der Lesung im dortigen Restaurant zusammen: Außer Celan sind das Vertreter von Studentenschaft und Buchhandlung, ein paar Zuhörer, darunter Heinz Politzer aus Berkeley – sonstige treue Begleiter des in Tübingen lesenden Celan, wie Walter Jens und Hermann Bausinger sind verhindert – und eben der Kritiker, der damalige Student und spätere Tübinger Professor für Empirische Kulturwissenschaften Utz Jeggle. Nach der Erinnerung von Fischmann¹⁶ eröffnet der 27-jährige dem 47-jährigen Dichter recht unvermittelt: „Wir müssen zusammen noch ein Interview machen“, und hakt, nach Celans entschiedenem „Nein“, mehrfach nach: „Gehen Sie her, zieren Sie sich nicht.“ Der Dichter verfällt daraufhin in eine vollständige Abwehrhaltung – kein Wort mehr außer „Nein“ –, er geht aber auch nicht auf sein Zimmer. Jeggle, durch Fischmann aufgefordert, den Dichter doch in Ruhe zu lassen, weigert sich darauf hin, etwas zur Lesung zu schreiben. Alle anderen Gäste

13 Schwäbisches Tagblatt, 10.7.1968.

14 Vgl. Max Frisch an Celan, 6.11.1959, in: Ingeborg Bachmann – Paul Celan: Herzzeit. Briefwechsel, hrsg. von Bertrand Badiou/Hans Höller/Andrea Stoll/Barbara Wiedemann, Frankfurt/M. 2008, S. 170 f.

15 Nicht wie bisher angenommen im Hotel Lamm am Marktplatz; vgl. Wiedemann, Paul Celan in Württemberg (wie Anm. 4), S. 212.

16 Wörtliche Rede nach der Erinnerung von Fischmann; ihm und Susanne Richwien verdanke ich die Schilderung der Szene.

sind wie versteinert. Politzer versucht noch, Celan für sein Projekt zu interessieren, ihn mit eigener Wohnung und guter Bezahlung für eine Weile in die USA zu holen; auch hier aber nur „Nein“. Die Nachsitzung geht schnell zu Ende.

Wie ist das zu erklären? Richwien verneint auf Nachfrage ausdrücklich, dass unterschwelliger Antisemitismus eine Rolle gespielt habe, und dies, obwohl sie von einem Schuldgefühl der Teilnehmer spricht, den Dichter nicht richtig empfangen zu haben. Celan hat mit Leserfragen nach Lesungen nicht immer gute Erfahrungen gemacht. So wurde er in Bremen mit durch Jiddismen antisemitisch nuanciertem Unterton nach den Vorwürfen gefragt, von Yvan Goll abgeschrieben zu haben.¹⁷ Aber das ist lange her – 1957 – und hat ihn damals nicht davon abgehalten, sich im gleichen Jahr bei Walter Jens im Seminar über seine Dichtung befragen zu lassen.¹⁸ Gerade eben, Ende 1967, hat er in Berlin Gesprächen im Seminar von Peter Szondi zugestimmt und im Übrigen in Tübingen mit den Kritikern ja immer sehr gute Erfahrungen gemacht.

Richwien hat ein gutes Gespür mit ihrem „nicht richtig empfangen“: Jeggles Ton scheint der entscheidende Faktor für Celans Verstimmung. Es ist der Ton der Achtundsechziger, die allen auf Augenhöhe begegnen wollen und weder die Autorität des Älteren noch die des Kompetenteren anerkennen, der Besonderes zu sagen hat. Die also „Wir müssen“ sagen, wenn eine höfliche Anfrage im Sinne eines „Wären Sie bereit?“ angebracht und zielführender wäre. Warum aber stört das Celan so, der doch immer seine Nähe zum Anarchismus betont hat?¹⁹

Nichtansprechbarkeit auch gegenüber Menschen, die ihm wohlwollen, hat Michael Fischmann mit Celan schon am Vormittag erlebt: einen völlig Schweigsamen, der nach der Vorstellung Fischmanns als Mitarbeiter der Buchhandlung wenn überhaupt, dann nur kaum merklich grüßt; der auf dem Weg vom Bahnhof zum Hotel sich nur durch Kopfnicken äußert und das Mittagessen durch Zeigen bestellt. Er starrt danach den doch so höflichen, bemühten Buchhändler einfach an; Fischmann kann sich schließlich nur helfen, indem er zurückstarrt – und dadurch das verstörte und verstö-

17 Vgl. Barbara Wiedemann: Paul Celan – Die Goll-Affäre, Frankfurt/M. 2000, S. 218.

18 Vgl. die Erinnerung von Wolfgang Harms in seiner Rezension zu Wiedemann, Paul Celan in Württemberg (wie Anm. 4), in: *Arbitrium* 33 (2015), S. 368–375, hier S. 371 f.

19 Paul Celan: *Der Meridian*, in: *Prosa I: Zu Lebzeiten publizierte Prosa und Reden*, Historisch-kritische Ausgabe Bd. 15.1, hrsg. von Andreas Lohr und Heino Schull, Frankfurt/M. 2014, S. 36.

rende Schweigen löst. Celan wird gesprächig, erzählt. Warum aber fällt er jetzt plötzlich wieder in diesen Zustand?

Celan kommt aus Frankfurt, wo er nicht nur zwei Lesungstermine absolviert, sondern auch intensive Gespräche mit der gerade promovierten Gisela Dischner und ihren Frankfurter Freunden geführt hat. Dischner ist Jeggles Generation und steht als Sympathisantin der Deutschen Friedensunion deutlich links von der SPD. Während des „Pariser Mai“ fordert sie von Celan immer wieder Berichte ein und kommentiert diese mit wachem politischem Interesse. Sie zeigt etwa ihre Freude darüber, „daß es doch noch ein revolutionäres Potential unter den französischen Arbeitern“ gibt und bedauert die gleichzeitige Lethargie der deutschen Arbeiter, die sich mit den Notstandsgesetzen abfinden, „neuen Nazigesetzen“.²⁰ Bei dem Treffen in Frankfurt gibt es Gespräche, die Celan an der Generation von politisch bewussten Deutschen, in deren Einsichtsfähigkeit und Erneuerungswillen er so viel Hoffnung gesetzt hat, zweifeln lassen. Auch da geht es offenbar um den „richtigen Ton“, der nicht in „Anspilereien, Anbildereien“ bestehen kann – so ein Brief von Dischner und ein Briefentwurf Celans nach den Gesprächen in Frankfurt, dessen Schreibfehler seine Erregung zeigen.²¹



Paul Celan, aufgenommen im Jahr 1969.

20 Brief vom 22.5.1968, in: Celan/Dischner (wie Anm. 6), S. 96.

21 Briefe vom 12.7.1968 (Dischner) und etwa vom 24.7.1968 (Celan), ebd., S. 104 f.

Die Gedichte aus dem Mai 1968 machen deutlich, was er unter „Anspile-
reien, Anbildereien“ versteht – denn Celan schreibt sehr wohl politische
Gedichte, wenn auch keine „engagierte Dichtung“: „die hüben und drüben /
gepestete Gleichung“²² kommentiert er in *Für Eric* die zahlreichen Versuche
der revolutionären Studentenschaft, die zweifellos nicht wenig zimperliche
französische Sonderpolizei CRS mit der SS gleichzusetzen. Ähnliches findet
er auch in Rudi Dutschkes Aufsatz *Vom Antisemitismus zum Antikommunis-
mus*.²³ Neben eine Fassung des Gedichts *Auch der Runige*, das den Antisemitis-
mus von rechts *und* links thematisiert, verweist Celan auf das „Trotzki-Port-
rait im Hof der Sorbonne: CRS = SS (SS in Runenschrift)“ und denunziert
den im „Pariser Mai“ keineswegs nur latenten Antisemitismus der Aufständ-
ischen, ob Kommunisten oder Anarchisten:

Vorgestern 12. nacht, Contrescarpe der junge PC-Mann, der den linken Nationalso-
zialismus verteidigte / Gestern, 13., bei der Manifestation, die ‚ironischerweise‘
zum Hitlergruß ausgestreckten Arme hinter der schwarzen Fahne –.²⁴

Die Aufständischen stehen der anderen Seite in nichts nach: Der *Spiegel* zi-
tiert einen CRS-Mann mit „Heil Hitler“.²⁵ Auch in Tübingen wird 1968 –
siehe das Plakat „USA SS“ – mit derartigen Anspielungen und Gleichset-
zungen gearbeitet. Die Studentenzeitung *Notizen* beteiligt sich mit „Gewalt
als Endlösung“ auf dem Titelblatt der Mainummer. Ist Celans Kritik an den
Gleichsetzungen und der „metaphorischen“ Verwendung des Vokabulars
aus „großer Zeit“ ein Zeichen für die Überempfindlichkeit, die spätestens ab
1960 zum öffentlichen Celan-Bild gehört?

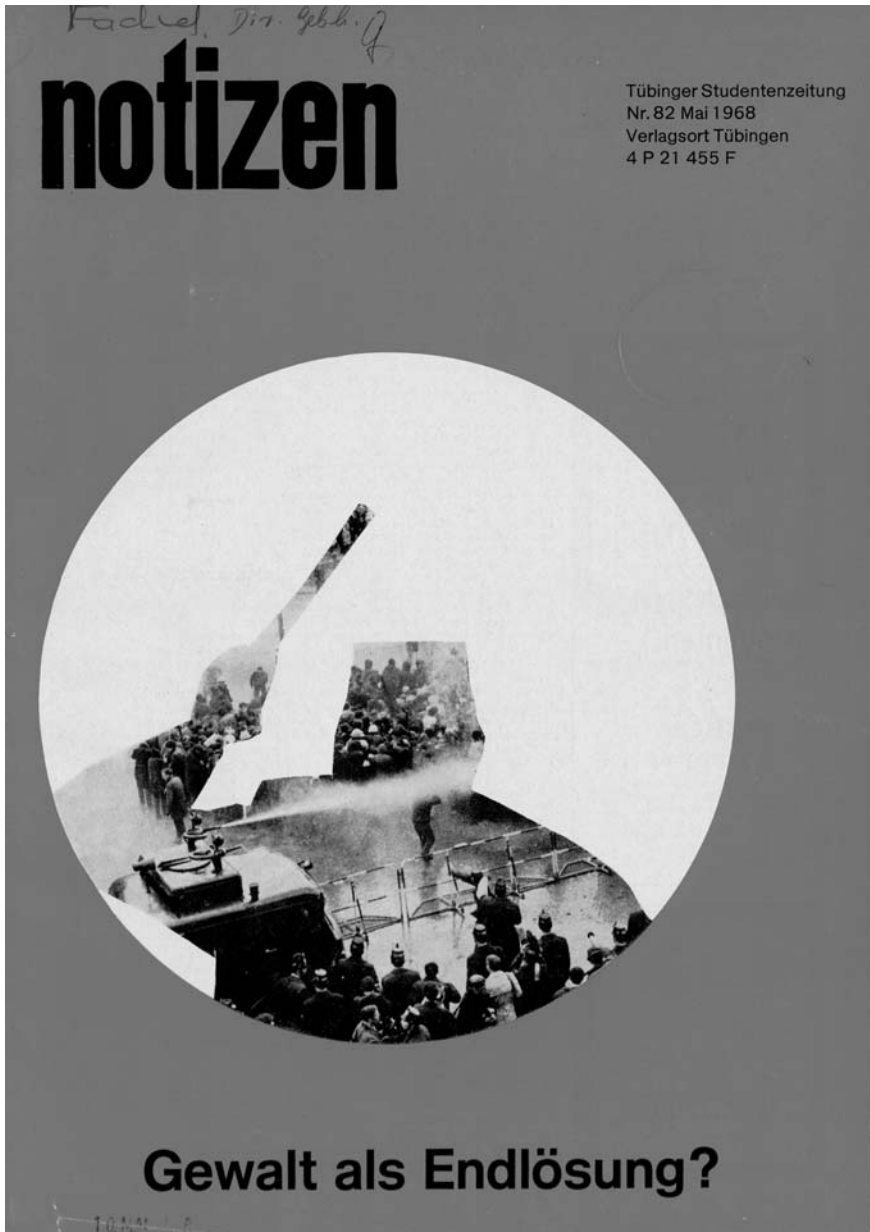
Denunziert man Überlebende, meist ohne die tiefsten Verletzungen beim
Namen zu nennen, als überempfindlich, kann die eigene Unempfindlich-
keit gegenüber Ewiggestrigem und der keineswegs neuen Sprache in der
Bundesrepublik Deutschland verharmlost und als „normal“ dargestellt wer-
den – das hat also Funktion für diejenigen, die sich solche Einschätzungen
zu eigen machen. Celan vertraut seine Kritik daran freilich nur persönli-

22 Paul Celan: Die Gedichte. Neue kommentierte Gesamtausgabe in einem Band.
Mit den zugehörigen Radierungen von Gisèle Celan-Lestrange, hrsg. und kom-
mentiert von Barbara Wiedemann, Berlin 2018, S. 498 (V. 3 f.).

23 Vgl. Barbara Wiedemann: „vom Unbestattbaren her“. Die Auseinandersetzung
mit linkem Antisemitismus in Paul Celans Spätwerk, in: Internationales Archiv
für Sozialgeschichte der Literatur 40 (2015), S. 84–109 sowie dies.: „ausgerech-
net jetzt“. Der Mai 68 und die Jüdische Katastrophe, in: Ruven Karr (Hrsg.):
Paul Celan und der Holocaust – Neue Beiträge zur Forschung, Hannover 2015,
S. 9–29.

24 Celan, Gedichte (wie Anm. 22), S. 1146.

25 [Unbekannt]: Deutsche gejagt, in: Der Spiegel, 17.6.1968, S. 80.



Titelbild der Mai-Nummer 1968 der Tübinger Studentenzeitschrift „Notizen“.

chen Unterlagen und den Gedichten dieser Zeit an, die von ihm selbst nie veröffentlicht werden. Auch der jungen deutschen Studentin schickt er Gedichte wie *Auch der Runige*²⁶ nicht. Ihr schreibt er von der anarchisch-poetischen Seite des „Pariser Mai“, von Mauersprüchen wie „Insoumission“ oder „La société est une fleur carnivore“.²⁷ Die schmerzhaft Einsichtige in die geschichtsvergessene Entwicklung der deutschen wie der französischen Linken verbirgt sich in Halbsätzen wie „mit tiefem Unbehagen hab ichs wieder weggelegt; das ist, *unter anderem*, auch alles andere als antiautoritär“²⁸ zu Dutschkes Aufsatz oder, zu ihrer Einschätzung der Lage:

Im großen ganzen ist den Ansichten, zu denen Du gelangst, wenig hinzuzufügen; im einzelnen wohl manches. Aber das Einzelne tritt nicht mehr so deutlich zutage, man ist, auch hier, auf Berichte angewiesen, und diese Berichte sind wohl nur selten gegenstandsgerecht. Vergrößerungen also – gelinde, *sehr gelinde* gesagt.²⁹

Seine in den Unterstreichungen verborgenen Andeutungen sind sicher Teil der Frankfurter Gespräche.

Celan kommt von dort enttäuscht nach Tübingen. Während der Fahrt mag er darüber gegrübelt haben, wie es geschehen kann, dass die studentische deutsche Linke, die angetreten ist, der Eltern- und Tätergeneration die richtigen Fragen zu stellen, so schnell die Dimensionen vergisst, die die Naziverbrechen haben und die diese tatsächlich außerhalb aller Vergleichbarkeit stellen. Gisela Dischner kennt er seit 1964 als jemanden, der wirklich verstehen will. Ihre Dissertation über Nelly Sachs³⁰ zeigt Sensibilität und wache Aufmerksamkeit gegenüber dem Werk einer Überlebenden. In Briefen an Celan stellt aber auch sie sich mit Gedanken wie „der Student ist der neue Jude“³¹ mit den Opfern der Shoah auf eine Stufe, eignet sich einen Opferstatus an, der sie gewissermaßen „adelt“: mit den Überlebenden auf Augenhöhe. Durch Jeggles Ton, und hier sind wir wieder im Tübinger Hotel Krone an jenem Abend des 10. Juli 1968, scheint Celan genau daran erinnert zu werden. Mit dem „Wir müssen“ kommt wohl die große Frankfurter Enttäuschung wieder hoch, die ihn den Kontakt mit Gisela Dischner für viele Monate abbrechen lässt.

26 Celan, Gedichte (wie Anm. 22), S. 497.

27 Briefe vom 12. und 13.5.1968, in: Celan/Dischner (wie Anm. 6), S. 92 und 94.

28 Brief vom 4.5.1968, ebd. S. 89.

29 Brief vom 17.6.1968, ebd. S. 103.

30 Gisela Bezzel-Dischner: Poetik des modernen Gedichts. Zur Lyrik von Nelly Sachs, Bad Homburg v. d. H. 1970.

31 Brief vom 13.6.1967, in: Celan/Dischner (wie Anm. 6), S. 46.

Vor diesem Hintergrund kann auch die späte Erinnerung der Gastl-Buchhändlerin Gudrun Schaal neu eingeordnet werden: Der AStA-Vertreter habe weniger Honorar ausgezahlt, als abgesprochen, und er soll gesagt haben, Celan habe „wie ein Jude geschachert“.³² Sie weiß wohl nach so vielen Jahren nicht mehr, dass sich die Buchhandlung gegenüber dem Verlag bereit erklärt hat, die beschränkten Finanzmittel der Studierenden aufzustocken und das Honorar zu verdoppeln. Sie wird das nach der Abrechnung mit dem AStA, dem wohl nicht informierten und daher irritierten Celan auf dem Weg vom Universitätsgebäude zum Hotel erläutert haben. Hätte ihn der AStA-Vertreter tatsächlich als geldgierigen Juden behandelt, wäre die Nachfeier im Hotel Krone überhaupt nicht zustande gekommen. Celan kommt dort aber, so Richwien und Fischmann, keineswegs verärgert an. Schaals Erinnerungen gehören sicherlich zum Celan *nach* dem Konflikt mit Jeggle.

Erinnerungen sind keine Tatsachenberichte. Um sie verstehen zu können, müssen sie nach so langer Zeit in ihren Kontext gestellt werden: dem anderer Erinnerungen und den der zeitgenössischen Dokumente, hier die Korrespondenz zwischen Buchhandlung und Verlag und die Zeugnisse von Celans Frankfurter Erlebnissen, die dem Aufenthalt in Tübingen unmittelbar vorausgehen. Ein Lesungsbericht der Zeitung hätte das Bild von Celans Tübinger Präsenzen gut ergänzen können. Wir hätten etwas über das Gelesene erfahren und darüber, ob das Publikum – und mit ihm Jeggle selbst – erkannt hat, wie aktuell diese „nicht-engagierten“ Gedichte auf die Gegenwart reagieren. Wir hätten vielleicht erfahren, wie die Hörer zurechtkamen mit Versen wie „es sind / noch Lieder zu singen jenseits / der Menschen“ aus dem Gedicht *Fadensonnen*,³³ das Celan in Frankfurt gelesen hat und das mit der Erinnerung von Manfred Gröber zu konfrontieren wäre:

Celan konnte dem Adorno-Verdikt standhalten, indem er mit seinen freien lyrischen Formulierungen den traditionalistischen Form-Typus des ‚Gedichts‘ nicht nur nicht vermied, sondern darauf gar keinen Bezug nahm.³⁴

Erst bei der Diskussion nach einer Lesung in Pfullingen aus meinem Buch über *Paul Celan in Württemberg* habe ich von der Szene im Hotel Krone erfahren, zu spät, um Utz Jeggle, der 2009 starb, selbst noch befragen zu können.

32 Vgl. Barbara Wiedemann: Paul Celan und die Buchhandlung Gastl in Tübingen, in: Ute Harbusch/Gregor Wittkop (Hrsg.): Kurzer Aufenthalt. Streifzüge durch literarische Orte, Göttingen 2007, S. 327–331, hier S. 330.

33 Celan, Gedichte (wie Anm. 22), S. 183 (V. 5–7).

34 Wiedemann, Paul Celan in Württemberg (wie Anm. 4), S. 217.

Rolf Hochhuth, ein „furchtbarer Jurist“, und Brombach

Eine Treibjagd kam in der Tat ja heute zu Ende. Ob den einzelnen wohl war im Gemüte, denn alle hatten ein Gemüt – ist nicht zu ermitteln. Die breit feixende Freude, mit der ein Polizist aus dem Nachbardorf später erzählte, ja sogar vormachte, wie der Delinquent sich am Galgen zu Tode gequält hat, ist vermutlich nicht repräsentativ.¹

Am 16. Oktober 1941 wurde im Hösler Steinbruch bei Brombach in der Nähe von Lörrach der polnische Zwangsarbeiter Stanisław (oder Stanislaus) Zasada gehängt. Die NS-Justiz hatte ihn zum Tode verurteilt, weil er eine Liebesbeziehung zu einer Deutschen hatte. Pauline Kropf, seine Freundin, wurde ins KZ Ravensbrück verschleppt. Rolf Hochhuth, Jahrgang 1931, der lange abwechselnd in Grenzach-Whylen nahe Lörrach und in Berlin lebte, erzählt von diesem Schicksal in seinem Roman *Eine Liebe in Deutschland*, der 1978 erschien.

An diesem Todesurteil war der baden-württembergische Ministerpräsident Hans Filbinger nicht beteiligt. Er war im Zweiten Weltkrieg Marinerichter in Norddeutschland und in Norwegen und hatte an mindestens 234 Strafverfahren teilgenommen und bei mehreren Todesurteilen gegen Soldaten mitgewirkt. Erstmals wurde dies 1972 durch den *Spiegel* bekanntgemacht, fand aber zu dieser Zeit wenig Beachtung. Eine Nebenbemerkung Hochhuths in seinem Roman aber, die Filbingers Verstrickung in die Mordjustiz des „Dritten Reiches“ in Erinnerung rief, führte nun, sechs Jahre später, zu einer öffentlichen Debatte. Deren Ergebnis war schließlich der Rücktritt Hans Filbingers vom Amt des Ministerpräsidenten am 7. August 1978.

Wie konnte es geschehen, dass ein *en passant* gegebener Hinweis in einem literarischen Werk einen Politiker zum Rücktritt zwang? In einem Aufsatz mit dem Titel *Schwierigkeiten, die wahre Geschichte zu erzählen* kündigte Hochhuth im Februar 1978 an, vom Tod des Stanisław Zasada erzählen zu wollen, auch wenn niemand in Baden-Württemberg anstrebe, die dort „leben-

1 Rolf Hochhuth: *Eine Liebe in Deutschland*, 9. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2000 (zuerst 1978), S. 307.

den und dort Pension verzehrenden Mörder dieses und zahlloser anderer Polen, die aus dem gleichen ‚Grund‘ [...] gehängt [...] wurden, dingfest zu machen“, „am wenigsten [...] die Behörden des Landes“.² „Ist doch der amtierende Ministerpräsident dieses Landes, Dr. Filbinger, selbst als Hitlers Marine-Richter, der sogar noch in britischer Gefangenschaft nach Hitlers Tod einen deutschen Matrosen mit Nazi-Gesetzen verfolgt hat, ein so furchtbarer ‚Jurist‘ gewesen, dass man vermuten muss – denn die Marine-Richter waren schlauer als die von Heer und Luftwaffe, sie vernichteten bei Kriegsende die Akten –, er ist auf freiem Fuß nur dank des Schweigens derer, die ihn kannten.“³

In seinem Roman selbst begründete Hochhuth, warum er die Namen der Personen, die das Liebespaar den NS-Behörden verriet, nicht preisgebe: „Alle diese Familiennamen zu ändern, das ist die einzige Form der ‚Amnestie‘, die Spätergeborene [...] für die zeitgenössisch Verunglückten von gestern erlassen können [...].“⁴ Diese „Amnestie“ aber sei dort „unangebracht, wo es sich um Personen der Zeitgeschichte handelt, etwa um Hans Karl Filbinger“.⁵ Hochhuth bezeichnete Filbinger als „Marinerichter Hitlers“ und bescheinigte ihm, er gehöre „zu jenen kontinuierlich dasselbe denkenden Menschen, die ihre geistige und sittliche Unfähigkeit, Folgerungen aus historischen Ereignissen zu ziehen, vermutlich mit Konservatismus verwechseln“.⁶

Filbinger wehrte sich gerichtlich gegen die Anschuldigungen. Das Landgericht Stuttgart untersagte Rolf Hochhuth im Mai 1978 die Behauptung, Filbinger sei nach dem Krieg nur straffrei ausgegangen, weil seine Bekannten geschwiegen hätten. Die übrigen Aussagen seien durch das Recht auf freie Meinungsäußerung gedeckt. Hochhuth erklärte, er werde sie „bestimmt [...] nie wiederholen“.⁷ Wie schon 1972 schien die Affäre erneut beigelegt zu sein.

Dieser Eindruck aber trag. Da Filbinger die Wochenzeitung *DIE ZEIT* gerichtlich verpflichten wollte, Hochhuths Äußerungen über ihn als Ganzes

2 Rolf Hochhuth: Schwierigkeiten, die wahre Geschichte zu erzählen, in: *DIE ZEIT*, 17.2.1978.

3 Hochhuth, Schwierigkeiten (wie Anm. 2).

4 Hochhuth, Eine Liebe in Deutschland (wie Anm. 1), S. 270.

5 Ebd., S. 271.

6 Ebd.

7 Theo Sommer u. a.: Erschießen, Sargen, Abtransportieren. Der Marinestabsrichter Filbinger und der Matrose Gröger: Protokoll einer Verstrickung, in: *DIE ZEIT*, 12.5.1978.



Rolf Hochhuth (l.) mit seinem Anwalt Heinrich Senfft (r.). Die Klage Filbingers gegen „DIE ZEIT“ wurde am 13. Juli 1978 vom Landgericht Stuttgart abgewiesen. Nach dieser Entscheidung durfte Hochhuth weiter behaupten, Filbinger sei als „Hitlers Marinerichter“ ein „so furchtbarer Jurist“ gewesen.

nicht mehr zu wiederholen, gingen die juristischen Auseinandersetzungen zwischen dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten, der *Zeit* und dem Autor Hochhuth weiter. Neue Aktenfunde aus den Militärgerichten, an denen Filbinger tätig gewesen war, legten nahe, dass dieser noch im Januar 1945 in Norwegen ein Gerichtsverfahren gegen den flüchtigen Soldaten Walter Gröger so vorangetrieben hatte, dass eine mögliche Gefängnisstrafe in die Todesstrafe umgewandelt worden war.⁸

Was, so könnte man fragen, verlieh den juristischen Auseinandersetzungen um die Verstrickungen eines NS-Militärrichters eine solche öffentliche Beachtung? Schließlich wurde die Vergangenheit mehrerer Prominenter seit Jahrzehnten heftig diskutiert. Parteigänger Filbingers vermuteten, ein erfolgreicher konservativer Politiker solle diskreditiert werden. Immerhin hatte Filbinger 1976 in Baden-Württemberg mit dem Slogan *Freiheit statt Sozialismus* mit 56,7 Prozent, dem bis dahin besten Wahlergebnis für die CDU, die absolute Mehrheit erneut gewonnen. Und wiederholt war Filbinger von ein-

8 Vgl. ebd.

flussreichen Unionspolitikern für das Amt des Bundespräsidenten ins Gespräch gebracht worden.⁹

Für die Debatte um Filbingers NS-Vergangenheit war aber gerade seine beharrliche Weigerung, sich seiner Geschichte zu stellen, ausschlaggebend. So hatte er bereits 1974 als Bundesratspräsident im Berliner Reichstagsgebäude eine Rede zum Gedenken an den 20. Juli 1944 gehalten. Darin schilderte er – nach einer Würdigung der Attentäter um Stauffenberg – seine eigene Rolle im NS-Regime. Er habe Beziehungen zu katholischen Widerstandskreisen in seinem Studienort Freiburg gepflegt. Obwohl er stets „aus der Gesinnung, die diesen Kreis beseelte, gehandelt“ habe und „unter Inkaufnahme der damit gegebenen Risiken“, empfinde er seine Tätigkeit als Richter im „Dritten Reich“ als „schwerwiegende Unterlassung angesichts dessen, was hätte geschehen müssen, um den Dingen eine andere Wendung zu geben“.¹⁰ Angesichts der damals bereits bekanntgewordenen Fälle, in denen Filbinger als NS-Richter gewirkt hatte, war die Kritik an dieser Rede nur zu verständlich. So schrieb etwa Marion Gräfin Dönhoff in der *ZEIT*: „Filbinger mag nie Nazi, vielleicht sogar deren Gegner gewesen sein – aber wer nach Kriegsende einen Soldaten im Gefangenenlager wegen ‚Auflehnung gegen Zucht und Ordnung‘ und wegen ‚Gesinnungsverfalls‘ zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, der hat mit denen, die sich gegen die Ordnung jener Zeit aufgelehnt haben, wenig gemein.“¹¹ Vor allem kritisierte sie, Filbinger sei die „Provokation“, die darin liege, dass gerade er die Rede zum 20. Juli 1944 hielt, „offenbar auch danach noch nicht deutlich geworden“.¹²

Insbesondere der Fall Walter Gröger trug 1978 zum Rücktritt des baden-württembergischen Ministerpräsidenten bei. Rolf Hochhuth hatte ihn in amerikanischen Militärarchiven recherchiert und bekanntgemacht.¹³ Im Dezember 1943 hatte Walter Gröger in Oslo zu desertieren versucht, Anfang 1944 war er mit acht Jahren Zuchthaus bestraft worden. Dem zuständigen Gerichtsherrn der Marine reichte die Strafe nicht aus. Er verlangte eine er-

9 Vgl. Friedrich Zimmermann: Unser Angriff kommt, in: *Der Spiegel*, 23.5.1977, S. 41.

10 Hans Filbinger: Die Reinigung des deutschen Namens (www.20-juli-44.de/uploads/tx_redenj2044/pdf/1974_filbinger.pdf, Zugriff am 26.11.2016). Noch Ministerpräsident Günther Oettingers umstrittene Freiburger Trauerrede vom 11. April 2007 nahm den längst widerlegten Topos vom Widerstandskämpfer Filbinger wieder auf.

11 Marion Gräfin Dönhoff: Fehl am Platz, in: *DIE ZEIT*, 26.7.1974.

12 Ebd.

13 Vgl. Sommer u. a., Erschießen (wie Anm. 8).

neute Verhandlung und forderte die Todesstrafe. Der Ankläger Filbinger befolgte diese Weisung.¹⁴

Erst als Filbinger erfuhr, dass *DIE ZEIT* und der *Spiegel* den Fall recherchierten, ging er mit einer Rechtfertigung an die Öffentlichkeit. Am 12. Mai 1978 schrieb er, man versuche, mit diesem Fall „die Aussagen von Hochhuth zu untermauern“, auch „wenn die Tatsachen eindeutig anders“ lägen.¹⁵ Er leugnete, Todesurteile gefällt zu haben, ohne zu klären, ob er in anderer Weise, etwa als Ankläger, beteiligt war.¹⁶

Eine weitere Linie der Filbingerschen Rechtfertigungsstrategie war neben Verdrängung und Verleugnung die Betonung seines Widerstands, den gerade die Anpassung an den Nationalsozialismus erst ermöglicht hätte: „Jemand wie ich, der eine generelle Gegnerschaft zum System hatte, konnte mehr erreichen, wenn er dort, wo nichts zu erreichen war, mitmachte.“¹⁷ Filbinger ging im Verlauf der Debatte noch weiter: Er stellte die Überzeitlichkeit von Recht infrage. Der *Spiegel* zitierte ihn am 15. Mai 1978 mit dem berühmt gewordenen Satz: „Was damals rechtens war, kann heute nicht unrecht sein.“¹⁸ Erst nach seinem Rücktritt versuchte Filbinger den Satz zu korrigieren: „Meine Äußerung bezog sich nicht auf die verabscheuungswürdigen NS-Gesetze, sondern auf die seit 1872 im Militärstrafgesetzbuch angeordnete Todesstrafe für Fahnenflucht im Felde.“¹⁹ Damit offenbarte er jedoch nur sein positivistisches Rechtsverständnis, so, als gälten im „Dritten Reich“ rechtskräftig gefällte Urteile unbesehen auch noch im Rechtsstaat der Bundesrepublik.

Je mehr Filbinger sich zu verteidigen versuchte, desto intensiver suchten Historiker und Journalisten nach weiteren Verstrickungen in das NS-Regime. Im Sommer 1978 wurde bekannt, dass Filbinger auch noch an anderen Todesurteilen beteiligt gewesen war. So hatte er beispielsweise noch am 17. April 1945, also wenige Tage vor Kriegsende, einen Soldaten wegen Fahnenflucht und „Wehrkraftzersetzung“ zum Tod verurteilt. Zur Vollstre-

14 Vgl. ebd.

15 Hans Filbinger: „Deshalb stelle ich fest“, in: *DIE ZEIT*, 12.5.1978.

16 Vgl. Rosemarie von dem Knesebeck (Hrsg.): In Sachen Filbinger gegen Hochhuth. Die Geschichte einer Vergangenheitsbewältigung, Reinbek bei Hamburg 1983, S. 48.

17 Rudolf Augstein: Erleuchtung beim Stichwort „Schweden“, in: *Der Spiegel*, 8.5.1978.

18 Affäre Filbinger: „Was Rechtens war ...“, in: *Der Spiegel*, 15.5.1978.

19 Zitiert nach Jörg Musiol: Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik. Kontinuität und Wandel in den späten 1970-er Jahren, Marburg 2006, S. 56, Anm. 209.

ckung war es allerdings wegen der Flucht des Soldaten nicht mehr gekommen.²⁰

Hielt die CDU zunächst noch an ihrem erfolgreichen Ministerpräsidenten fest, so wurden die Rücktrittsforderungen im Sommer 1978 auch in den eigenen Reihen immer lauter. Norbert Blüm etwa schrieb: „Die Selbstgerechten kann man nicht verteidigen.“²¹ Doch erst nach der Ankündigung des Bundesarchivs, weitere Todesurteile unter Filbingers Beteiligung zu veröffentlichen, trat Filbinger am 7. August 1978 zurück. An seiner Verteidigungsstrategie hielt er jedoch unbeirrt fest: „Dies ist die Folge einer Rufmordkampagne, die in der Form bisher in der Bundesrepublik nicht vorhanden war. Es ist mir schweres Unrecht angetan worden.“²² Noch bis an sein Lebensende versuchte Filbinger vergeblich, sich zu rehabilitieren. Doch das ist eine andere Geschichte.

Zurück nach Brombach: Hochhuths *Eine Liebe in Deutschland* verbindet die berührende Erzählung von Stanislaw Zasadass und Pauline Kropps Liebe mit reflektierenden Passagen. Die NS-Geschichte und ihr Nachleben nach 1945 sowie die Recherche des Autors vor Ort finden gleichfalls Aufnahme in den Text. Hochhuth kündigte dies in der *Zeit* vom Februar 1978 an: „Paulines und Stasiexs Geschichte zu erzählen: das ist eine Aufgabe. Eine andere, aktuellere: den Prozess des Recherchierens ihrer Geschichte aufzuschreiben!“²³ Hochhuth nennt es „seltsam“, „dass es nämlich viel leichter ist, eine Geschichte zu erzählen, wenn die Menschen tot sind, die sie zum Sprechen bringen soll, als wenn diese Menschen noch leben“.²⁴ Als Beispiel führt er ein Gespräch mit dem damaligen Bürgermeister und Ortsgruppenleiter der NSDAP an. Obwohl er gewusst habe, dass dieser für seine Denunziation des Paares nach dem Krieg rechtskräftig verurteilt worden war, sei es ihm schwergefallen, im direkten Gespräch mit dem alten Mann herauszufinden, was 1941 wirklich geschehen sei, besonders „da ich [...] in seine Augen sah, die so ehrlich, befeuert, groß und gletscherblau besonders dann auf einen blicken, wenn er einem frontal ins Gesicht lügt“.²⁵ Auch wenn die Zeitzeugen sich ihre Geschichte zurechtbögen, müsse sie dennoch erzählt werden. Denn zu warten, bis alle gestorben seien, heiße, die Wahrheit nie darstellen

20 Vgl. Matthias Bartsch u. a.: Pathologisch gutes Gewissen, in: *Der Spiegel*, 16.4.2007.

21 Norbert Blüm: „Die Zeit der Schuldlosen ist Utopie“, in: *Der Spiegel*, 10.7.1978.

22 Zitiert nach: Thomas Ramge: *Die großen Polit-Skandale. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik*, Frankfurt/M. 2003, S. 137.

23 Hochhuth, *Schwierigkeiten* (wie Anm. 2).

24 Ebd.

25 Ebd.



Hans Filbinger (r.) mit dem Vorsitzenden der CDU-Landesgruppe im Bundestag, Manfred Wörner (l.). Filbinger gab am 7. August 1978 seinen Rücktritt als baden-württembergischer Ministerpräsident bekannt.

zu können: „Wenn aber doch, so würde sie nur besser als Geschichte, geschlossener, literarisch prägnanter in dem Maße, indem sie unwahrer würde.“²⁶ Damit benennt Hochhuth sein literarisch-politisches Programm, in dem sich – manchmal unter Verzicht auf formale Geschlossenheit – die Darstellung und die Reflexion von Historie verschränken. So werden die erzählenden Passagen des Romans oftmals unterbrochen und mitunter auch von reflektierenden Stellen überlagert, in denen der geschichtliche Hintergrund und seine Auswirkungen auf die Handlung und die Wirkung des Romans bedacht werden. Hier zeigt sich Hochhuth so, wie man ihn kennt: engagiert, ja kämpferisch, ironisch, polemisch, sarkastisch. Gerade dieser Stil hat wohl die Schärfe der öffentlichen Diskussion um Filbinger mit befördert.

1983, nur fünf Jahre nach dem Erscheinen von Hochhuths *Eine Liebe in Deutschland*, verfilmte der polnische Regisseur Andrzej Wajda den Roman.

26 Ebd.

Das Filmteam wollte an den Originalschauplätzen drehen, was jedoch an der kollektiven Ablehnung vor Ort scheiterte. Für die Brombachszenen musste in die Markgräfler Dörfer Tumringen und Eimeldingen ausgewichen werden, die Hinrichtungsszene entstand im Steinbruch bei Kleinkems. Der Lörracher Marco Schopferer, damals zwölf Jahre alt, erinnert sich an seine Statistenrolle sowie an die Begegnungen mit Wajda und den Schauspielern Armin Mueller-Stahl, Otto Sander, Ben Becker und Hanna Schygulla, die die Rolle der Pauline Kropf spielte – „eine beeindruckende und unvergessliche Frau, selbst und gerade für einen 12-Jährigen.“²⁷ Nicht nur die Dreharbeiten selbst stießen auf Widerstand:

Auch mein Vater schämte sich wohl etwas für die Statistenrolle seines Sohnemannes, und mein Mathelehrer stellte mich vor der ganzen Klassen für die Unterichtsbefreiung durch den Rektor bloß – gerade für solch einen Film.²⁸

Hochhuths Roman und Wajdas Film beförderten aber auch die Beschäftigung mit der Geschichte des „Dritten Reiches“ in Lörrach und im Wiesental. Handlungsmöglichkeiten von Menschen im Nationalsozialismus wurden diskutiert, Anpassung und Widerständigkeit. Geschichtsinitiativen, auch von Schülern, arbeiteten das Schicksal von Zwangsarbeitern in der Region auf. Doch erst zwischen 2010 und 2013 erforschte der Historiker Robert Neisen systematisch die Geschichte Lörrachs in der NS-Zeit; eine Ausstellung sorgte für großes öffentliches Interesse. Im Jahr 2015 veröffentlichte Hansjörg Noe Zeitzeugenberichte, etwa den eines Brombacher gleichen Jahrgangs wie Hochhuth, der sich des „Blondschoyps“ Stanislaus Zasada, genannt Stanni, erinnerte. Zu seiner Hinrichtung sei „die gesamte Nazicamorra des Dorfes aufgeboden“ worden,

die mit ansah, wie der junge Mann qualvoll erstickte. [...] Heute weiß ich auch, dass die Gestapo angeordnet hatte, dass alle Polen im Mittleren Wiesental am 16. Oktober 1941, dem Tag der Hinrichtung von Stanislaus Zasada, um 7.45 Uhr in Brombach vor dem Rathaus sein mussten. Die Zwangsarbeiter sollten von dem Anblick des aufgehängten Stanislaus Zasada abgeschreckt werden.²⁹

Im Jahr 2001 wurde in Brombach ein Stein aufgestellt, der die Inschrift trägt:

27 Marco Schopferer: „Mein Vater schämte sich für mich“, in: Badische Zeitung, 11.10.2016.

28 Ebd.

29 Hansjörg Noe: „Nun kann ich darüber sprechen ...“. Zeitzeugen, Tagebücher und autobiografische Schriften zum Nationalsozialismus in Lörrach, Lörrach 2015, S. 171.

Am 16.10.1941 wurde Stanislaus Zasada aus Polen wegen seiner Liebe zu einer Deutschen erhängt. Er war einer von mindestens 691 Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen aus zehn Ländern zwischen 1939 und 1945 in Brombach. – Wir gedenken der Opfer nationalsozialistischer Gewalt.³⁰

So wurde Hochhuths *Eine Liebe in Deutschland* doppelt wirksam. Das Buch führte zum Rücktritt des baden-württembergischen Ministerpräsidenten und zur Aufarbeitung der Geschichte des Nationalsozialismus in der Region. In der deutschen Literatur gibt es wohl kaum einen anderen Text, der so unmittelbar in die große Politik eingegriffen hat.

30 www.loerrach.de/189 (Zugriff am 26.11.2016).

Wie Ernst Jünger in Wilflingen Staatsgäste empfing, oder: Über die erstaunliche Karriere eines Nonkonformisten

Auf dem Weg zum Gipfel *Zwischenlandung in Wilflingen* titelte die *Schwäbische Zeitung* am 30. März 1985. Mit dem Hubschrauber war Bundeskanzler Helmut Kohl am Tag zuvor in das 350-Seelen-Dorf am Rande der Schwäbischen Alb gekommen, um Ernst Jünger persönlich zum 90. Geburtstag zu gratulieren. Bei der Gelegenheit versicherte der Kanzler, „daß er Ernst Jünger für einen ‚der ganz großen deutschen Schriftsteller‘ halte: „Die Spanne seines Lebens umfasst die Spanne eines Jahrhunderts, zu dem alle Tiefen und Höhen unserer Zeit gehören.“¹ Gleichzeitig erinnerte Kohl an die Wertschätzung, die Jüngers Werke in Frankreich finden, sowie „an seine Begegnung mit Staatspräsident Mitterrand auf den Schlachtfeldern von Verdun im vergangenen Herbst, an der der Schriftsteller als Gast Mitterrands teilgenommen hatte“.² Dem wollte Kohl am Abend in Brüssel ein signiertes Buch Jüngers übergeben, die französische Übersetzung seines Alterswerks *Siebzig verweht*. Wenige Wochen danach, am 28. Mai 1985, machten beide Spitzenpolitiker, Kohl und Mitterrand, ihre Aufwartung in Wilflingen. Schon im November 1984 war Jünger von Präsident Mitterrand im Élysée-Palast empfangen worden; im Januar 1988 war er erneut dort zu Gast, zusammen mit Bundeskanzler Kohl, bei der Feier des 25. Jahrestags des deutsch-französischen Freundschaftsvertrages. Einige Jahre später, am 20. Juli 1993, wiederholten Kohl und Mitterrand ihren Besuch in Wilflingen; diesmal kamen sie mit dem Helikopter nicht aus Konstanz, sondern aus Lindau, wo sie sich zu bilateralen Konsultationen getroffen hatten. Das Foto ging um die Welt: Ernst Jünger zwischen dem deutschen Bundeskanzler und dem französischen Präsidenten auf der Treppe seines Hauses, der ehemaligen Oberförsterei: der selbst ernannte Anarch stand „zur allgemei-

1 Michael Schnieber: Auf dem Weg zum Gipfel *Zwischenlandung in Wilflingen*, in: *Schwäbische Zeitung*, 30.3.1985.

2 Ebd. Ob Ernst Jünger als Gast Mitterrands oder Kohls an der Gedenkfeier in Verdun teilnahm, ist in der Literatur strittig, vgl. Brigitte Sauzay: Ein Stück Deutschland, in: *DIE ZEIT*, Nr. 9/1998.

nen Verblüffung“ zwischen den demokratischen Repräsentanten, der Schriftsteller „neben den Inhabern der Macht“.³



Der Schriftsteller neben den politischen Repräsentanten: Staatspräsident François Mitterrand, Ernst Jünger und Bundeskanzler Helmut Kohl am 20. Juli 1993 in Wilflingen.

Ein paar Jahre zuvor, im März 1990, hatte Kohl zusammen mit dem spanischen Ministerpräsidenten Felipe Gonzalez, wie Mitterrand Sozialist, Jünger in Wilflingen besucht. Der „Grundtenor“ dieser Begegnung sei wiederum gewesen, so notierte die *Schwäbische Zeitung*, „einen souveränen Geist zu bewundern, der mit der Abgeklärtheit des Alters hinter die Dinge dieser Welt schaut“.⁴ Aber ist dieser Grundtenor von Anfang an zu hören gewesen? Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die öffentliche Wertschätzung, die Ernst Jünger seit den 1980er-Jahren von politischen Repräsentanten zuteilwurde, ihrerseits die literarischen Anfeindungen, Debatten und Ehrungen zur Voraussetzung hat. Erst in der komplexen, wechselseitigen Wirkung von Politik und Literatur kann dieses erstaunliche Phänomen befriedigend verstanden werden.

3 Paul Noack: Ernst Jünger. Eine Biographie, Berlin 1998, S. 314.

4 Rolf Waldvogel: Verneigung vor einem deutschen Jahrhundert-Autor, in: *Schwäbische Zeitung*, 22.3.1990.

Zwar ist hier nicht der Ort, die widerspruchsvolle Rezeptionsgeschichte Jüngers darzustellen, aber einzelne Etappen der Rezeption nach 1945 sollten markiert werden.⁵ Da ist zunächst, unmittelbar nach 1945, *der Fall Jünger* zu konstatieren; so hatte der Literaturkritiker Paul Rilla 1946 seinen Beitrag in der *Weltbühne* überschrieben. Nicht nur, aber vor allem die Schriftsteller und Funktionäre der Sowjetischen Besatzungszone sahen in Jünger noch immer und in erster Linie den Autor der *Stahlgewitter*. Hatte Paul Rilla noch die paradoxe Formel geprägt, dass „im Fall Jünger“ ein „Gegner des Nationalsozialismus mit dem Wegbereiter des Nationalsozialismus identisch“⁶ gewesen sei, so zählte der Philosoph Wolfgang Harich in der Zeitschrift *Der Aufbau* Jünger rundweg zu den „Schrittmachern“ des „Dritten Reichs“, dessen „antibolschewistische Tendenz“⁷ noch in seiner Friedensschrift unverkennbar sei. Und dabei blieb es: Werk und Person Jüngers waren in der DDR unerwünscht (um einen Ausdruck der Diplomatie zu verwenden).

Diese Anfeindungen wurden im Westen, in den alliierten Besatzungszonen, indes nicht aufgehoben, sondern auf andere Weise gespiegelt. Denn die junge Generation der Schriftsteller, die sich in den 1950er-Jahren zunehmend in der Gruppe 47 formierte, orientierte sich an der zeitgenössischen Literatur Amerikas, an Faulkner und Hemingway, und wandte sich entschieden von den Vertretern der *inneren Emigration* ab, denen Jünger, mehr oder weniger, zugerechnet wurde. Obwohl seine Werke in den 1940er-Jahren hohe Auflagen erzielten, obwohl er selber „im heutigen Deutschland“ von vielen „gleichsam als der ‚heimliche König‘ des deutschen Geistesreiches angesehen“⁸ wurde, ist es umso erstaunlicher, dass Jünger nicht ein einziges Mal zu einem der Treffen der Gruppe 47 eingeladen wurde. Dabei tagte die Gruppe mehrmals in unmittelbarer Nähe zu seinem Wohnort, beispielsweise in Inzigkofen im Mai 1950, in Schloss Bebenhausen bei Tübingen im Oktober 1953 und 1955, schließlich in Saulgau im Herbst 1963.⁹ Diese Verwunderung wächst noch, wenn man weiß, dass zahlreiche Akteure der Gruppe 47 mit Jünger in regem brieflichen Kontakt standen, von

5 Vgl. dazu die einschlägigen Beiträge in: Matthias Schöning (Hrsg.): Ernst Jünger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Weimar 2014, sowie speziell Roswitha Schieb: Die Rezeption Ernst Jüngers nach 1945, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 40 (1996), S. 348–361.

6 Die *Weltbühne* 1 (1946), S. 76–80, hier S. 78.

7 *Der Aufbau* 1 (1946), S. 556–570, hier S. 568, davor S. 560.

8 Peter de Mendelssohn: Gegenstrahlungen. Ein Tagebuch zu Ernst Jüngers Tagebuch, in: *Der Monat* 2 (1949), S. 149–174, hier S. 150.

9 Vgl. Helmut Böttiger: Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb, München 2012, S. 469.

Wolfdietrich Schnurre und Helmut Heißenbüttel bis Günter Eich.¹⁰ Die Verwunderung schrumpft freilich, wenn man Jüngers demonstrative Geringschätzung der Öffentlichkeit im Allgemeinen und des Literaturmarkts im Besonderen bedenkt. Davon zeugt seine strikte Weigerung, sich an öffentlichen Debatten zu beteiligen, die er lebenslang durchhielt. Hatte er sich schon den Vereinnahmungsversuchen der Nationalsozialisten entzogen, so lehnte Jünger auch jetzt jede repräsentative Rolle ab, egal im Interesse welcher Idee oder welcher Partei. Zwar nahm er den Bremer Literaturpreis 1956 an, zwar akzeptierte er 1959 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland, aber die „Abneigung gegen jede gesellschaftlich wirkende Organisation und staatliche Institution“¹¹ blieb. Das war nicht nur ein Charakterzug; es war Jünger die Bedingung seiner Autorschaft. Diese prinzipielle Distanz zur Zeit thematisiert die Schrift *Der Waldgang*, die 1951 erschienen ist:

Im Waldgang betrachten wir die Freiheit des Einzelnen in dieser Welt. Dazu ist auch die Schwierigkeit, ja das Verdienst zu schildern, das darin liegt, in dieser Welt ein Einzelner zu sein.¹²

Diese Welt ist eine des Messens und Teilens, eine verwaltete Wirklichkeit, in der sich die Technik vom Menschen abgelöst hat, in der, vielmehr, die Technik den Menschen bestimmt. Gegen deren Apparaturen und Automatismen die eigene Identität zu behaupten, sei die Herausforderung unserer Zeit: „Die Freiheit, Nein zu sagen, wird planmäßig begrenzt.“¹³ Man hat Jüngers Essay als zeittypisches Plädoyer des Intellektuellen gelesen, sich aus der politischen Arena zurückzuziehen; aber sein Gehalt ist damit nicht ausgeschöpft: „Der Waldgänger tritt gegen die ‚Arbeits‘-Zeit an und betreibt auf eigentümliche Weise Zeitverweigerung.“¹⁴ Wie um dem endlosen Strom der Zeit etwas Dauerhaftes entgegen zu stellen, initiierte Jünger 1960 die Ausgabe seiner *Werke*, die 1965, zum 70. Geburtstag, mit dem zehnten Band zum Abschluss kam.

Im selben Jahr ist Günter Grass, indem er sich einen Vers Walt Whitmans („Dich singe ich, Demokratie“) zum Motto nahm, in den Bundestagswahl-

10 Vgl. Detlev Schöttker/Anja S. Hübner (Hrsg.): *Im Haus der Briefe*. Autoren schreiben Ernst Jünger. 1945–1991, Göttingen 2010.

11 Jan Robert Weber: „Hoffentlich trifft man nicht zu viele widrige Literaten dort“. Ernst Jünger in Oberschwaben, in: Edwin Ernst Weber (Hrsg.): *Literatur in Oberschwaben seit 1945*, Meßkirch 2017, S. 190–223, hier S. 200.

12 Ernst Jünger: *Der Waldgang*, Frankfurt/M. 1951, S. 27 f.

13 Ebd., S. 142.

14 Martin Meyer: *Ernst Jünger*, München 1990, S. 429.

kampf für Willy Brandt gezogen; ein „Engagement, für das es in der deutschen Literatur kein Beispiel gab“, wie die *Neue Zürcher Zeitung* notierte.¹⁵ Dabei war Grass' Engagement gar nicht singular. Willy Brandt hatte die Schriftsteller der Gruppe 47 zum Gespräch eingeladen; einige bekannten sich dann, in einer losen Wählerinitiative, für die *Es-Pe-De*, darunter Ingeborg Bachmann, F. C. Delius, Nicolas Born, Hans Christoph Buch, Günter Herburger oder Hermann Peter Piwitt. Im weiteren Verlauf der 1960er-Jahre ist es zu einer „Re-Ideologisierung“¹⁶ vieler Intellektueller gekommen. Nachdem das Jahrzehnt zuvor in Reaktion auf die totalitäre Weltanschauung des NS-Staates von einer fortschreitenden Entideologisierung bestimmt wurde, entdeckte man nun die *engagierte Literatur*. Dem Begriff hatte der Philosoph Jean-Paul Sartre vor dem Hintergrund der Verbrechen des Zweiten Weltkriegs eine neue Aktualität gegeben: „Chateaubriant, Oradour, die Rue des Saussaies, Tulle, Dachau, Auschwitz – dergleichen lehrte uns, daß das Böse kein Schein ist [...]“.¹⁷ Der Schriftsteller, der auf der Höhe seiner Zeit schreiben wolle, müsse „mittendrin“ sein. Der Schriftsteller, der diesen Wandel der Literatur in der Bundesrepublik am profiliertesten verkörperte, war zweifellos Günter Grass, zumal er sein wahlpolitisches Engagement über 1965 hinaus fortführte. „Rund 100mal, doppelt so oft wie 1965“,¹⁸ trat Grass im Bundestagswahlkampf 1969 auf, mit beachtlicher Resonanz; das Meinungsforschungsinstitut Infas fand seinerzeit heraus, dass „Zwei Drittel der Besucher“ damals „eher Graß als der SPD zuliebe“¹⁹ kamen.

In Folge dieser Re-Ideologisierung der Literatur ist Ernst Jünger in den 1970er-Jahren fast unmerklich, gleichsam hinter dem Rücken der Akteure, zu einer Art Gegenspieler der politisch engagierten Schriftsteller avanciert. Ihren Ausdruck fand diese neue Bewertung in öffentlichen Ehrungen, die sich nun häuften. 1974 erhielt Jünger den Schiller-Gedächtnispreis des Landes Baden-Württemberg; im Jahr zuvor, 1973, war ihm schon der Literaturpreis der Akademie Amriswil verliehen worden. Die konservative Akzentuierung dieser Auszeichnungen ist weniger an früheren Preisträgern ablesbar als am politischen Kontext der Ehrungen: Der Ministerpräsident, der

15 Zitiert nach N. N.: Sowas durchmachen, in: *Der Spiegel*, Nr. 33/1969, S. 86–100, hier S. 86. Zum literarhistorischen Kontext vgl. Heinz Ludwig Arnold: *Die drei Sprünge der westdeutschen Literatur. Eine Erinnerung*, Göttingen 1993, v. a. S. 53–90.

16 Ebd. S. 89.

17 Jean-Paul Sartre: *Was ist Literatur? Ein Essay*. Übersetzt von Hans Georg Brenner, Hamburg 1958, S. 127 f.; danach S. 129.

18 *Der Spiegel* (wie Anm. 15), S. 100.

19 Ebd.

Jünger den Preis übergab, hieß Hans Filbinger; und Dino Larese, der die Akademie Amriswil gegründet hatte, führte sie – wie Hans Werner Richter die Gruppe 47: patriarchalisch, ohne demokratische Legitimität. Waren diese literarischen Auszeichnungen in der Öffentlichkeit kaum registriert worden, war das Blätterrauschen umso gewaltiger, als Ernst Jünger 1982 mit dem Goethepreis der Stadt Frankfurt geehrt wurde. In der *ZEIT* wollte der damalige Feuilletonchef Fritz J. Raddatz die „Herrenreiterprosa“ Jüngers demaskieren, indem er dessen „erotisches Vergnügen an Gewalt und Tod“²⁰ aufzuspüren glaubte. In der *Süddeutschen Zeitung* begründete der Kritiker Michael Rutschky, warum er diese Preisverleihung als die „Ehrung eines Radikalen“²¹ verstand. Der *Spiegel* druckte ein ausführliches, oft kontrovers geführtes Gespräch mit Jünger „über Geschichte, Politik und die Bundesrepublik“.²² Und in der *Frankfurter Rundschau* stellte der Schriftsteller Helmut Heißenbüttel die rhetorische Frage, ob Jünger „[d]er Goethe der CDU“²³ sei. Offenbar hatte sich viel Ärger angestaut, der sich Luft verschaffen musste. Trotz dieses publizistischen Aufruhrs, ja eben deswegen markiert die Verleihung des Goethepreises 1982 einen „Umschwung in der Jünger-Rezeption“.²⁴ Zuvor wurde Jünger, vorwiegend in seiner Lesergemeinde, als *Homme de Lettres* angesehen; danach galt er in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit als „Elitebürger“,²⁵ als historische Erscheinung. Jüngers ehemaliger *Secretarius* Heinz Ludwig Arnold erinnert sich, dass sich damals „das öffentliche Jünger-Bild erheblich“ verschob:

Manche von denen, die Jünger in den 1960er Jahren noch als ‚Nazi‘ beschimpften, der er nie war [...], wurden plötzlich zu seinen Verehrern und schrieben [...] nun vom literarischen Solitär der Republik und vom Doyen der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts.²⁶

-
- 20 Fritz J. Raddatz: Kälte und Kitsch. Über den Goethepreisträger Ernst Jünger, in: *DIE ZEIT*, Nr.35/1982.
- 21 Michael Rutschky: Ehrung eines Radikalen. Ein Selbstgespräch über die Verleihung des Goethe-Preises an Ernst Jünger, in: *Süddeutsche Zeitung*, 28./29.8.1982.
- 22 N. N.: „Ein Bruderschaftstrinken mit dem Tod“. Der 87-jährige Schriftsteller Ernst Jünger über Geschichte, Politik und die Bundesrepublik, in: *Der Spiegel*, Nr. 33/1982, S. 154–163.
- 23 Helmut Heißenbüttel: Der Goethe der CDU?, in: *Frankfurter Rundschau*, 28.8.1982.
- 24 Weber, „Hoffentlich trifft man nicht zu viele widrige Literaten dort“ (wie Anm. 11), S. 213, der sich dort allerdings nicht auf den Frankfurter Goethepreis, sondern auf die Amriswiler Lobrede von Alfred Andersch bezieht.
- 25 Rudolf Augstein: Der Ton der Bratsche, in: *Der Spiegel*, Nr. 12/1995, S. 206.
- 26 Heinz Ludwig Arnold: Wilflinger Erinnerungen, in: ders. (Hrsg.): *Ein abenteuerliches Herz. Ernst-Jünger-Lesebuch*, Stuttgart 2011, S. 9–47, hier S. 44.



Die Empfindung einer Art von Genugtuung? Ernst Jünger erhält am 28. August 1982 von Oberbürgermeister Walter Wallmann (CDU) den Goethepreis der Stadt Frankfurt am Main.

Ausdruck dieses veränderten Jünger-Bildes sind nicht zuletzt die Besucher, die in Wilflingen vorgespochen haben: neben Politikern und Staatsmännern auch prominente Schriftsteller. Während die Besuche der Kollegen in den 1950er- und 1960er-Jahren Privatsache gewesen waren, erfolgten sie nun, ihrerseits Indiz und Konsequenz dieser Veränderung, im Licht der Öffentlichkeit. Der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges, der in jungen Jahren die *Stahlgewitter* gelesen hatte, kam 1982 nach Wilflingen, im Jahr darauf der italienische Autor Alberto Moravia, und 1986 traf sich Jünger in Saulgau mit Eugène Ionesco, einem Repräsentanten des Absurden Theaters. Ein anderer Grenzgänger, Heiner Müller, besuchte Jünger 1988; im Gespräch mit dem Filmemacher und Intellektuellen Alexander Kluge führte Müller später aus, „die Lektüre der Essaysammlung *Blätter und Steine* sei für ihn ‚eine Injektion von Aristokratismus gegen die Nivellierungstendenzen der ersten Jahre‘ in der SBZ und DDR gewesen“.²⁷ Mit Aristokratismus war keine soziale Überlegenheit gemeint, sondern ein *Nonkonformismus*, der auf

27 Helmuth Kiesel: Ernst Jünger. Die Biographie, München 2007, S. 652.

dem Wissen basierte, die Gewalt der Geschichte schärfer zu sehen als andere. Diesen kalten Blick auf die Moderne teilte Müller, über reale und andere Grenzen hinweg, mit Ernst Jünger.

Kein Wunder, dass der 100. Geburtstag Ernst Jüngers im März 1995 zu einer Art Staatsakt geworden ist: Bundespräsident Roman Herzog, Bundeskanzler Helmut Kohl und Ministerpräsident Erwin Teufel machten ihre Aufwartung in Wilflingen. War der Empfang im Wohnhaus noch eher intim, fiel der Aufmarsch vor dem Festbankett, das die Landesregierung „in der Saulgauer Nobelherberge ‚Kleber Post‘“ gab, umso spektakulärer aus:

Stadtgarde zu Pferd und Bürgerwehr standen Spalier. Die Gäste schritten die Formation ab. Jünger salutierte. Zu martialisch? Der Stoßtruppführer des Ersten und Stabsoffizier des Zweiten Weltkriegs hat solche Zeremonien schon immer geschätzt, sich aus seinem patriotischen Geist heraus auch immer dazu bekannt.²⁸

Nicht nur politische Prominenz war anwesend, auch „Spitzen aus Kultur, Wissenschaft und Medien“ waren gekommen, „auch viele Freunde Jüngers und – oft genug und beim Alter des Jubilars naheliegend – Kinder oder Enkel schon verstorbener Weggefährten“.²⁹ Eine regelrechte „Jubiläumshysterie“³⁰ war ausgebrochen, notierte der *Spiegel* spitz, und natürlich erschien im Hausverlag des Jubilars, im Stuttgarter Klett-Cotta-Verlag, eine angemessene Festschrift: *Magie der Heiterkeit*.³¹

Die Stadtgarde zu Pferd und die Bürgerwehr erscheinen wie eine Ersatzhandlung, sowohl späte Genugtuung als auch provinzielle Kompensation, wenn man auf die Geschichte der Bundesrepublik zurückblickt und das Verhältnis ihrer politischen Repräsentanten zu den Vertretern von Kunst und Literatur analysiert. Dieses Verhältnis zwischen Geist und Macht kann, bestenfalls, als ein Nicht-Verhältnis beschrieben werden – sieht man über legendäre Ausrutscher großzügig hinweg. Der damalige Bundeskanzler Ludwig Erhard hatte im Wahlkampf 1965, bei einem CDU-Landesparteitag in Ravensburg, großspurig erklärt:

Wir wollen darauf verzichten, in unserem Wahlkampf die Blechtrommel zu rühren. Ich kann die unappetitlichen Entartungserscheinungen der modernen Kunst nicht mehr ertragen. Da geht mir der Hut hoch.³²

28 Rolf Waldvogel: Verneigungen der Prominenz vor Ernst Jüngers singulärer Leistung, in: Schwäbische Zeitung, 30.3.1995.

29 Ebd. Man könnte, da auf alle politischen, nationalstaatlichen Symbole wie z. B. Nationalfahnen verzichtet wurde, von einem unpolitischen Staatsakt sprechen.

30 Johannes Saltzwedel: Ein zackiger Flaneur, in: Der Spiegel, Nr. 12/1995, S. 213.

31 Günter Figal/Heimo Schwilk (Hrsg.): *Magie der Heiterkeit*, Stuttgart 1995.

32 Zitiert nach Böttiger, Die Gruppe 47 (wie Anm. 9), S. 369.

Wenig später, im Juli 1965 in Düsseldorf, gebrauchte Erhard das Schimpfwort, das ihm dann anhing:

Neuerdings ist es ja Mode, daß die Dichter unter die Sozialpolitiker und die Sozialkritiker gegangen sind. Wenn sie das tun, das ist natürlich ihr gutes demokratisches Recht, müssen sie sich aber auch gefallen lassen, so angesprochen zu werden, wie sie es verdienen, nämlich als Banausen und Nichtsköner, die über Dinge urteilen, von denen sie einfach nichts verstehen. [...] Da hört der Dichter auf, da fängt der ganz kleine Pinscher an.³³

Dreißig Jahre später schien es, als wollte die Bundesrepublik alle Fehler und Versäumnisse mit einem Male wiedergutmachen. Dafür hatte sich die Politik einen Autor ausgesucht, dessen vielgestaltiges Werk alle möglichen Leserbedürfnisse spiegeln konnte. Zudem hatte sie eine Persönlichkeit ausgewählt, deren ereignisreiches Leben in die *Vorgeschichte* der Bundesrepublik zurückreichte, nämlich über das „Dritte Reich“ zurück in die Weimarer Republik, ja bis in das Kaiserreich. Der Vergleich mit jenem Kaiserreich drängt sich auf: das bei seiner Gründung nach einem „monumentalen Repräsentanten seines nationalen Prestiges“³⁴ Ausschau hielt – und Goethe als den deutschen Klassiker installierte. Ob seinerzeit, in den 1990er-Jahren, die Bundesrepublik in ähnlicher Weise nach einer repräsentativen Figur Ausschau hielt? Kaum, aber der „Re-Kanonisierung Jüngers als Autor der Moderne“³⁵ ist damals der Weg gebahnt worden.

Dabei hatte Ernst Jünger 1975 sein Verhältnis zur Zeit, zur Politik ganz anders definiert. Der Anlass für seinen persönlichen Rückblick war der 80. Geburtstag; unter dem Titel *Post Festum* ist der Text der zweiten Gesamtausgabe als Nachwort angefügt worden: „Neben der Unruhe des geborenen Widders plagte mich von Anfang an das Gefühl, der herrschenden Ordnung nicht konform zu sein [...].“³⁶ Diesen Nonkonformismus habe er in allen Lebensbereichen empfunden: eine innere Ferne, eine emotionale Entfremdung von der Ordnung, wie sie „politisch durch die Monarchie, die Republiken, die Diktatur bestimmt“ worden sei, aber auch von den Ordnungssystemen, die „theologisch“ und „ökonomisch“ vorherrschten. Es war ein umfassendes Lebensgefühl: „das Gefühl, ein Fremdling im eigenen Vaterland zu

33 Ebd.

34 Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 2/2, Frankfurt/M. 1977, S. 705–739, hier S. 738.

35 Weber, „Hoffentlich trifft man nicht zu viele widrige Literaten dort“ (wie Anm. 11), S. 213.

36 Ernst Jünger: *Post Festum*, in: *Ein abenteuerliches Herz* (wie Anm. 26), S. 423–426, hier S. 423.

sein“.³⁷ Gegenspieler dieses Gefühls und verlässlicher Ruhepol zugleich ist Jünger das planetarische System: die Ewigkeit der Sternbilder. Dass solcher Nonkonformismus wenig für politische Ehrungen, geschweige Repräsentanz prädestinierte, liegt in der Natur der Sache. Gleichzeitig wollte Ernst Jünger im Rückblick die Perspektive vorzeichnen, die für sein Werk angemessen sei: als Werk eines Außenseiters, eines literarischen Solitärs:

Ich weiß, daß ich Zeit meines Lebens vielen ein Ärgernis gewesen bin. Das begann schon in der Schule, wo ich meine Lehrer als der zugleich beste und schlechteste Schüler irritierte. [...] Diese Ambivalenz begleitete mich durch die mehr als sechzig Jahre meiner Autorschaft.³⁸

Jenseits der beabsichtigten Stilisierung ist ein Reflex der publizistischen Arbeiten spürbar, die Jünger in der Weimarer Republik veröffentlicht hatte und die damals als aktuelle „Stellungnahmen zur politischen Situation verstanden“³⁹ worden waren. Später, mit den 1950er-Jahren beginnend, hat Ernst Jünger dann ein Werk geschaffen, in dem er nicht mehr auf jeweils aktuelle Situationen re-agierte, sondern seine eigenen Motive und Themen beharrlich verfolgte. Der neue Begriff des Autors und der Autorschaft, der sich ihm parallel geklärt hat, zeugt davon. In seinen Notizen über *Autor und Autorschaft*, die in den späten 1970er-, frühen 1980er-Jahren entstanden, heißt es lapidar:

Ein gutes Verhalten ist das eines Wanderers bei Schlechtwetter oder das eines alten Chinesen, der schon viele kommen und gehen sah. Vor allem am Eigenen arbeiten. Der Baum wird auch durch Wind und Unwetter geformt. Viel ging über ihn hinweg.⁴⁰

Die Zeiten sind dem Schriftsteller ungünstig – wie schlechtes Wetter dem Wanderer, der sich gleichwohl davon nicht abhalten lässt. Es ist aufschlussreich, dass Jünger hier nicht nur den Wanderer (und den Chinesen, der sozusagen Sinnbild der entrückten, zeitlosen Existenz ist) zum Vergleich heranzieht, sondern auch den einzelnen, einzeln stehenden Baum, der dem „Unwetter“ trotzt: der Autor wie ein unverwüstliches Stück Natur; der selbst unter widrigsten Umständen sein Werk fortschreibt, der allein seinem

37 Ebd.

38 Ebd., S. 424; vgl. ferner Heinz Ludwig Arnold: *Krieger, Waldgänger, Anarch. Versuch über Ernst Jünger*, Göttingen 1990.

39 Hans-Peter Schwarz: *Der konservative Anarchist. Politik und Zeitkritik Ernst Jüngers*, Freiburg 1962, S. 12.

40 Ernst Jünger: *Autor und Autorschaft*, Stuttgart 1984, S. 28; vgl. auch Steffen Martus: *Autorschaft*, in: *Ernst Jünger-Handbuch* (wie Anm. 5), S. 317–320, sowie dessen Forschungsüberblick in: *Ernst Jünger*, Stuttgart 2001, v. a. S. 178–193.

Werk verpflichtet ist. Eingeschrieben ist diesem Ideal der Autorschaft die strikte Opposition gegen jede politische, soziale oder ökonomische Bestimmung des Autors. Insbesondere wird die politische Sphäre wiederholt als Gefahr erkannt: „Staat und Gesellschaft suchen bald durch Bestechung, bald durch Erpressung auf die Dichtung einzuwirken; beidem ist zu widerstehen.“⁴¹ Der Unzeitgemäßheit, der Nonkonformität, die Jünger als Stern seines Lebens diagnostiziert hat, korrespondiert die unbedingte Unabhängigkeit der literarischen Arbeit; deren Freiheit erst fördert die nötige Kreativität.

Der *unpolitische Staatsakt*, der zu Ehren von Jüngers 100. Geburtstag gefeiert wurde und der seine symbolische Fortsetzung im Begräbnis fand, an dem erneut viele Spitzenpolitiker teilnahmen, zuvor die spektakulären Besuche in Wilflingen – diese Ereignisse haben ihrerseits dem Autor Ernst Jünger ein Renommee gleichsam zurückgespiegelt; sie haben das politische Ansehen in literarischen Ruhm umgemünzt, der dann wiederum herausragende Ergebnisse in der bundesdeutschen Literaturgesellschaft zeitigte, so die Ausstellung, die das Deutsche Literaturarchiv 2010 in Marbach ausgerichtet hat: *Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund* lautete ihr Titel. Die Ausstellung rückte Ernst Jünger in ein neues Licht, sie präsentierte ihn (wie die *FAZ* notierte) als „einen Postmodernen *avant la lettre*“.⁴² Im Mittelpunkt stand der Sammler, der subtile Jäger, der Reisende und Briefschreiber, „ein rastloser Arbeiter am Abgrund der Zeit“.⁴³ Im Jahr darauf, im März 2011, wurde, als weiteres herausragendes Ereignis, Jüngers Wohnhaus, wo er von April 1951 bis zu seinem Tod im Februar 1998 gelebt hatte, als Literaturmuseum eröffnet. „Das Jünger-Haus ist einzigartig“, urteilte erneut die *FAZ*, „nirgendwo sonst sind die Lebensumstände eines Schriftstellers derart präzise dokumentiert und eingefroren“.⁴⁴ Ein Gesamtkunstwerk, das „gleichsam als Wohnhaus letzter Hand“⁴⁵ ein authentisches Zeugnis von seinem Autor geben sollte.

Der Waldgänger und literarische Solitär – der geeignete Repräsentant einer individualistischen Gesellschaft? Vielleicht, aber das wäre nur eine Seite. Der Philosoph Charles Taylor hat „drei Seiten des Unbehagens an der Moderne“ ausgemacht:

41 Ebd., S. 60.

42 Daniel Haas: In Zeichenschauern, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.11.2010.

43 Ulrich Raulff: Zum Geleit. Ernst Jünger, der Schreiber, in: Heike Gfrereis (Hrsg.): Ernst Jünger. Arbeiter am Abgrund. Katalog, Marbach 2010, S. 8.

44 Hubert Spiegel: Wohnhaus letzter Hand, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30.3.2011.

45 Ebd.

Die erste Befürchtung betrifft den sogenannten Sinnverlust, das Verblässen des moralischen Horizonts. Bei der zweiten geht es um das Verschwinden der Zwecke angesichts der wuchernden instrumentellen Vernunft. Die dritte gilt einem gewissen Mangel an Freiheit.⁴⁶

Auf alle drei Befürchtungen kann man im Werk Jüngers Antworten finden. Das würde dafürsprechen, dass es sich (weiterhin) lohnt, Jüngers Schriften zu lesen. Aber von der Lektüre bis zur Repräsentanz ist es ein weiter Weg. Hier ist Vorsicht geboten – und Misstrauen, das durchaus in Jüngers eigenem Sinn ist. Denn Denkmäler, konstatierte er, sind „in unserer Zeit am besten aus Kunststoff oder Gips. Manche halten sogar kaum länger als Schneemänner.“⁴⁷

46 Charles Taylor: *Das Unbehagen an der Moderne*, Frankfurt/M. 1995, S. 17.

47 Ernst Jünger: *Autor und Autorschaft* (wie Anm. 40), S. 11.

- Badische Landesbibliothek Karlsruhe 287 (NL Reinhold Schneider, K 2883)
Badisches Landesmuseum Karlsruhe 170 (Inventarnr. 80/409-347, Foto: Thomas Goldschmidt)
Deutsches Literaturarchiv Marbach 36, 38, 66, 71, 90, 97, 101, 138, 186, 194, 231, 262, 268, 305, 375 (Foto: Winkler-Betzendahl), 390, 397
Franz-Michael-Felder-Archiv, Vorlass Manfred Bosch, 383
Gemeindearchiv Willstätt 216
Dr. Gert Wolf, Wangen auf der Höri, Privataarchiv 402, 405
Gunilla Palmstiera-Weiss, Stockholm, Privataarchiv 380
Haus der Geschichte Baden-Württemberg 368 (Sammlung Kilian, Inventarnr. 2001/1254/11158)
Johannes-R.-Becher-Archiv, Akademie der Künste, Archiv, Berlin 222, 226
Landesmedienzentrum Baden-Württemberg (LMZ) 60, 61, 128, 134, 144, 295
Literaturkabinett Bad Saarow 244, 247
MLO – Museum für Literatur am Oberrhein/Literarische Gesellschaft 165 (Scheffel-Archiv, Inv.Nr.:2213), 255 (Sammlung Dr. Jürgen Vogt, Karlsruhe)
picture alliance/akg 42, 149, 203, 276, 283, 307, 356
picture alliance/Alfons Rath 180
picture alliance/Associated Press 437
picture alliance/dpa 177, 362, 423, 427, 432
picture-alliance/imageBROKER 197
picture-alliance/Rolf Haid 209
Sammlung Dreiländermuseum Lörrach 332 (Inventarnr. Fo 1609)
Stadtmuseum Tübingen 93
Staatsbibliothek Berlin 78 (Sign. 4, Nh 277)
Stadtarchiv Heilbronn 118 (E 005-2811)
Stadtarchiv Lörrach 341 (Sign. 2.65.220)
Ursula Barthelmeß-Weller, Privataarchiv, Berlin 322
ullstein bild, Roger Violett/Bernard Lipnitzki 293
Universitätsarchiv Heidelberg 234 (B 0704/2)
Universitätsarchiv Tübingen 107 (Sign. 126/708), 111 (Sign. LXV 5.4)
Universitätsbibliothek Augsburg 82 (Sign. 02/IV.13.2.26-1, Tafel nach S. 692)
Wikipedia/Thomoesch 191

Trotz intensiver Recherche konnten nicht alle Rechteinhaber der Abbildungen zweifelsfrei ermittelt werden. Sollten hier berechnigte Ansprüche bestehen, sind wir gerne bereit, diese abzugelten.

Die Autorinnen und Autoren

Albrecht, Andrea, Prof. Dr., geb. 1971, arbeitet zur Literatur und *Intellectual History* der Moderne, zur Literatur und Philosophie des Nationalsozialismus und zur Wissenschaftsgeschichte. Sie lehrt am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg.

Aurnhammer, Achim, Prof. Dr., geb. 1952, ist Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literaturgeschichte am Deutschen Seminar der Universität Freiburg.

Bosch, Manfred, geb. 1947, lebt als freier Autor und Publizist in Konstanz. Er hat zahlreiche Darstellungen zur südwestdeutschen Zeit- und Literaturgeschichte verfasst.

Brogi, Susanna, Dr., geb. 1971, leitet das Deutsche Kunstarchiv am Germanischen Nationalmuseum Nürnberg. Im Rahmen mehrerer Publikationen hat sie sich mit Bibliotheken emigrierter Autorinnen und Autoren beschäftigt.

Differding, Annika, geb. 1987, ist Promotionsstudentin der germanistischen Literaturwissenschaft an der Universität Stuttgart. Seit Februar 2018 ist sie Mitarbeiterin im Bereich Text und inhaltliche Konzeption bei der BOK+Gärtner GmbH in Münster.

Dunkhase, Jan Eike, Dr., geb. 1973, ist Historiker und lebt in Berlin.

Eiden, Maximilian, Dr., geb. 1978, Historiker und Polonist, war von 2009 bis 2013 Kulturreferent für Schlesien am Schlesischen Museum zu Görlitz und leitet seit 2013 den Kulturbetrieb des Landkreises Ravensburg.

Ferchl, Irene, geb. 1954, arbeitet als Kulturjournalistin und Autorin in Stuttgart. 1993 gründete sie das *Literaturblatt für Baden-Württemberg*, dessen Herausgeberin sie bis heute ist. Zuletzt erschienen *Erzählte Stadt. Stuttgarts litera-*

rische Orte (2015) und *Über das Land hinaus. Literarisches Leben in Baden-Württemberg* (2016).

Frank, Martin, geb. 1986, arbeitete als wissenschaftlicher Volontär an der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Seit Juni 2019 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Hygiene-Museum Dresden.

Gaier, Ulrich, Prof. Dr., geb. 1935, war bis zu seiner Emeritierung im Jahr 2000 Professor für Deutsche Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Er ist Ehrenmitglied der Hölderlin-Gesellschaft sowie Mitglied der Herder-Gesellschaft und der *Goethe Society of North America*.

Glocker, Jürgen, Dr., geb. 1954, schreibt Romane, Erzählungen, Lyrik, Hörstücke (SWR2) und Texte zu Literatur und Kunst. Nach langjähriger Tätigkeit als Kulturreferent und Pressesprecher des Landkreises Waldshut arbeitet er als Literaturwissenschaftler, Kunstvermittler und Lektor.

Habermaier, Volker, geb. 1962, ist Schulleiter des Georg-Büchner-Gymnasiums Rheinfelden (Baden) und Autor von Schulbüchern und fachdidaktischen Aufsätzen, meist im Fach Geschichte. Er ist Präsident des Hebelbundes Lörrach e. V. sowie Mitglied der Jury des Johann-Peter-Hebel-Preises des Landes Baden-Württemberg.

Hockenjos, Klaus, Dr., geb. 1943, hat sich nach Ende seiner Berufstätigkeit als Klinikarzt dem Schreiben biographischer Texte und Würdigungen architektonischer Objekte gewidmet.

Jessen, Caroline, Dr., geb. 1980, arbeitet als wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt an der Oder. Sie forscht zum Zusammenhang von Sammlungsgeschichte, Provenienz und Philologie nach 1945.

Kloster, Jens, Dr., geb. 1981, leitet die Abteilung Text + inhaltliche Konzeption bei der BOK+Gärtner GmbH in Münster. Er ist Geschäftsführer der Annette von Droste-Gesellschaft.

Knödler, Stefan, Dr., geb. 1974, ist Literaturwissenschaftler an der Universität Tübingen und hat zahlreiche Arbeiten und Editionen zur Literatur aus Schwaben und zur deutschen Romantik veröffentlicht.

Kopitzki, Siegmund, geb. 1951, war bis 2017 Redakteur beim Medienhaus Südkurier. Er lebt und arbeitet als Kulturjournalist in Konstanz.

Kurtz, Lore, geb. 1990, studierte Literatur und Philosophie in Dresden und Berlin mit Schwerpunkt auf literarischen Ost-West-Beziehungen. Mitarbeit an der Ausstellung „Der schreibende Präsident – Theodor Heuss und die Literatur“ für das Theodor-Heuss-Museum Brackenheim und die Arbeitsstelle für literarische Museen in Baden-Württemberg.

Maas, Julia, Dr., geb. 1985, hat in Freiburg/Br. über den Schweizer Schriftsteller Robert Walser promoviert. Sie war 2010 an der Neugestaltung des Literaturmuseums Hebelhaus Hausen beteiligt und leitet seit 2017 in der Bibliothek des Deutschen Literaturarchivs Marbach das Referat Bestand und Benutzung.

Mateescu, Kristina, geb. 1987, promoviert im Fach deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Heidelberg. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Internationale akademische Beziehungen Deutschlands 1933 bis 1945“.

Mojem, Helmuth, Prof. Dr., geb. 1961, ist Leiter des Cotta-Archivs im Deutschen Literaturarchiv Marbach und Lehrbeauftragter am Deutschen Seminar der Eberhard Karls Universität Tübingen.

Oesterle, Kurt, geb. 1955, lebt als freier Autor in Tübingen und hat zuletzt den Roman *Martha und Ihre Söhne* (2016) sowie die Aufsatzsammlung *Die Erbschaft der Gewalt. Nahe und ferne Folgen des Kriegs* (beide im Verlag Klöpfer & Meyer) veröffentlicht.

Overlack, Anne, Dr., geb. 1960, lebt und arbeitet als Autorin und Kommunalpolitikerin in Bankholzen auf der Höri.

Pohlmann, Laura Marie, geb. 1985, erarbeitete die Alfred-Döblin-Online-Biographie am Deutschen Literaturarchiv Marbach. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Osnabrück.

Ranke, Wolfgang, PD Dr., geb. 1949, lehrt am Seminar für Deutsche Philologie der Georg-August-Universität Göttingen.

Sautermeister, Christine, Agrégée de l'Université, Dr.phil., geb. 1940, war Dozentin für Französisch an den Universitäten München und Hamburg.

Schäfer, Walter Ernst, Dr. (1928–2014), widmete als Germanist den Großteil seines akademischen Schaffens der frühneuzeitlichen Literatur und leistete einschlägige Beiträge in der Barockforschung. Seine Studien legen einen Schwerpunkt auf den deutsch-französischen Grenzraum. Er arbeitete als stellvertretender Leiter des Goethe-Instituts von Marseille und gehörte zum Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft.

Schmidt, Thomas, Dr., geb. 1963, arbeitet neben seinen Aufgaben als Ausstellungskurator zur Erinnerungskultur, zur Literaturgeschichte der Moderne und besonders zum Verhältnis von Literatur und Leibesübungen. Er leitet im Deutschen Literaturarchiv Marbach die Arbeitsstelle für literarische Museen in Baden-Württemberg und unterrichtet an den Universitäten Freiburg und Heidelberg.

Schmidt-Bergmann, Hansgeorg, Prof. Dr., geb. 1956, lehrt Neuere deutsche Literaturwissenschaft am Institut für Germanistik des Karlsruher Instituts für Technologie (KIT). Er ist Geschäftsführender Vorstandsvorsitzender der Literarischen Gesellschaft e. V. Karlsruhe, Leiter des Museums für Literatur am Oberrhein Karlsruhe und Herausgeber der Literaturzeitschrift *allmende*.

Schulte, Bettina, Dr., geb. 1956, ist Feuilletonredakteurin der *Badischen Zeitung* und Dozentin am Frankreich-Zentrum der Universität Freiburg.

Schwarzbauer, Franz, Dr., geb. 1953, leitete von 2003 bis 2019 das Kulturamt der Stadt Ravensburg. Zuvor war er, von 1993 an, in gleicher Funktion in Meersburg tätig. Seit 2012 ist er Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft Ravensburg, seit 2019 Lehrbeauftragter an der Universität Konstanz im Fachbereich Literaturwissenschaft.

Spiegel, Hubert, geb. 1962, ist Deutschland-Korrespondent des Feuilletons der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Träger des Alfred-Kerr-Preises für Literaturkritik und verantwortlich für die 1974 von Marcel Reich-Ranicki begründete *Frankfurter Anthologie*.

Stolte, Ulrich, Dr., geb. 1964, ist Journalist, Wissenschaftler und Autor. Nach Stationen bei der *Geislinger Zeitung*, dem *Schwäbischen Tagblatt* und als Pressesprecher der katholischen Landjugendbewegung ist er jetzt Redakteur der *Stuttgarter Zeitung* und schreibt gelegentlich für die Wochenzeitung *DIE ZEIT*. Als Lyriker ist er Träger des *Nikolaus-Lenau-Preises*. Seine Reportage *Das Herz aus Stahl* wurde 2017 für den *Deutschen Mittelstandspreis* und für den *Ernst-Schneider-Preis* nominiert.

Venzl, Tilman, Dr., geb. 1983, ist Akademischer Mitarbeiter am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg und Forschungsstipendiat an der Yale University.

Wiedemann, Barbara, Dr., geb. 1953, ist Literaturwissenschaftlerin und Herausgeberin von Werken und Korrespondenzen Paul Celans. Sie ist Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar der Universität Tübingen.

Winckler, Lutz, Prof. Dr., geb. 1941, lehrte von 1970 bis 1992 Literatursoziologie an der Universität Tübingen, von 1992 bis 2006 Deutsche Literatur und Zivilisation an der Université de Poitiers. Er ist Mitherausgeber des Internationalen Jahrbuchs *Exilforschung (text+kritik)* und hat zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der deutschen Literatur, insbesondere zur Exilliteratur 1933–1945, zur Exilpresse und zur Sozialgeschichte des literarischen Buchmarkts vorgelegt.

Witt, Werner, geb. 1954, leitete für SWR2 aktuelle Kulturredaktionen in Baden-Baden und in Freiburg. 2009 gab er in der Reihe *Eine kleine Landesbibliothek* im Verlag Klöpfer & Meyer den Band *Heinrich Hansjakob, Erzählungen, Erinnerungen* heraus. Er ist Vorsitzender im Förderkreis deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg.